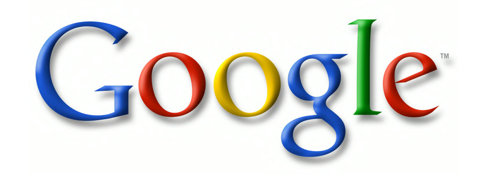


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

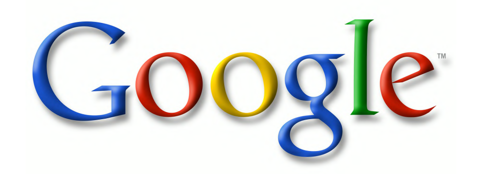
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

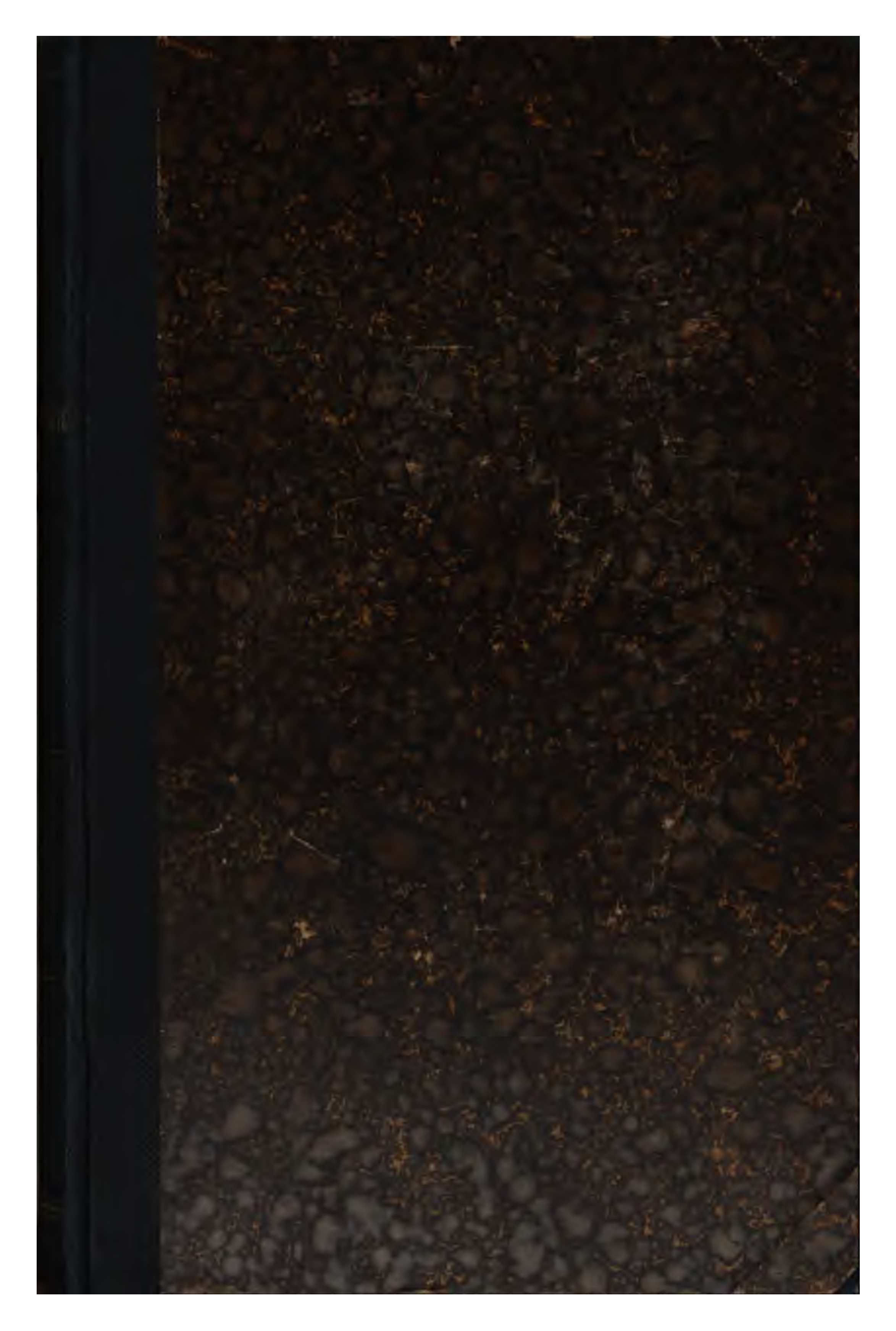
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Erinnerungen

des

[Joha]nn Nepomuk v. Ringseis,

[gesam]melt, ergänzt und herausgegeben

von

Emilie Ringseis.

Zweiter Band.



Prov. Germ.
Inf. S. J.

E 44078



Prov. Germ.
Inf. S. J.

Erinnerungen

des

Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis,

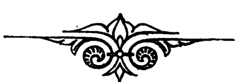
gesammelt, ergänzt und herausgegeben

von

Emilie Ringseis.

Zweiter Band.

Prov. Germ.
Inf. S. J.



Regensburg & Amberg.
Druck und Verlag von J. Habbel.
1886.

Erinnerungen

des

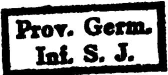
Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis,

gesammelt, ergänzt und herausgegeben

von

Emilie Ringseis.

Zweiter Band.



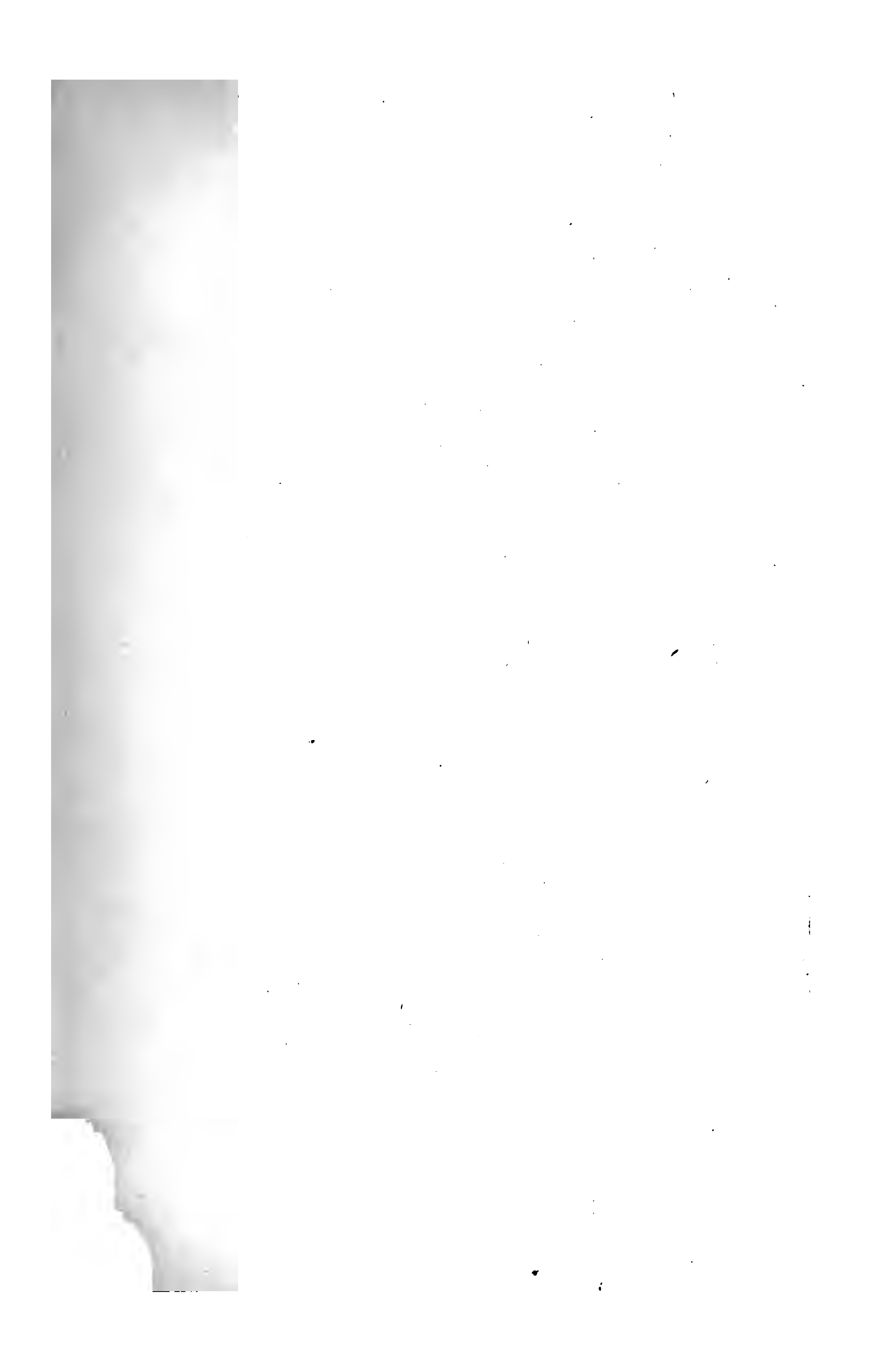


Regensburg & Amberg.
Druck und Verlag von J. Habbel.
1886.

R512
R5A2
v. 2

Inhaltsverzeichniß.







Achtes Kapitel.[1)]

Zeit der ersten amtlichen Thätigkeit.

1818—1820.

Am Spital. Medizinalrath. Briefe des Kronprinzen. Was Ringseis' Stellung zum Kronprinzen mit sich bringt. Geselliges, Verkehr mit den Künstlern; geschäftliche Korrespondenz in Sachen Cornelius; allerlei Anfechtungen. Aus einem späteren Briefe von Kathrin. Ein Körbchen. Lehramts-Frage. Praxis und allerhand Patienten, darunter Rumohr. Gesundheitszustand. Sailer's Angelegenheit mit Rom. Anstalten zur Reise.

Es war gut, daß ich von der Reise, trotz der Strapazen in Sicilien, neue Kräftigung an Geist und Körper mitgebracht, denn der Strudel der Arbeit, insbesondere der Stadtpraxis, riß mich alsbald wieder mächtig fort. Man erinnert sich, daß ich vor dem Abgang nach Italien eine Anstellung als zweiter Primärarzt am allgemeinen Krankenhaus zu München erhalten. Es währte aber nach meiner Rückkunft noch Monate, bis ich dortselbst eingewiesen wurde. Das Spital stand in königlicher Verwaltung und ging erst in Folge der Verfassung in die Hände des Münchener Magistrats über. Meine Besoldung betrug 600 fl., die mir „pragmatisch" zugesichert waren, d. h. man konnte sie mir auch im Ruhestand nicht mehr entziehen.[2)] Direktor und (somit erster) Primärarzt war

[1)] Ueber die Abfassung dieses II. Bandes siehe im I. das Vorwort.

[2)] Anm. der Schreib. Wie Ringseis später in großmüthiger Berücksichtigung der engen Finanzlage der Stadt in eine für ihn ungünstige Veränderung dieses Verhältnisses gewilligt hat, soll seinerzeit erwähnt werden. In die bezügliche Angabe in den hist. polit. Bl. haben sich ein paar Irrthümer eingeschlichen.

Haeberl, von dessen ärztlicher Tüchtigkeit ich bereits früher gesprochen habe. Er ist nicht zu verwechseln mit dem Obermedizinalrath gleichen Namens, unter dessen Leitung das sehr glücklich angelegte und ausgeführte Spitalgebäude errichtet worden.[1]) Die chirurgische Abtheilung versah Koch, welcher später das Direktorium an Stelle des abtretenden Haeberl erhielt, wogegen des Letzteren Amt als Ordinarius an Loe gelangte. Jede der drei Abtheilungen, zwei für innerlich Kranke und eine chirurgische, zerfiel wiederum in eine „männliche" und eine „weibliche". Die Assistenten wurden anfänglich alle vom Direktor gewählt und den Ordinirenden zugetheilt, bei welcher Einrichtung nothwendig Arzt und Unterarzt in schiefe Stellung zueinander geriethen; sie wurde darum abgeschafft, als durch Uebernahme von Seiten des Magistrats und Eröffnung der Klinik von Seiten der Hochschule sich überhaupt die Verfassung des Krankenhauses wesentlich veränderte. Die Pflege versahen noch weltliche Wärter.

Mit Lust und Liebe trat ich in mein neues Amt und mit Lust und Liebe hab' ich es fort und fort versehen. Bezüglich der ärztlichen Ausübung gewann das Spital vor Allem mein Herz, und als mit der Zeit das Amt am Ministerium, die Professur und andere Thätigkeiten es unerläßlich machten, nach irgend einer Seite hin einzuschränken, da brachte ich jener Lieblingsbeschäftigung gern die Stadtpraxis zum Opfer, obwohl letztere meinen Säckel reichlicher geschwellt haben würde. An Kreuz, Verdruß und peinlichen Sorgen hat es mir freilich auch an dieser Stätte meines bevorzugten praktisch-ärztlichen

[1]) Anm. der Schreib. Wir haben abwechselnd den Einen wie den Anderen bald Haberl, bald Häberl nennen hören und dem entsprechend den Namen schreiben sehen.

Wirkens nicht gefehlt, aber dem heilsamen Kreuz entrinnt der Mensch ja nirgends.

Bald, wo nicht alsogleich, begann ich aus freien Stücken und ohne Verpflichtung klinische Vorträge zu halten; meine Zuhörer waren meist absolvirte Mediziner, welche Landshut verlassen hatten.[1] Nach altem Brauche trug ich in lateinischer Sprache vor, worüber noch lang nachher mir Schelling seine Freude ausgesprochen, und diesen auch für die Kranken wohlthuenden Brauch hielt ich etwa 17 Jahre fest; dann (ungefähr ein Jahrzehnt nach Hieherversetzung der Universität) mußte ich ihn aufgeben, denn die Studenten waren nicht mehr im Stand lateinisch mit mir zu verkehren, ja sie verstunden mich nicht mehr. Seltsam! Ich und meine Schulgenossen hatten bei weitem nicht so viele Zeit auf philologische Ausbildung verwendet, nicht so viel und so lang Buchstaben und Silben gestochen, als in der späteren hyperkritischen Epoche geschah, wo nicht nur der Inhalt eines Klassikers zerlegt, sondern alle seine Lesarten vor den Schülern verglichen wurden — der Zeit, wo Ein hochgepriesener Schulplan immer wieder von einem noch herrlicheren gejagt wurde — und nun! Während wir uns in lateinischer Sprache leicht und fließend über die meisten Gegenstände allgemeiner Bildung zu unterhalten vermochten, konnten und können die Neueren in dieser wichtigen Sprache nicht einmal den Vorträgen über ihre eigene Fachwissenschaft folgen. Und für ein solches Ergebniß

---

[1] Spätere Anm. der Schreib. In jener Epoche dürfte es gewesen sein, daß R. 4 Jahre hindurch den jungen Aerzten freiwillig Operationskurs gab; weil er v. Walther's Ansicht nicht theilte, viele Chirurgen heranzuziehen wäre vom Uebel, indem dann Keiner genug Brod fände. Die Folge hat R. Recht gegeben.

mußten — wie es augenblicklich steht, weiß ich nicht — die armen Buben zum Jammer ihrer Mütter täglich viele Stunden über den lateinischen Büchern und Heften brüten, auf Kosten von Geist und Leib. Was Wunder, wenn mancher bis dahin fleißige Student das erste Jahr auf der Universität müssig ging, weil die erschöpfte Natur weiterer Anstrengung sich widersetzte? Und glücklich, wenn es dann bei jenem Einen Jahr des Nichtsthuns blieb, wenn das dolce farniente nicht bleibend sich eingenistet! — So kam es auch, daß wenn an der medizinischen Fakultät es irgend ein wichtiges lateinisches Schriftstück abzufassen galt, die Arbeit häufig mir übertragen wurde. Uns Früheren war freilich die Gewandtheit unserer mönchischen Lehrer im Lateinischen zu gut gekommen. Ja, da lag eben der Has im Pfeffer.

Man betont so sehr den Vortheil, daß alle Gelehrsamkeit mehr und mehr in der Landessprache redet, und geberdet sich, als sei die Wissenschaft etwas Nationales und ihre Popularisirung das Wichtigste. Ehedem war ein wissenschaftliches Werk allerdings der großen Menge nicht so zugänglich wie jetzt, dafür aber der ganzen Gelehrtenwelt aller christlichen Nationen, die nicht so jämmerliche Mißverständnisse daraus zog, wie heute die Schaaren der Halbgebildeten. Ebenso ergänzten sich die Universitäten von überall her; denn überall, in Bologna wie Paris, in Ingolstadt wie Salamanca, docirte der Berufene in der gleichen allgemein giltigen Sprache. Jetzt bringen nur die wenigsten gelehrten Werke und oft nur durch eine vom Zufall gelenkte Wahl über den Kreis der Sprachnation hinaus und wie mangelhaft und schief sind häufig die Uebersetzungen! In der That, wenn uns so oft gesagt wird, die Wissenschaft sei nicht konfessionell, so dürfte erwidert werden: Sie ist noch viel weniger national, und

doch trommelt und posaunt ihr unaufhörlich von deutscher Wissenschaft! —

Noch im J. 1818 erhielt ich[1]) die Ernennung zum **Medizinalrath des Isarkreises**; anfänglich verwaltete ich das Amt neben **Oeggl**, nach dessen Tod aber allein. Meine Wirksamkeit war ziemlich eingeschränkt und gehemmt; doch gründete ich einen Leseverein mit medizinischen Zeitschriften.[2])

Vom **Kronprinzen**, welcher nach Franken zurückgekehrt war, erhielt ich von Zeit zu Zeit Handschreiben und Aufträge. Aus Bad **Brückenau** 9. Juli 18 hebt der Gnädigste an:

„Soeben las ich Ihren Brief vom 4. dieses und beeile mich in denselben Minuten, Ihnen, den ich innig schätze, zu antworten. Herzliches den Herzlichen in Rom, Das vor Allem, und daß es mir recht angenehm sein würde, wenn Cornelius seinem Wunsche gemäß mir schreibt, wobei mir lieb sein würde" (zu erfahren), „was seine wackern Kunstgenossen machen. Ich danke für Ihren lebendig gefühlten nun gedruckten Aufsatz mich in Rom betreffend."

Und aus **Aschaffenburg** 27. August:

„Das muß ein reiner wackerer Mensch sein, den Ringseis — wäre Ringsheiß richtiger?[3]) — mir als solchen nennt... Daß unsere Reise durch die Pontinischen Sümpfe einem Menschen das Leben erhalten, erregt ein wohlthuendes Gefühl. Wenn Sie es mir auch nur leihen könnten, so würde mich's vergnügen, das von Ihnen niedergeschriebene ‚Ein Gemälde aus

---

1) Siehe Beilage 2, a zum 8. Kapitel.

2) Ein Chirurg, welcher unter Max Joseph I. Obermedizinalrath geworden, hatte kein Latein studirt; um aber dessen nicht unkundig zu scheinen, schrieb er nicht wie bräuchlich zu seinem Namen: m. c. m., dafür aber membrum collegium medicum.

3) **Anm. d. Schreib.** Oefter auch sagte der Prinz: **Rings-Eis**, **Innen-heiß**.

Sicilien' zu lesen.[1]) Joseph Baader sagen Sie von mir, bei meiner ersten Anwesenheit in München würde ich gerne sein verbessertes Eisenbahnmodell in Augenschein nehmen mit Aufmerksamkeit.[2]) Gute Wirkung verursachte Ihr erstes Rezept, so daß das zweite gar nicht angewendet wurde. In Sicilien und Rom, da haben wir gelebt. Mit bekannter Gesinnung Ihr Ihnen recht geneigter Ludwig Kronprinz."

Der hohe Herr hatte ein Drama „Konradin" gedichtet und mir mitgetheilt. Schenk und Cornelius rühmten die Gedanken, trotzdem war es, wie ich glaube, nicht eigentlich gelungen. Ich machte ihm einige Bemerkungen und er schrieb mir aus Würzburg 25. Mai 20:

„An dem Vorabende vor Pfingsten vollendete ich des bewußten Werkes abermalige Durcharbeitung, nicht nur fast jede von Ihnen auch bei Ihrer zweiten Durchsichtigung bezeichnete Stelle verbessernd, sondern noch weit mehrere, viel strenger gegen mich selbst gewesen seiend."

Mehrmals schloß der Prinz Briefe an Andere mit ein, die er unauffällig wollte abgegeben wissen, und dann war wohl auch die Adresse an mich von dritter Hand geschrieben und ein fremdes Siegel aufgedrückt. Häufig ertheilte er mir selber Aufträge; so z. B. Mai 1820:

„Dem Quäker Grellet lassen Sie von mir wissen, daß mir seine Besuche ungewöhnliches und nicht vorübergehendes Vergnügen gewähret; daß ich wegen zwei nach London zu schickenden Zöglingen, den wechselseitigen Unterricht betreffend, bereits gesprochen, mir aber nicht bekannt sei, ob von Seite unseres Ministeriums etwas erfolget wäre. Sailern, daß ich seine Homilien mir angeschafft, sie mit Andacht lese . . . Ihm meinen Wunsch auf's Neue erkennen zu geben, daß er

---

1) Die früher erwähnte Schilderung der Scene von Monteallegro in den „Zeitschwingen".

2) Der Bruder des Philosophen hatte schon zu jener Zeit aus eigener Idee eine Schienenbahn ersonnen und das Modell war in Nymphenburg aufgestellt.

für dreißig Tage Gebete schreiben möge, damit es auch für Werktage mehr Abwechslung gebe."

Und aus Brückenau 28. Juli 1820, bezüglich seines Wunsches, daß Sailer oder ich einen Hofmeister für die kronprinzlichen Kinder ausfindig machten, weil der bisherige, Mac Ivor (aus dem Regensburger Schottenkloster) gesundheitshalber fort und nach Italien mußte:

„Schreiben Sie Sailern als von mir beauftraget, daß um Erzieher bei mir zu werden, religiöse und volksrechtliche Gesinnung Bedingung sine qua non ist, daß ich ultraische dazu nicht brauchen kann, dieses schreiben Sie wörtlich Sailern, wie daß es zu dieser Stelle eines liebreichen, Heitere mit Festigkeit vereinigenden Gemüthes bedarf. Teutsch muß die Gesinnung sein. Solche Männer streben Sie gleichfalls mir aufzufinden, Sie die selbst teutsch, religiös, volksrechtlich gesinnt sind, aber weder Sie noch Sailer sollen diesen Auftrag laut werden lassen."

Dann 7. September 1820:

„Am Tage der Sonnenfinsterniß schreibe ich Ihnen, auf (daß) die Herzen meiner Kinder immer lichter werden, noch in diesem Monate von Sailer für die Gotteslehre, Religionsunterricht einen Geistlichen vorgeschlagen zu bekommen, von dessen Würdigkeit er sicher."

Der von Sailer Empfohlene und vom Kronprinzen Angenommene war der nachmalige Bischof von Eichstädt, Oettl.

Die Gunst des Kronprinzen gegen mich war weder in Rom noch in München unbeachtet geblieben. Als Wilh. v. Humboldt bei kurzem Aufenthalt dahier mich besuchte, später auch der auf Veranlassung des Kronprinzen gestürzte Minister Graf v. Montgelas und Andere mehr, da dachte ich in meinem Herzen: „Aha, ihr traut mir beim künftigen Thronfolger eine Rolle zu! Etwa in höheren Styl ‚promovirt' die des Barbiers von Ludwig XI.? Aber da kennt ihr weder mich, noch den Prinzen." Dieser,

mit seinem selbstständigen und vielfach unberechenbaren Charakter, hatte bereits zu fertige Ansichten in vielen Dingen, als daß ich mir mit der Hoffnung eines entscheidenden Einflusses hätte schmeicheln können, selbst wenn ich ihn gesucht hätte. Und war auch — gewisse wunderliche Ausnahmen abgerechnet — im Ganzen die Treue, fast möchte ich sagen die freundschaftliche Treue, ein hervorleuchtender Zug seines Wesens und darum launische Wandelbarkeit bei ihm weniger zu besorgen, als bei vielen anderen Fürsten (weil Menschen); und mochte immerhin das Unhofmännische, das Nichtberechnende von meiner Seite beigetragen haben, mir seine Gewogenheit zu erobern, einmal konnte die Geradheit doch den Ton verfehlen oder lästig werden; und auf dem Hofboden handelt es überdieß sich ja nicht bloß um das persönliche Verhältniß zum Fürsten, sondern man wird nothwendig mitverstrickt in das ganze Netz der Umgebungen. So freute ich mich des Einflusses, den der Tag mir brachte, freute mich, wenn der Kronprinz auf meine Anschauungen einging, weiter hinaus aber rechnete ich nicht. Und in ähnlichem Sinn äußerte später Froriep, der rühmlich bekannte Professor der Geburtshilfe, sich mit wohlmeinendem Rathe zu mir: „Trachten Sie ja nicht, ständiger Leibarzt zu werden, das ist ein trübseliges Geschäft! In Ihren jetzigen Verhältnissen kann es Ihnen nicht schwer fallen, mit der Zeit die oberste Leitung des Medizinalwesens zu erhalten, da sind Sie besser am Platz."

Weil eben von Wilh. v. Humboldt die Rede gewesen, bemerke ich, daß ich vor seiner wissenschaftlichen Größe unvergleichlich höhere Achtung hege, als vor derjenigen seines Bruders. Wohl mangelte auch ihm die Tiefe des Glaubens, aber er besaß unläugbar Tiefe der Wissenschaft; Alexander hingegen gab sich zufrieden mit

deren Breite, d. h. dem Umfang der Kenntnisse, und mit wissenschaftlichem Scharfsinn.

Schwester Kathrin, welche während meiner Reise in der Heimath gelebt hatte, nun aber als meine getreue Wirthschafterin wiederum eingerückt war, zog im Laufe des Sommers 1819 mit mir in das Haus des Baron v. Mayer in der Fürstenfeldergasse, wo ich geheirathet und gegen achtzehn Jahre gewohnt habe. Der Bauplan dieses sowie des rückwärts daran stoßenden, ehemals dazu gehörigen Scheitler'schen Hauses gilt als ein Werk von Claude Lorrain, welcher mit einem Vorfahren des Barons befreundet gewesen, wie er denn auch (so sagte mir Dillis) in seinem Libro della verità etwa in folgenden Worten selber erzählt: Questi due quadri ho dipinto per il mio amico il barone di Mayer a Monaco. In unserer hyperkritischen Zeit hat man die bekannte Ueberlieferung, daß der große Künstler längere Zeit in München und seiner Umgebung gelebt, viele Landschaftsstudien daselbst gemacht und verschiedene davon in seinen Gemälden verwerthet hat, als Märchen anzweifeln wollen, obschon man noch zu meinen Lebzeiten sein Landhaus am hohen Isarufer bei Harlaching kannte, bis einquartirte Franzosen durch schlecht gehütetes Wachtfeuer dasselbe in Brand gesetzt. Es müßte doch seltsam zugehen, wenn mehrere sich also bezeugende und ergänzende Ueberlieferungen keine Beweiskraft haben sollten. Wie wäre man in der Baron v. M.'schen Familie zu jener bestimmten Tradition gekommen? Daß die Landschaftsmaler überhaupt die Gegend von München als ungemein reich an charaktervollen Motiven preisen, ist bekannt. Das Haus, gegenüber dem ehemaligen Fürstenfelderhof, in der einst vornehmen, von Gesandten bewohnten Gasse, war stattlich und rechtfertigte wohl die Annahme, daß ein bedeuten-

der Künstler es geplant. Zwei Treppen führten jede zu den beiden Stockwerken, wovon ich das obere eine Weile ganz, dann der größeren Hälfte nach innegehabt. Hier besaß ich unter Anderem einen für Privatwohnung selten großen Saal, an der Decke mit schöner Stuccaturarbeit geschmückt. Im ersten Stock befand sich eine hübsche Hauskapelle im neuitalienischen Styl. An der Hofseite sah man über prächtige Linden, welche leider nachher gefällt wurden, und über umgebende Bauten die jedem Münchner so lieben Frauenthürme emporragen. Noch zu meiner Zeit ging das Haus in den Besitz eines Nürnberger Spiegelfabrikanten, später in andere Hände über und soll, wie ich höre, entstellende Veränderungen, namentlich der Treppen, erlitten haben.

In dieser schönen geräumigen Wohnung war es, daß ich Peter dem Großen — von Düsseldorf natürlich — auf einige Monate Herberge gab, als er vorläufig ohne seine Familie nach München kam, um die Cartone und ersten Arbeiten für die Glyptothek in Angriff zu nehmen. Ich räumte ihm mehrere Zimmer ein und theilte mit ihm meinen Staatssaal, und damit ihn die kurzen Wintertage nicht an der Arbeit hinderten, ließen wir zur Verwunderung meiner Schwester allabendlich ein kleines Heer von Wachslichtern flammen und waren seelenvergnügt, wenn Ein schönes Kunstwerk um's andere entstand. Häufig versammelten sich dann noch mehrere Künstler um uns, Schlotthauer, Eberhard, Heideck u. s. w. Da ging es dann fröhlich her.[1]) Die nöthigen Berichte nach Franken

[1]) Anm. d. Schreib. Aus jener Zeit muß die Büste stammen, die Konr. Eberhard von Ringseis modellirt hat. Wir besitzen ein Exemplar derselben (in Gyps), ein zweites wurde der katholischen Universität zu Dublin auf deren Wunsch verehrt, als sie durch Kauf die medizinische Bibliothek von R. an sich gebracht.

an den Kronprinzen nahm ich meist dem „tintenscheuen" Cornelius ab und erhielt auch in den an mich gerichteten Briefen des Gnädigsten den Bescheid. Zu Zeiten gab es kleine Reibungen zwischen dem hohen Auftraggeber und dem Künstler; bei so großen Unternehmungen sind selten die Kontrakte ganz erschöpfend deutlich, und so entsteht leicht zu spät eine Meinungsverschiedenheit. Da hatte z. B. der Prinz zwar das Gold zu den Vergoldungen eigens zu bestreiten versprochen, aber nicht den Vergolder; oder da waren bei Bestimmung der Arbeitsfrist gewisse Schwierigkeiten nicht in Rechnung gezogen, und es konnte dieselbe trotz bestem Willen nicht eingehalten werden; und mußte der Künstler trotz seiner notorischen Uneigennützigkeit doch Rücksicht nehmen auf seine Familie, so berief sich mit Recht der Fürst auf seine Ueberladung mit Ausgaben, um auf dem Kontrakte zu bestehen (was ihn jedoch nicht hinderte, seiner Zufriedenheit durch freiwillige Steigerung des Versprochenen Ausdruck zu geben.) Da schrieb einmal der Prinz (Aschaffenburg 17. September 19):

„Wünscht Cornelius aber lieber das ganze Unternehmen aufzugeben, so sage er es Ihnen gerade heraus; glaube aber nicht, weil ich dieses schreibe, daß ich seine Kunst nicht zu würdigen weiß. Unter den Lebenden, die ich kenne, halte ich Cornelius für den geistreichsten Maler."

Und später — ich weiß nicht ob im Winter 18/19 oder im folgenden — sandte mir Cornelius aus Düsseldorf einen Brief an den Gnädigsten, worin er denselben bittet, ihn des Kontraktes zu entlassen. Ich hütete mich wohl, das Schreiben zu übermitteln, sondern ließ den Peters-Zorn verkühlen, wofür das große kleine Männchen mir herzlichen Dank gewußt.

Im Ganzen und Großen aber herrschte bestes Einvernehmen; der Prinz konnte sein Wohlgefallen an den

Werken des Meisters, wie an Diesem selber, und seine Freude am Fortgange der Arbeit nicht genug bezeugen. So aus Würzburg 7. November 19:

„Hohes freudiges Gefühl erzeugte mir Ihr Brief vom 2. d. ...[1]) Das war brav von Cornelius! Es ist ein wohlthuendes Gefühl, wenn es einem vergönnt ist, den großen Künstler und den reinen Menschen in demselben Manne vereint hochschätzen zu können, sagen Sie ihm das von mir, und wie es mir ein Fest sein wird, der ich um Neujahr nach München komme, wieder seine mir bereits bekannte Arbeit und dessen neue bewundern zu können."

Dann aus Bad Brückenau 16. Juli 20:

„An Cornelius, mit welcher Freude ich durch Dillis das treffliche Fortschreiten des Freskomalens in der Glyptothek vernommen, daß ich selbst einmal von derselben träumte."

Und wieder am 28. Juli:

„Sagen Sie C., daß ich zweimal schon von seinem Freskomalen in der Glypt. hier geträumt habe."

Und da er eine der oben erwähnten pekuniären Fragen auseinandersetzt, 8. August 20:

Dieses Alles sagen Sie Corn., aber gleichfalls wie sehr mir die von allen Seiten empfangenden, den rühmlichen Fortgang des Kunstwerkes, Meisterwerkes lobenden Nachrichten wohlthun."

Ein andermal:

„Schönes dem Schönes herrlich vollbringenden Cornelius von Ihrem besonders geneigten K. Kronpr."

Und wenn der Prinz nach München kam, da durfte der Künstler wohl seine Freude haben an der Freude des Fürsten über seine Kunst. Im Herbst 74 erinnerte mich meine Schwester daran, wie einst der Prinz gekommen sei, als eben Cornelius und ich von Haus waren, wie sie ihn ins Arbeitszimmer geführt und der hohe Herr, in den

[1]) Anmerk. der Schreib. Vielleicht Beilage 2d z. 8. Kapitel.

Anblick des schlafenden Endymion sich vertiefend, endlich entzückt gerufen habe: „Dieß ist noch der allerschönste von den Kartonen!“ — Als Kathrin dem Heimgekehrten Bericht erstattete, sagte dieser: „Der Prinz ist ein Kenner; denn der Endymion ist in der That eins meiner besten Werke.“

Einen der kleineren Kartone für die Glyptothek, die Befreiung des gefesselten Prometheus, hat Cornelius mir geschenkt. Der Geier liegt durchbohrt, Herakles löst soeben den Arm des Dulders von der Felswand los, in ehrfürchtiger Theilnahme wohnen die mitleidsvollen Töchter des Okeanos dem Rettungsvorgange bei; der so schwer Gefangene aber scheint noch nicht zum Gefühl der Befreiung erwacht, sondern ganz versunken in die grundlose Tiefe seines, ob auch höchst edel getragenen, darum nicht minder entsetzlichen Elends voll schnöder Demüthigung. Der Ausdruck in Prometheus' Antlitz und Geberde gehört zu jenen künstlerischen Erscheinungen, die man nie genug in sich aufgenommen zu haben glaubt, zu denen man immer wieder mit schmerzlichem Entzücken zurückkehrt. Sehr kunstvoll und dennoch ganz ungesucht ist die Anordnung der Figuren in dem niedrigen Kreisabschnitt der Bildfläche.

Es gab Menschen genug, die mit Bedenken und Widerwillen auf die neue Richtung blickten. Nicht nur die beiden Langer (Vater und Sohn), nein, die sämmtlichen Professoren der Akademie gaben zu erwägen, wie die neue Schule sich noch nicht erprobt habe, wie man von ihr nur wisse, daß sie eine Liebhaberei für die mageren Formen des Mittelalters hege u. dgl. m. Verschiedene meiner Freunde machten mir fast heftige Vorwürfe, daß ich geholfen habe, diese Richtung beim Kronprinzen in Gunst zu setzen und so bei uns einzuschmuggeln. Obwohl un-

erschüttert in meiner Anschauung, konnte ich mich doch mancher Beklemmung nicht entziehen; ich fühlte in der That eine Mitverantwortung für das Gedeihen des Unternommenen. Bald freilich entfaltete Cornelius' gewaltiger Genius so mächtig seine Schwingen und strömten aus allen Gegenden Deutschlands so viele Schüler herbei, daß die Vorwürfe und Warnungen auch mir gegenüber verstummten.

Manche mißtrauten Cornelius und seinen Genossen auch wegen vermeinter revolutionärer Gesinnung, von welcher diese aber weit entfernt waren. Einmal gab ich einen fröhlichen Abend, an welchem nebst den gewohnten Gästen mehrere Berliner Theil nahmen (Buchhändler Reimer, Professor de Wette, Maler Zimmermann und Andere). Die politische Gesinnung derselben hatte ich nicht zu untersuchen, de Wette's berüchtigter Trostbrief an die Mutter des Mörders Sand war noch nicht geschrieben, wir sangen Studentenlieder und waren guter Dinge ohne Politik. Von diesem Abend, an den sich übrigens eine tragische Erinnerung knüpft, indem am nächsten Tag Maler Zimmermann auf einer Wanderung ins Gebirg beim Baden in der Loisach ertrank — von diesem Abend drang eine Schauermähr ans Ohr des preußischen Gesandten, Herrn v. Zastrow, der sie weiter flüsterte ins Ohr von König Max mit dem Bedeuten, es seien sehr verdächtige Individuen versammelt gewesen. Der König beschied Cornelius zu sich, um ihn über den Sachverhalt zu fragen, und lachte herzlich, als dieser über unser Treiben ihm Aufschluß gab.

Im J. 69 schrieb Schwester Kathrin an eine meiner Töchter:

„Du wünschest meine Erinnerungen bezüglich Deines Vaters zu wissen; ich weiß, glaube ich, wenig mehr, was Ihr nicht

selber schon wisset und mein Gedächtniß hat auch schon stark verloren. Hauptsächlich ist mir noch lebhaft in Erinnerung seine so große Kauf- und Sammelungslust, von verschiedenen Gegenständen (als Bücher, Mineralien, Kupferstiche, alte Münzen, Muscheln, Büsten rc.), weil alles so viel gekostet und er ums Geld sich gar nichts bekümmerte, ich alles auszahlen mußte — freilich von dem Seinigen, aber doch ging es mir zu Herzen, da ich immer so viel möglich sparen wollte, allein es half nichts! Da kamen große Kisten aus Sicilien, aus Rom rc. Was nur das Porto gekostet! Und dann die theuern Schränke, Kästen, Kästchen u. dgl. zum Aufbewahren der Sammlungen, da gab es immer Handwerksleute im Hause. Ich sagte oft, wenn er selber alles ausbezahlen würde und das viele Geld durch seine Hände ginge, so würden ihm die Augen aufgehen und er sich ein Ziel setzen, allein er that es nicht und mochte sich mit dem Geld nicht befassen."

... „Auch war oft Abendgesellschaft von Herrn, und der Bruder, der stets die Thätigkeit selbst war, nicht lange ohne etwas zu thun sein konnte, ging in das große Bibliothekzimmer (welches einst König Ludwig, als er hineintrat, einen wahren Dr. Faust-Saal nannte), studirte, oder ordnete die Mineralien, da immer neue dazu kamen, und vergaß öfter auf die Gesellschaft; Cornelius sagte auch bei solcher Gelegenheit: ‚Der Doktor ist gewiß wieder mit seinen Büchern oder Steinen beschäftigt, der ewige Jude kann sich keine Ruhe gönnen.'"

Da in der That die Natur mich mit einer guten Portion Unermüdlichkeit begabt hatte, so mag es sein, daß ich bei der ebenfalls sehr thätigen Schwester manchmal ein allzu großes Stück derselben voraussetzte, wenn ich in einem unaufhörlichen Wirbel von Gastfreundschaft lebte. Schier täglich lösten sich Mittags- und Abendgäste ab, fast Jeder, der mich freundschaftlich besuchte, wurde bewirthet, dazu kamen die Auswärtigen, wie Röschlaub, Sailer, die ich öfter auf Wochen zu mir bat. Die gute Schwester aber fügt der Erzählung dessen freundlich bei: „Nun, der gute Bruder hat vermuthlich jetzt angenehme Erinnerungen deßhalb." Jedoch fühlte sie nicht bloß die Beschwerde,

sondern nahm empfänglich die vielfachen Anregungen in sich auf, und zehrte noch im Alter mit Freude an den Erinnerungen jener geistig hochgespannten Zeit, den kühnen und thatenlustigen Erwartungen der Künstler, den ernsten Gesprächen der Gelehrten, dem fröhlich-frischen geselligen Getriebe. Wegen ihrer Rechtschaffenheit, Güte und Frömmigkeit stund sie bei meinen Freunden in großer Achtung und als Cornelius' Familie (darunter seine Schwestern) nach München übersiedelte, entstund ein herzlicher Verkehr der Frauen. Das Italienisch, das Kathrin gesprächsweise von der Römerin und ihren Töchterchen erlernte, hielt ihr treffliches Gedächtniß fest bis ins hohe Alter. Ich weiß nicht, ob und wo noch das Blatt vorhanden, auf welchem Cornelius Kathrin mit einer oder mehreren Damen seiner Familie gezeichnet hat.

In all' dem geschäftlichen und heiteren Treiben vergaß ich zwar nicht, daß es endlich an der Zeit wäre, mich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben; aber es wollte sich nicht gestalten.[1]) Nur einmal empfand ich Anziehung und zwar für ein schönes und lebhaftes Fräulein von halb französischer, halb deutscher Abkunft. Ihr Oheim, ein hoher Staatsbeamter, begünstigte meine Werbung. Aber Oheime und Nichten sind bekanntlich nicht immer der gleichen Ansicht und die schöne Nichte hatte schon anderweitig ihr Herz verschenkt. — „Dießmal also war der Korb ein ausgemachter?" frägt meine Schreiberin. Ja, dießmal war es ein ausgemachter. Es war eben meine Friedel für mich bestimmt, und ich für meine Friedel. —

Röschlaub, der mit väterlichem Antheil meinen Lebens- und Entwicklungs-Gang verfolgte, ermahnte mich zur Gewissenserforschung, ob nicht das Lehramt mein eigentlichster Beruf und darum die Unterlassung der

[1]) Siehe Beilage 3 a z. 8. Kapitel.

nöthigen Schritte in dieser Richtung ein Unrecht sei, indem ich ja selbst wisse, wie viel Gutes ich für Vaterland und Nebenmenschen überhaupt nur auf diesem Wege bewirken, wie viel Böses **nur** auf ihm verscheuchen und abhalten könne. Er, der schon wiederholt mich aufgefordert hatte, dießbezügliche Schritte zu thun, schrieb mir nun am 17. Jan. 19 aus Landshut:

„Geliebter Freund! Sie sind, wie Sie vielleicht schon wissen werden, sowohl von der medizinischen Fakultät als von dem akademischen Senate, für die Stelle, die durch v. Walthers Abgehen an der hiesigen Universität erledigt wird, bei der allerhöchsten Stelle in Vorschlag gebracht. Alle rechtlichen Professoren allhier, welche Sie kennen, sind darüber einstimmig: nur Ringseis ist der Mann, der unserer Universität an jener Stelle alles sein wird, was man für dieselbe wünschen soll. Sehr wehe würde es vielen thun, wenn Sie nicht zu uns kämen. Daß Gott Ihnen gerade alle die Talente gab, durch welche Sie an solcher Stelle ungleich mehr, als an jeder andern, Gutes und Ersprießliches wirken können, sollte dieses nicht wie eine Berufung Ihrer dazu von Gott selbst anzusehen sein? Geliebter Freund! ich glaube das, und bitte Sie, folgen Sie dieser Berufung: Gott wird Ihr Bemühen gewiß segnen. Sailer, Zimmer, Brentano, Magold, Feiler, Medicus und viele andere ... grüßen Sie herzlich. Sehr sollte es mich freuen, wenn Sie bald mir oder Sailer'n schreiben wollten, ob wir Hoffnung haben, Sie als unseren Universitätskollegen grüßen zu können. Mit aller Liebe Ihr **Röschlaub**."

Daß ich nicht der Einzige gewesen, der von einer Versetzung der Universität nach München träumte, läßt sich denken. Auch bei Männern von entscheidendem Einfluß regte sich der Plan. Doch mochte es Bedenken erwecken, innerhalb Einer Regierungsepoche eine so vielgliedrige Anstalt zum zweitenmal zu verpflanzen, und so tauchten denn allerhand abweichende Pläne auf, z. B. bloß eine medizinische Fakultät in München zu gründen, sei es zu bleibender Trennung von der Hochschule, sei es als

Vorläufer der Umsiedelung. Sicherlich hätte die Universität bei Versetzung unter den damaligen Machthabern eine Gestalt erhalten, himmelweit verschieden von jener, die sie in der Folge durch König Ludwig empfing, und mußten wir es als eine wichtige That der Vorsehung erachten, daß der Plan nicht vor dem Regierungswechsel zur Ausführung gekommen.

Den 20. Januar 1819 schrieb mir Röschlaub:

„Geliebter Freund! Meinen letzten Brief werden Sie erhalten haben und also auch wissen, daß Sie an Walther's Stelle von der medizinischen Fakultät und dem akademischen Senate vorgeschlagen sind. Herr W. stimmte (volens? nolens?[1]) damit überein; doch sollte, nach seiner Meinung, der nur Herr Münz beitrat, Dr. Reisinger zu Augsburg empfohlen werden. Gott gebe nur, daß wir Sie erhalten! Großes Verdienst werden Sie sich erwerben, wenn Sie mit Nachdruck und Erfolg gegen die Zerstückelung der Universität (was so viel ist als ihre Zugrunderichtung), sowie gegen ihre Versetzung nach München sich verwenden. Unsere Universität ist dem Vaterlande unentbehrlich; kaum aber die Akademie; obgleich es mir leid thäte, wenn diese nicht erhalten werden könnte. In keiner üppigen Residenzstadt gedeihen die Universitätsstudien so gut, wie in einer Provinzialstadt. Professoren müssen zu München besser salarirt werden als hier, um bestehen zu können. Die Glieder der Akademie, welche nicht Professoren sein würden, deren wohl nicht wenige sein dürften, können nicht ihrer Einnahmen beraubt werden. Die Versetzung, die nöthigen Einrichtungen u. a. m. würden große Summen kosten. Es ist daher gar nicht wahrscheinlich, daß wirklich einige Ersparniß gemacht werden würde; wenigstens nicht in den ersten Jahren; und warum sollte sich nicht nach Jahren bei der Akademie eine kostenbeschränkende Einrichtung, welche der Hauptsache einer Akademie nicht nachtheilig sei, treffen lassen? Doch die Akademie

---

[1]) Dieser Zweifel gründet sich vermuthlich auf die Abweichungen, die meine Anschauung von derjenigen Walther's trennten; ich aber habe bei Walther niemals ein Uebelwollen gegen mich getroffen.

möge meinethalben bestehen, wie sie wolle: ich lebe bloß für die Universität und habe mich seit 8 bis 12 Jahren gleichsam ganz vom neuen zum Professor gebildet, obgleich ich durch die vielen Unannehmlichkeiten, die ich von Zeit zu Zeit erfahren mußte, mich bewogen fand, mein Wirken nach außen zu beschränken. Doch verlor ich mein Interesse für die Universität nicht. Sagt man etwa: Zu Landshut sei für die Bildung der Mediziner (und Chirurgen) zu wenige Gelegenheit; so antworte ich: vollständige Praktiker sollen an Universitäten nicht gebildet werden. Bis jetzt sind ja bei weitem nicht alle Gelegenheiten zur Fundamentalbildung in der ärztlichen Praxis, welche Landshut darbietet, benützt worden. Regensburg könnte freilich ungleich vorzüglicher, als Landshut, zu einer Universität eingerichtet werden. Allein welche Summen würde diese Einrichtung kosten? — Doch ich will dem lieben Gott überlassen, was da geschehen soll. Auch muß ich versichern, daß ich für meine Person kein Interesse für diese oder jene Beschließung kenne. Denn was auch geschehe, so werde ich, so lange mir Gott Kräfte verleiht, diese der Fortsetzung meiner Studien und Erfüllung meiner Pflichten widmen, und bin gesonnen, auf den Fall, daß meinem Wirkungskreise nicht neue Hindernisse und Beschränkungen sich entgegensetzen sollten, von Zeit zu Zeit, nebst der medizinischen Klinik, Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie, über anthropologische Psychologie und etwa auch über medizinische Polizei zu halten. Auch für die Geschichte der Medizin habe ich mit Lust und Liebe mich zu bilden gesucht. — Was nun geschehen werde, in das werde ich mich zu fügen suchen. Nur das allgemeine Beste wünsche ich gefördert und nicht durch voreilige Projekte beeinträchtigt zu sehen."

Dr. Reisinger bewarb sich einstweilen um Walther's Lehrstuhl und vom k. Ministerium ward sein Gesuch als das eines älteren Lehrers günstig aufgenommen und dem Senate mitgetheilt; in der That kam seine Berufung zu Stand und war hiemit die Sache für mich erledigt.

Indessen wuchs meine Praxis von Tag zu Tag. Der Arzt, dem eine fürstliche Person sich anvertraut hat,

genießt schon hiedurch bei Vielen des besten Vorurtheils und obwohl ich des Kronprinzen Medikus nur für die Dauer der Reise gewesen, so haftete mir doch hievon ein Schimmer an. Wie einst auf dem Lande, so wanderte ich auch jetzt in der Stadt als Reiter bei meinen Patienten umher.[1]) Das Pferd hatte mir ein länger von mir behandelter Beamter überlassen, als er in Urlaub ging, und da er, denselben nach Willkür streckend, ein paar Jährlein fortblieb, ließ er das Thier getrost mit mir herumtraben. So etwas war zu jener Zeit bei uns möglich. Nun denn, mir kam es zu gut. Bezeichnend für das damalige München ist es, daß ich, am Haus eines Kranken angekommen, einfach das Thier an einen Pfosten oder Hacken band; manchmal fand ich nichts als den Zapfen für den Glockenzug und die Leute begriffen nicht, warum es immerfort bei ihnen schelle. Ritt ich vor dem Thor, so fröhnte ich der Lust des Lesens, in der Rechten das Buch, in der Linken den Zügel. Endlich, da der Besitzer meines Rößleins in Pension ging, verkaufte er dasselbe und nun erst schaffte ich mir selber Wagen und Pferde.

Rumohr, welcher — nebenbei bemerkt — mit Baierhammer befreundet war, habe ich öfter behandelt und besitze von ihm einige leicht hingekritzelte Federzeichnungen, darunter den Entwurf eines Titelblattes zu seinem berühmten Kochbuch. — Man hat gesagt, Rumohr sei der Freund dreier Kronprinzen gewesen (von Dänemark, Bayern und Preußen), aber nicht Eines Königs. Eine gewisse kühle Unbefangenheit, sich besondere Freiheiten herauszunehmen, mag ihm die Gunst seiner fürstlichen Freunde verscherzt haben. So erinnere ich mich, daß unser Kronprinz eine neuerworbene Kunstsammlung

[1]) Auch Heim in Berlin hat einen großen Theil seiner Praxis reitend abgemacht.

für's Erste nicht wollte sehen lassen; Rumohr aber wußte dem wachhabenden Diener mit vornehmer Sicherheit beizubringen, er, der Freiherr v. Rumohr, sei einzulassen und werde die Verantwortung tragen. Den Prinzen, der in seinen Befehlen nicht Spaß verstund, ärgerte dieß begreiflich.

Einmal ließ mich der Intendant der italienischen Oper, Abkömmling einer venetianischen Dogenfamilie, auf dreiviertel auf 3 Uhr zu sich bestellen. So genaue Zeitbestimmung erlaubte keinen Zweifel, es gelte eine Konsultation mit anderen Aerzten. Auf 2 Uhr zu Tisch geladen, riß ich mich los und erschien zur rechten Minute im Zimmer des vornehmen Herrn, den ich auf dem Sopha liegend mit der Tabakspfeife und Kaffeetasse beschäftigt fand. Mir regte sich ahnungsvoll die Galle, mich aber mäßigend frug ich nach den Kollegen. „Es sind keine anderen Aerzte da," bemerkte er verwundert. — „„Ich bin aber doch gerufen worden."" — „Sie haben," fuhr er nachlässig fort, ohne seine Lage zu verändern, „der Schiasetti" (einer sehr beliebten Sängerin) „ein Zeugniß ausgestellt, daß sie wegen Katarrh nicht singen kann; unsere Theatergesetze lassen diesen Enthebungsgrund aber nicht gelten." Nun kochte mir die Galle über — diese hoffärtig nachlässige Vornehmheit und dazu mein versäumtes Mittagessen! — „Was gehen mich Ihre Theatergesetze an?" fuhr ich barsch heraus. „Ich schreibe Zeugnisse nach ärztlichen Gesetzen, und ich bleibe dabei, daß sie nicht singen darf. Und um mir dieses zu sagen, lassen Sie mich rufen unter Bestimmung von Stunde und Viertelstunde?" Der Gnädige sah stark verdutzt darein; er hatte gemeint, als Beherrscher der Theaterleute habe er auch deren Aerzte zu kommandiren; ohne zwar seine Stellung zu verändern, stotterte er etwas Unverständliches, während ich unwillig

ohne weitere Umstände mich entfernte. — Ein andermal ward ich zu einem Herrn gerufen — „aber gleich, gleich;" ich lege den Löffel weg, den ich kaum an den Mund gebracht, eile zum Kranken — er ist eben spazieren gegangen.[1])

Uebrigens drohte nach und nach die Praxis meine Gesundheit zu überwältigen. Häufig aus dem Schlaf gerufen, ward ich so empfindsam von Nerven, daß wenn es nächtlich schellte, ich vom Klopfen meines Herzens erwachte, bevor das Ohr mir den Klang verrathen.[2]) Ging ich zu Tisch geladen aus, was häufig geschah, so waren es die Gastgeber schon gewohnt, daß ich vor Ermüdung bald nach der Suppe einnickte.[3]) Von auswärts mahnten brieflich die Freunde, die von meiner Ueberlastung hörten, und beschworen mich, der eigenen Gesundheit zu schonen. Ich selber begriff, so dürfe es nicht weitergehen, aber jeder vielbeschäftigte und gewissenhafte Arzt weiß es, wie

---

[1]) Spring in Lüttich verspricht eines Abends seinem Töchterchen, es morgen Vormittags ins Requiem von Mozart zu führen. Am nächsten Tag aber muß er ihr ankündigen, daß er verhindert sei, Madame N. habe ihn bitten lassen. Das Töchterchen ist betrübt, er selber als großer Musikfreund bedauert, aber die Pflicht gebeut. Er begibt sich zu Madame N. und der Bediente empfängt ihn mit der Nachricht, Madame N. lasse sich entschuldigen, elle est allée entendre le requiem.

[2]) Anm. der Schreib. Aus jener Zeit seiner Praxis, die mit geminderter Anstrengung ihre langjährige Fortsetzung im Spital gefunden, blieb R. eine solche Leichtigkeit des Aufstehens, daß er noch bis vor wenigen Jahren um einer Kleinigkeit willen, z. B. ein Wörterbuch, ein geographisches Register u. dgl. nachzuschlagen, sich vom Lager erhob und in sein Bücherzimmer wanderte. Und ebenso ließ er als Achtziger und darüber auf dem Lande sich in Nothfällen schleunig herbei, bis zur Ankunft eines fernerwohnenden Kollegen nächtlicherweile seine ärztliche Hülfe zu bringen.

[3]) Sieh' auch hier Beilage 3a z. 8. Kapitel.

schwer es sei, Einschränkungen zu treffen; nach welchem Gesetz soll man die Grenze ziehen?

Da zuckte ein fröhlicher Hoffnungsstrahl über meinen Horizont, als der Kronprinz unterm 16. Juli 1820 mir schrieb:

„Wenn der König Loe, der mich von der Lungenentzündung 1817 gerettet und 1820 vor der Lungensucht mich bewahrt, nicht gestattet, diese Reise nach Italien mit mir zu machen, und daß er es nicht gewähret, ist wahrscheinlich, würde es Ihnen Freude machen, mit mir nach Palermo und Rom künftigen Herbst zu gehen bis in nächsten Frühling, auf dieselbe Weise wie letztesmal? Aufrichtig schreiben Sie mir, Sie wissen, überflüssig wäre die Wiederholung, wie sehr Sie geschätzt werden von Ihrem Ludwig Kronpr. (Die Antwort darüber möglichst bald, wenn thunlich, gleich.)"

Und ob es mir Freude machte! Hätte ich in solcher Unterbrechung meiner Praxis auch nicht eine Art Lebensrettung erblickt — und hiefür habe ich besonders nachträglich diese zweite Reise gehalten — so freute mich dennoch die Aussicht auf alle Fälle; nicht nur hing ich bereits mit Verehrung und Liebe am Kronprinzen, auch Italien lockte mich wiederum mächtig, trotz dem Vielen, was ich daran auszusetzen gehabt. Ich erklärte also meine Bereitwilligkeit und der Prinz verhieß, die Sache als seinen Wunsch dem Könige vorzulegen, damit das Urlaubsgesuch nicht von mir ausgehe. „Den Rock können Sie mitnehmen," setzte er bei — den deutschen natürlich meinend.

Zu Anfang des Jahres 1820 wird es gewesen sein, daß auf des Kronprinzen Veranlassung Prof. Sailer dem König zum Koadjutor für Augsburg vorgeschlagen wurde. „Meinetwegen, obwohl er ein Römling ist," war des Königs Erwiderung. Wie staunte man, als von Rom

ablehnende Antwort kam, von Rom, das sich häufig unter dem Staatssekretariat von Consalvi nur allzu nachsichtig gezeigt! Der Kronprinz forschte nach der Ursache und nun sandte ihm Consalvi einen Bericht des ehemaligen Nuntius von Wien, Kardinals Sceveroli, in welchem Sailer's kirchliche Gesinnung angezweifelt wurde und zwar auf Grund einer Relation des ehrwürdigen Pater Clemens Hoffbauer. Derselbe erzählte, soweit ich mich erinnere, ungefähr wie folgt: „Auf der Reise aus Schwaben nach Wien machte ich mit Absicht einen Umweg über Ebersberg, wo sich Sailer dazumal nach seiner Entlassung aus Dillingen aufhielt; denn ich wollte aus eigener Anschauung mich vergewissern, was von den vielen Reden für und wider ihn zu halten sei. Das Ergebniß war mir dieses: Sailer und Zimmer haben für die Erhaltung des Christenthums in Schwaben und Bayern[1]) Großes gethan, ja ohne sie wäre es dort vielleicht untergegangen; aber aus Sailer's eigenen Aeußerungen im Zusammenhalt mit denen seiner Schüler und Zuhörer muß ich schließen, daß es ihm an korrekter Kirchlichkeit, an dogmatischer Bestimmtheit fehle; so z. B. will es scheinen, als gälten ihm die Sakramente für ersetzbar durch einen festen Glauben.[2]) Sailer gab mir einen Empfehlungsbrief an Regens Wittmann nach Regensburg mit; weil ich aber vermuthen mußte, letzterer hege die nämlichen Gesinnungen, so gab ich den Brief nicht persönlich ab."

So ungefähr Hoffbauer. Ob er durch Mißverständniß zu streng geurtheilt, oder ob Sailer wirklich, wie es in

---

1) In Dillingen studirten viele Bayern, um so mehr als die Augsburger Diözese, zu welcher es gehört, weit in unser politisches Gebiet hereinreichte.

2) Einige Angaben von Schülern Sailer's, die Hoffbauer erwähnt, halte ich für gänzliches Mißverständniß von Seite dieser Schüler.

jener Zeit nur allzu leicht möglich war, in einigen Irrthümern bezüglich des Dogma's befangen gewesen, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hatte Sailer zur Zeit der Bischofsangelegenheit das an ihm Vermißte bereits gewonnen, und als Kronprinz Ludwig mir den italienischen Bericht von Sceveroli gesandt und ich denselben nebst deutscher Uebersetzung an Sailer übermittelte, da fühlte dieser eine Reinigung seines Namens von der Makel der Unkirchlichkeit als Gebot der priesterlichen Ehre. Nicht um des Bischofsstuhles, aber um der Sache willen galt es diese Herstellung. Für's Erste sandte er mir, nebst einer Betheuerung seiner kirchlichen Gesinnung, als Beweisstück die Abschrift eines Briefes, den er früher an den preußischen Staatskanzler Fürst Hardenberg geschrieben. Es war ihm nämlich die Anfrage gestellt worden, ob er geneigt wäre, den erzbischöflichen Stuhl von Köln einzunehmen. Er erwiderte: Als ehemaliger Jesuitennoviz sei er bereit gewesen, dem Ruf des Papstes Folge zu leisten, auch wenn ihn derselbe in die fernsten Wüsteneien geschickt hätte; wie viel leichter würde er solchem Rufe folgen nach einem der ehrwürdigsten Bischofssitze, in einem so gesegneten Gau des deutschen Vaterlandes. Wenn also der Papst ihm diesen Posten anweise, aber auch nur dann, werde er denselben mit zustimmendem Herzen antreten. Auf diese Erwiderung erfolgte von Seite Preußens altissimum silentium . . . Offenbar war Sailer nicht der Mann, als welchen man in der preußischen Staatskanzlei sich ihn gedacht hatte. — Diese Antwort Sailer's nebst Beilage übersetzte ich ins Italienische,[1]) sandte sie dem Kronprinzen,

---

[1]) Anm. der Schreib. Sailer bittet: „Weil es scheint, daß du die Hand Gottes sein sollest, durch die das Werk gehen soll, so sei es auch hierin" — als Uebersetzer nämlich, weil R. die einzige

zugleich anzeigend, daß weitere Beweisstücke zu Gunsten Sailer's nachfolgen würden, und der Kronprinz beförderte sämmtliche Erklärungen an Consalvi.

Die wichtigeren Briefe sowohl des Prinzen als Sailer's, welche sich auf diese Angelegenheit beziehen, den Bericht von Hoffbauer und andere Papiere, z. B. Briefe der Gemahlin von Friedr. Leop. Stolberg an Sailer, habe ich in der Folge dem Fürstbischof und Kardinal M. v. Diepenbrock zur Biographie seines hochverehrten Lehrers übergeben. Später erbat ich sie mir wieder zurück. Der hohe Kirchenfürst erwiderte, er hätte geglaubt, sie seien ihm geschenkt, lud mich aber ein, sie auf seinem Schloß Johannesberg in Schlesien selber zu holen. Das gedachte ich zu thun, kam aber nicht dazu, und nach Diepenbrock's Tod habe ich mich vergeblich bemüht, sie aus dem Nachlaß zu erhalten. Nur einige wenige sind mir geblieben. Im März 1820 schreibt Sailer:

„Was mich betrifft, so thu' ich keinen Schritt mehr in meiner Sache, den nicht unser verehrtester Kronprinz oder Sie Ringseis [1]) mit seinem Einstimmen oder Vorstimmen empfehlen. Ich bin so selig im Nichtssein — und will nichts als ungehemmt wirken für das ewige Seelenheil. Ruft mich die heilige Providenz aus dem Schatten, so folge ich ihr — und fürchte nichts. Sonst nihil esse praefero."

Wenn ich aus folgendem Brief den nicht zur Sache gehörigen Eingang nicht ausscheide, so wird man dieß meinen Sohnesgefühlen zu gut halten:

„Lieber Ringseis! Deine Mutter, die mir am Abend des 28. Mai bei ihrer Ankunft eine und am 29. Morgens zwei Stunden geschenkt hat, machte mir unaussprechliche Freude. Ihr Anblick erneuerte mir all' die großen Ideen von dem Beruf

---

Kopie des Briefes an Hardenberg in Handen hatte und man keine Zeit durch Hin- und Hersenden verlieren mochte.

[1]) Sailer fiel öfter aus dem Dutzen ins Sie-sagen und umgekehrt.

der Mütter. Mütter (wie du besser wissen magst als ich, aber gewiß fühl ich es wie du) sind die heiligen Gefäße der Providenz, durch die den besseren Nachkommen die Keime des Guten in den zarten Keimen der Menschheit miteingeboren werden sollen, sowie durch Mutterliebe großgezogen. — Deine Mutter hat es mir bei Mund und Hand versprechen müssen, so oft sie ihren Ringseis besucht und ich noch lebe — in Landshut bei mir Absteigequartier zu nehmen.[1]) — Soeben kommt Dein Brief, der mir die tröstlichste Nachricht bringt, daß es mit der Gesundheit unseres geliebtesten Kronprinzen recht gut stehe. Einige, Gottlob falsche, Gerüchte hätten mich bald in Unruhe versetzt. Möge Ihm die vaterländische Luft so gut anschlagen, daß er keiner auswärtigen bedürfe! Daß S. K. H. meine Homilien gut finden, freut mich . . . An der Schrift: Der christliche Monat, d. i. Betrachtungen auf jeden Tag des Monats, arbeite ich mit besonderem Interesse, weil mich unser geliebtester Kronprinz zweimal dazu auffordern lassen, einmal durch Zimmer, einmal durch Ringseis. — Der augsburgische Lügengeist, der den Nuntius wider mich gestimmt hat, wird wohl auch C. (Consalvi) zu bethören streben. Doch das habe ich ganz in die Hand Gottes gelegt. Nichts zu sein — wenigstens nichts sein wollen, ist meine Aufgabe: der bleibt, will's Gott, mein Herz getreu bis zum Tode. Vale, ama, ora. Ich grüße Deine zwei Schwestern. L. 31. Mai 1820."

Mit Vale, ama, ora pro me schließen viele seiner Briefe.

In einem Schreiben des Kronprinzen aus Bad Brückenau, 15. August 1820, finde ich:

„Die gestern von Kardinal Consalvi erhaltene Antwort lege ich hiemit (bei), die Sie mir zurücke schicken, wie Sie selbst solche ins Teutsche werden übersetzt haben, um es Sailern sogleich zukommen zu lassen. Stillschweigen Ihrer Seits gegen Jedermann darüber haben Sie zu beobachten und dieses auch von S. zu verlangen, ausgenommen jedoch gegen seinen Freund Zimmer. Es liegt mir viel daran, noch vor meiner Abreise im Oktober zu wissen, ob und was Sailer darauf

[1]) „Diese Heldin unter den Müttern" nennt er sie ein andermal.

thun wird. Ich möchte erfahren, ob es von Sailer ein gleichendes Bildniß gibt, wann es verfertiget und von wem, ob gemalt, oder auf welche andere Weise."

Und im September:

„Mit Eifer werde ich Consalvi schreiben, aber ermuntern Sie S., daß er bald wie nur immer möglich das angezeigte drucken lasse, damit es noch wirke bei Zeiten. Ich mögte ihn gar zu gern als Bischof wirken sehen."

So weit war die Sache gediehen, als wir zum zweitenmal nach Italien zogen. Sailer schickte mir nach Rom 25 Exemplare einer schon in älterer Zeit von ihm verfaßten Druckschrift „De Angelis" nebst der Erklärung, daß er jedem Ausspruch der römisch-katholischen Kirche sich rückhaltlos und mit voller Seele unterwerfe. „Ei nun werden alle Bedenken gehoben sein," meinte Kardinal Häffelin, unser Gesandter, als ich ihm diese Dokumente gebracht, und in der That erfolgte bald darauf die Ernennung Sailer's zum Bischof von Germanikopolis und Koadjutor zu Regensburg.

Unsere Abreise nahte heran. Distlbrunner, der wackere Leibarzt des kronprinzlichen Paares, schrieb mir nach mancherlei nützlichen Winken:

„Und nun in Gottes Namen reisen Sie glücklich mit meinem Herrn; Gott segne und führe Sie recht gesund zurück! Mein Prinz hat viele Achtung für Sie, daher sind Sie der Mann, der nicht nur als Leib-, sondern auch als Seelenarzt einzuwirken vermag." [1])

---

[1]) Anm. der Schreib. Sailer hatte schon im Juli an R. geschrieben: „Wenn unser Kronprinz nach Italien reist, so beschwör ich dich, ihn zu begleiten. Das ganze Vaterland beschwört dich darum." Und Minister v. Lerchenfeld, dessen Briefe an R. immer warme Herzlichkeit und Hochachtung athmen, schreibt ihm nach Rom, da von der Gesundheit des Kronprinzen die Rede und

Meine Vorbereitungen hatte ich getroffen, ohne Kummer meine Pferde mit erklecklichem Schaden verkauft und endlich meine Patienten an Loe, Fuchs, sowie andere befreundete Aerzte übergeben. Es war vorauszusehen, daß durch Wiederholung solcher Abwesenheiten meine Praxis von selber sich mindern würde; theils gewöhnt man sich an den Zwischenarzt, theils will man überhaupt nicht von einem oft und auf lang Verreisenden sich behandeln lassen, selbst wenn er sonst der Genehmere. Konnte mir einerseits leid sein um diese reiche Thätigkeit, so mußte ich dennoch zu ihrer Minderung mir Glück wünschen, nicht nur um der Gesundheit willen, sondern auch weil bei Fortdauer solch' angestrengter Praxis jede wissenschaftliche Selbstthätigkeit mir abgeschnitten blieb. So viel weiß ich und es spricht auch aus meinem damaligen Reisetagebuch, daß ich mit dem regen Lebensgefühl und der vollen Genußfähigkeit eines von Krankheit Genesenden durch das geöffnete Thor hinaus und in die fröhliche Lust der Wanderschaft hineinsprang.

---

von dessen Verpflichtung sie zu schonen, weil ein kränklicher Zustand früher oder später Unmuth und Mißtrauen und zuletzt Unentschlossenheit herbeizuführen pflege: „Er hat in dieser Beziehung an Ihnen den treuesten und liebevollsten Wächter, der eben aus inniger und rücksichtsloser Ergebenheit selbst da, wo es lästig scheinen mag, herzliche Vorstellungen zu machen den Muth, zugleich aber die Klugheit besitzt, wo möglich den rechten Moment zu finden, wo diese Vorstellungen auch eine verdiente Aufnahme finden."





Neuntes Kapitel.

Zweite Reise nach Italien. 1820—1821.

1. Hinreise.

Reisegesellschaft. Tagbuch; durch Tyrol; Architektur; Mantua u. s. w., Florenz. Tagsordnung. Ueber Siena nach Rom.

In der Reisegesellschaft des Kronprinzen befand sich dießmal außer dem Grafen Seinsheim und mir sein Adjutant, der Hauptmann Freiherr Anton v. Gumppenberg (nachmaliger Kriegsminister), ein lieber freundlicher Mann, vom Prinzen häufig mit dem vertraulichen „Tonerl" angeredet. Ich hatte früher ihn kennen gelernt, da Baierhammer gewünscht, daß ich mit diesem „herzensguten Edelmann" verkehre. Nebenbei bemerkt, stammte derselbe mütterlicherseits aus der Familie des edlen Tilly.[1])

[1]) Baron von G. erzählte mir: Der große Feldherr, dem auch Oesterreich so viel verdankt, hat seinen Erben bedeutende Geldforderungen an diesen Staat hinterlassen, auf Summen, die er im Kriege ausgelegt. Es gab einen Rechtsstreit, die Sache verschleppte sich, nach und nach gewann die Familie den Prozeß in allen Instanzen, trotzdem erfolgte keine Zahlung. Zur Zeit des Wiener Kongresses kam unser Freiherr im Gefolge des Kronprinzen nach der österreichischen Hauptstadt und erlaubte sich, dem Kaiser Franz von der Angelegenheit zu sprechen. „Ich weiß, ich weiß," erwiderte dieser, „aber meine Vorfahren haben den Posten gestrichen," — Welcher zuerst? — „und da will auch ich nichts mehr ändern." — Woher wohl mancher Unsegen in manchem Staatshaushalt? —

Aus meinem Reise-Tagebuch.

17. Oktober auf dem Wege von München nach Wolfratshausen.

Leb wohl, geliebte Hauptstadt meines innig geliebten Bayerlandes, der Segen des Herrn mit dir und allen Lieben, welche ich dort verlassen! Zum zweitenmal betrete ich den Weg nach Italien, den nun schon bekannten; diesesmal mit geringerer Besorgniß; denn ich kenne den Kronprinzen, die beiden Begleiter und das Land, wohin wir gehen.

Vor dem Einsteigen sagte der Kronprinz: „So gerührt habe ich noch nie von dem Könige Abschied genommen, uns beiden fielen die großen Tropfen aus den Augen; o wie außerordentlich gut ist der König!“ Das zu hören war uns Allen eine ungemeine Freude; es zeigte, daß zwischen König und Kronprinz die Spannung nicht (mehr) sei, die Viele befürchteten. Gott und jedem Güte- und Gabereichen ist es Bedürfniß, zu geben und zu spenden, und es muß eine Pein sein, Niemanden zu finden, der nehmen will, oder wenn doch derjenige nicht zu bitten und zu begehren Lust hat, dem jener Güterciche zu geben das Bedürfniß fühlt.

Wir fuhren bei heitrem Wetter von München ab. Schon geht es den hohen Bergen entgegen. Seid mir aus der Tiefe des Herzens gegrüßt, ihr festen, ewig treuen Grenzwächter meiner geliebten Heimath! Was in der Natur kann so im Innersten bewegen als der Anblick der Gebirge, ich habe ein Heimweh nach ihnen, als wäre mein Schicksal an sie geknüpft. — In einem freundlichen Wäldchen zwischen Sendling und Wolfratshausen stieg der Kronprinz aus, wir deßgleichen; er fing wieder an über den rührenden Abschied vom König und dessen Güte zu reden. Unter fröhlichen Gesprächen und Aussichten wanderten wir zu Fuß eine Stunde lang, die Wagen fuhren langsam nach.

In Wolfratshausen ward der Kronprinz empfangen vom Bürgermeister an der Spitze des Bürgermilitärs, unter Glockengeläut und Abfeuern von Böllern. Mich bewegen solche Feierlichkeiten leicht bis zu Thränen. — Bei schönem warmen Sonnenschein fuhren wir weiter. Immer größer, deutlicher, herrlicher zeigen sich die Gebirge; es geht Benediktbeuern vorbei und die Benediktenwand, von deren Höhe dereinst der Heilige,

aus Italien kommend, das lachend vor ihm ausgebreitete Bayerland zum erstenmal sah und segnete.[1])

Wir sind am Kochelsee. Lieblicher, freundlicher, sonnenbeglänzter! Der Friede, der heut über deinen Wässern ruht, sei uns ein gutes Anzeichen des Friedens, der mit uns sein soll die ganze Reise hindurch! Da drüben am jenseitigen Ufer liegt Schlehdorf, und dort meißelt sinnig und mit Liebe, sammt seinem Bruder, mein vielgeliebter Freund, der Meister Konrad Eberhard. Den Brief, den ich ihm vorgestern, nach Mitternacht noch geschrieben, hat er gewiß nicht erhalten, sonst hätte er uns hier am Kochelberg erwartet.[2]) — Auf der Höhe des Berges schau ich noch einmal zurück in die fruchtbaren Ebenen und mein Auge möchte gern München erreichen. Dort, in jener Richtung liegt mein Geburtsort; dort sind meine Mutter, Schwester u. s. w., sie denken vielleicht meiner in dem Augenblick, da ich ihrer gedenke.

In Mittenwald Empfang wie in Wolfratshausen. Der Mautner wünscht Vermehrung des Personals. „Daraus wird nichts," sagt der Kronprinz. Am 18. Oktober um sechs Uhr ab; unter schneidend kaltem Wind zur Scharnitz, dem ehmal befestigten Tyroler-Grenzort; jetzt sind die Mauern an vielen Orten zerstört. Hier und außer Mittenwald trieben die Nebel ein seltsames Spiel, das man nur in Gebirgsthälern sieht. Ungeheuer lange, von der Tiefe der Thäler bis zu den Bergesspitzen reichende graue Gestalten, schmal, dünn und halbdurchsichtig, bewegen sie sich mit Sturmesschnelligkeit hin und her, aufwärts, abwärts, von Seite zu Seite, größtentheils in der Nähe der Bergwände hin, jagen, verfolgen einander, stoßen zu-

---

1) Wohl nur Legende, glaub' ich; vielleicht der erste als Missionar Herüberkommende unter den Söhnen des hl. Benedikt.

2) Schlehdorf war freigewählter Sommeraufenthalt des Künstlers. Dort besuchte ich ihn einmal, als eben ein Bauer seine Bildwerke betrachtete. Vor der Büste eines Kindes bemerkte derselbe: „Hätt'st net gmoant, daß mer'n Stoan a so lacha macha kunnt!" — Im nämlichen Schlehdorf war es, daß Martius, welcher seit Jahren die Ferien dort zubrachte, einst bei der Wiederkehr einem Bauern, auf dessen Frage nach dem Befinden, seine gebleichten Haare wies. „Ja, ja," meinte der Bauer verbindlich, „im Hochgebirg schneibt's bald" (schneit es frühzeitig).

sammen, schließen sich an die Wolken an, verschwinden plötzlich in Nichts (vielmehr in die durchsichtige Luft), entstehen ebenso plötzlich; fast unwillkürlich denkt man sich diese Gestalten belebt und mit Bewußtsein begabt, und erinnert sich der Ossianischen Nebelgeister.

Ueber Seefeld, den langen, langen Zirlberg hinunter in das Innthal. Die Sonne war hervorgetreten und hatte die Nebel niedergeschlagen; mild und lau war die Luft; wir gingen zu Fuß, selig im Anschauen dieser herrlichen großen Natur, die zugleich mit der Fülle aller Fruchtbarkeit gesegnet ist. Das Wort verstummt — was könnte man reden gegenüber dieser gewaltigen Sprache der Natur? — aber die Brust erweitert sich, und Gedanken, groß wie die Berge, ziehen hindurch . . .

Von Zirl, vorbei die Martinswand, des Kaiser Max gedenkend, nach Innsbruck. In der Franziskanerkirche das große eherne Denkmal, eine Versammlung von Heldenkönigen und königlichen Frauen alter Zeit. Sind wir verzückt in einen Himmelssaal abgeschiedener Könige; oder hat der Herr des Gerichtes Heldengeister heraufgesendet zu den Lebenden, uns zu mahnen und zu warnen? Gleichwie die frischausgeweißte Kirche, in der sie stehen, zu spotten scheint dieser ehernen, dunkeln, mächtigen Gestalten: so die gegenwärtige Zeit jener ehrenfesten Männer, deren Geister aus einer fernen Vor- und Ueberwelt zu uns herüberreden. Mit stummer Geberde, o wie beredt und drohend treten sie der Flachheit und dem Leichtsinn der Zeit entgegen!

Wir gingen mit dem Kronprinzen zu Fuß um den übrigen Theil der Stadt herum, während die Wagen durch dieselbe zogen. Alle Einwohner, die ihn sahen und kannten, grüßten ihn herzlich.[1]) Vor der Stadt, am Berg Isel, zeigte er uns die Stelle, an der er 1809 durch eine nah bei ihm niederschlagende feindliche Kugel in Todesgefahr gewesen. Nun geht es von Höhe zu Höhe den Schönberg hinan, links und rechts an schauerlichen Tiefen vorbei; mit furchtbarer Gewalt und der Schnelligkeit eines Wasserfalls stürzt die Sill uns entgegen; noch ist überall fruchtbarer Boden; aus der Mitte glänzend grüner Wiesen und mächtiger Eichen und Buchen lachen wohlgebaute, freundliche, reine Dörfer uns entgegen, hingelehnt an die Abhänge und Abdachungen von Bergen. Keck und wohlgemuthet, im Gefühl seiner Freiheit, doch freundlich und dich

[1]) Er war zur Zeit der bayerischen Herrschaft sehr beliebt gewesen.

grüßend zieht der Gebirgsschütz die Bahn; wie der Adler geht er ein und aus in seiner hohen Felsenburg. Gegen Abend fing es an zu regnen, und da es frostig und dunkel war, als wir um sechs Uhr in Markt Steinach auf der Höhe des Schönbergs ankamen, der zweiten Stufe des Riesenblockes, von welchem der Berg Isel die erste und der Brenner die dritte, so beschloß der Kronprinz zu bleiben. In angenehmen Zimmern wurde schnell geheizt, das Abendessen, darunter treffliche Forellen, gut bereitet, und durch unsere Fröhlichkeit besonders gewürzt; ein schönes, freundliches Wirthstöchterlein trug die Speisen auf, und so dankten wir dem Himmel für unser Geschick. Ich schrieb diese Nacht noch vier Briefe.

Am 19. Alle vortrefflich geschlafen; mit Tagesanbruch bergauf dem Brenner zu; dieser ganz mit Schnee zugedeckt, der Himmel heiter. Auf der Höhe scheiden sich die Flüsse. Wie nach Norden die Sill, so stürzt mit eben der furchtbaren Schnelligkeit, ja vielleicht noch schneller, der Eisack nach Süden. In Sterzing fanden wir den Posthalter, ehmals ein heftiger Anführer der Tyroler, kränklich und sehr übelgelaunt. Hier schien uns die Sonne warm und freundlich entgegen; der Kronprinz verließ daher den ungeheuren Wagenpalast, setzte sich mit mir in die offene, leichte Kutsche und wir fuhren trutz Eisack in sausendem Galopp abwärts und immer abwärts, fast ununterbrochen an ihren Ufern hin über Mittewald nach Brixen. Hier begrüße ich die ersten Weingärten, die an hölzernen Stöcken sich aufrankenden und von Einem zum andern gezogenen Reben, die jedoch noch keinen guten Wein hervorbringen. In Brixen kam 1818 in der Nacht vom 13. auf den 14. Mai, während der Kronprinz auf der Rückreise im Posthaus übernachtete, die Posthalterin mit einem Knaben nieder und der Prinz vertrat Pathenstelle; aber das Kind starb bald wieder. Abends nach Botzen.

Am 20. Mit Tagesanbruch aus Botzen; die Umgegend entzückend; auf hohem Fels, von allen Seiten unzugänglich, das Schloß Salurn, worüber Pfeffel (?) eine Romanze geschrieben; schöne Vorgebirge, besät mit Landhäusern und Kirchlein, wunderlieblich aus Bäumen und Gebüschen ragend; in ihrem Rücken höhere Berge sich erhebend — im tiefen Hintergrund, westlich gegen Schlanders himmelhohe Gletscher, glühend im Strahl der Morgensonne. Eine Stunde südlich von Botzen wird der Boden sumpfig, die nahen Porphyrberge sind ohne Gewächse, trocken, senkrecht, gelblich, kein Bach in der Nähe, man sieht und

hört keinen Vogel, die Gegend hat üble Luft, die Menschen sind klein, blaßgelb und aufgedunsen. Es wird sehr viel Mais gebaut.

Zwei Posten außer Botzen, zu San Michele, ändert sich das Angesicht der Dinge; ich höre eine andere Sprache, sehe andere Züge, eine andere Bauart finde ich überall; euch begrüß' ich wieder, freundlich offene Gänge auf der Höhe der Häuser, Boten und Zeugen einer wärmeren Sonne; auch du sei mir willkommen, italienische Lumperei, du lustiges Kind der Sorglosigkeit und des milderen Himmels; ich erkenne und grüße euch, ihr zarten Spinnenfaden, die ich schon vor drei Jahren in allen Ecken des Posthauses gesehen, und euch, ihr Fensterlöcher ohne Fenster, euch Thüren ohne Schlösser; seid mir dreimal auf's herzlichste gegrüßt! — Bei Lawis, eine Post von S. Michele, ist die Luft wieder rein, die Menschen groß, schön, gesund, die Gegend reizend. Uns scheint die Sonne mild und warm.

Himmlisch ist die Lage von Trient, reinlich die Stadt, im italienischen Styl die Häuser, in der Umgebung hohe Berge, die, nicht zu nahe, die Stadt nicht drücken; alle reich besetzt mit Weingärten, überall rauschende Bäche, darüber weithin ausgespannt ein blauer, reiner Himmel. Hier wird die Rebe schon an verschiedenen Bäumen in die Höhe gezogen, und da die einzelnen Stämme durch Rebengewinde zu schönen Bogen und Lauben verbunden sind, so kannst du von Einem Baum verschiedene Früchte pflücken. — Mein lieber Freund Salvotti, den ich hier aufsuchen wollte, war leider verreiset. — Von Trient nach Roveredo; im Mondenschein war noch zu erkennen, daß die Umgebung herrlich, ein schöner Palast rechts gleich neben dem Eingang in die Stadt. Obwohl bei Nacht, obwohl mit unserm fünfzig Zentner schweren Wagen, fuhren wir mit so wüthender Schnelligkeit, daß uns grauste, freilich auf vortrefflicher Straße, die 1½ Posten nach Ala in fünf Viertelstunden. Auch vor drei Jahren war es also. Und doch geht der Weg geländerlos oft ganz nah an der Etsch dahin, und mehrere Stunden lang neben den ungeheuersten, durch Erdbeben eingestürzten und bunt durcheinander geworfenen Berg- und Felsentrümmern vorbei. Rechts und links vom Weg ist Alles weithin damit besät, ein wirklich schauerlicher Anblick.

Baron Gumppenberg und ich blieben heute den ganzen Tag vor dem Sitz unserer Kutsche und ließen die zwei Be-

3*

dienten im Wagen sich strecken; da es von Roveredo bis Ala ziemlich regnete, so wurden wir bis auf die Haut naß; in Ala trockneten wir bei lustigem Kaminfeuer die durchnäßten Röcke und Häute, waren fast ausgelassen lustig bei Tisch und legten uns unter fröhlichen Reden zu Bette.

Bei dunklem Morgen über Borghetto (ehemals letzter tyrolisch-bayerischer Ort) vorbei neben Rivoli, wo im J. 1800 Napoleon die Oesterreicher schlug, durch die Bernerklause, den Gebirgspaß, den im 12. Jahrhundert die Bayern unter ihrem Grafen Otto erstürmten, den Rothbart aus der Klemme zu ziehen. Jetzt aber ist die an der Etsch hinlaufende, vorher äußerst steile, schmale und gefährliche Straße geebnet und herrlich gebreitet, ein schönes Werk der napoleonisch-französischen Regierung. Hier strömt der weiter oben so reißende Fluß schon langsam und ruhig. Wie lebhaft dachte ich an die Beschreibung, die Schiller's Tell seinem Sohne von der Schweiz und Italien macht!

Nun öffnet sich die enge Felsenschlucht; das schöne Verona, das alte Bern des König Dietrich und der Heldenlieder, erscheint hingelehnt an die Westseite eines langen, reichbewachsenen, von den Alpen auslaufenden Hügels. — Noch liegt ihr vor meinen Blicken, ihr Berge der deutschen Heimath, noch sauge ich mich voll im Anschauen euerer himmlischen Spitzen, noch glaub' ich das gewaltige Brausen euerer Waldströme zu hören, euere freundlich grünen Wiesen zu sehen mit den friedlichen Hütten, den zierlichen Kirchlein und Thürmen, und den weidenden Heerden. — Wenn ich mich umwende, wie ist alles anders! Wir kommen in die Vaterstadt Romeo's und Julien's; welch ein reicher Quell von zarten Erinnerungen! An den beiden Ufern der Etsch die große Stadt voll herrlicher Kirchen, Brücken, öffentlicher Bildsäulen, altrömischer Denkmäler . . . Und was ist Verona gegen Venedig oder gar gegen Florenz oder vollends gegen Rom!!

Nun bin ich schon jetzt in Verzweiflung, wenn ich denke an unsere Armuth in Deutschland an großen architektonischen Werken, wie wird es mir weiter ergehen! Und wie erst, wenn ich aus Italien heimkehre! Hat schon vor 2½ Jahren bei meiner Rückkehr nichts mich so im Innersten unmuthig gemacht, als das Gefühl des gewaltigen Abstandes! und ich begreife Winkelmann's Empfindung bei seiner Heimreise nach Deutschland; was wirkt mehr auf den Menschen als Architektur?

Soll es trösten oder erst recht zur Verzweiflung bringen, daß unsere Vorfahren zahllose Juwelen der Baukunst geschaffen, die durch Spätere muthwillig zerstört worden, theils in religiösem Fanatismus, theils in verkehrter Verschönerungswuth? Wohl besitzen wir im Einzelnen noch Vieles, aber auf unvergleichlich weiteren Raum verstreut als in Italien, und der architektonische Gesammteindruck von Deutschland hat unersetzlichen Schaden erlitten.

Weiter gegen Mantua. Nichts ist in Oberitalien, und schon im italienischen Tyrol, unangenehmer, als die hohen, zum Schutz der Felder und Weingärten aufgerichteten, die Straße von beiden Seiten einschließenden Mauern, daß man selbst im gewöhnlichen Wagen, geschweige zu Fuß nichts von der Umgegend sieht; Baron Gumppenberg und ich setzten uns daher auf den hohen Bock unseres Kutschenpalastes, hoch genug, um den Blick über die Mauern hinwegzutragen, und der Kronprinz nebst Graf Seinsheim folgten unserem Beispiel. Für Jene, die nicht fahren, weiß ich hierzuland keinen Rath als auf hohen Stelzen zu reisen. — Bei Untergang der Sonne gelangten wir über den zum See erweiterten Mincio nach Mantua. Ein schöner Gasthof nahm uns auf in seinen breiten, hohen, prächtigen Sälen. Der, in welchem wir speisten, glich einer festlich geschmückten Kirche.

Nach einer, bei gutem Appetit, aber mit schlechtem Wein zu später Stunde verzehrten Hauptmahlzeit ließ mich die böse Sumpfluft von Mantua am nächsten Morgen erwachen mit schwindlichtem Kopfe, der Körper wie bleiern, besondere Schwere im Magen, — eine ganz niederträchtige Empfindung, wie ich sie in Folge drückenden Windes auch in Palermo einst erlitten hatte.[1]) Zum Glück besitzt, um den bösen Feind aus dem Magen zu treiben, jeder Mensch das geeignete Mittel fünffältig an jeder Hand, und so wurde ich schnell besser und nicht gehindert, außer dem Palazzo del T mit seinen berühmten

---

[1]) Anm. d. Schreib. Drei Jahre später erzählt R.'s Frau von einer ersten Nachthälfte in Mantua, wie alles Traurige, was jemals im Leben ihr begegnet war, mit Zentnerschwere ihr auf's Herz gefallen, sie ein Gefühl gehabt wie eine verurtheilte Verbrecherin, bis sie durch Aufstehen und Briefschreiben den Fiebergruß der bösen Sumpfluft gebannt und dann herrlich geschlafen habe.

Fresken von Giulio Romano auch desselben Künstlers Szenen aus der Ilias in La Corte, Residenz der ehmaligen Herzoge von Mantua aus dem Hause Gonzaga, zu bewundern. Hier hat Giulio sein Talent im größten Glanze gezeigt. In Hinsicht der Architektur und der Verzierung im Innern gehört dieser Palast zu den schönsten, die ich kenne; leider ist er sehr schlecht unterhalten und von den wenigsten Fremden gekannt und besucht.

Um zwölf Uhr Mittags Mantua verlassend und immer in der Ebene hinfahrend, sahen wir rechts im Westen die von Norden aus Savoyen her abfallenden Alpen, die sich neu erheben, um tiefer im Süden sich an die Apenninen anzuschließen. Der Abend war frisch, aber heiter; von meinem Kutschenthron sang ich Alpenlieder; einer der Postillone, der mit der italienischen Armee in Deutschland gewesen, stimmte zuerst mit Gesang, dann mit dem Posthorn ein. Die italienischen Postillone sind lustig; wie die deutschen sich sehr stumm verhalten, so schwätzen jene beständig mit ihren Thieren oder mit den Kameraden; denn bei je zwei Pferden ist immer ein Mann. Die Rößlein werden fast beständig in Galopp gejagt, selbst bergan; dieß letztere ist in Italien deßwegen nöthig, weil die schlechten, mageren Mähren nicht im Stande wären, die Wagen über die Berge fortzuschleppen, wenn sie nicht in Jast gebracht würden. Aber es sind auch die Straßen in Italien größtentheils vortrefflich, die Stationen viel kürzer und die Postillone weniger mitleidig gegen die Pferde, als in Deutschland.

Es war schon Nacht, als wir über die Secchia fuhren, und sechs Uhr, als wir in Modena ankamen; der Kronprinz hatte die Wagen absichtlich langsamer gehen lassen, damit er nicht verbunden war, noch Aufwartung bei Hofe zu machen. Im Mondenschein besahen wir die Stadt. Viele Straßen haben hohe Bogengänge, die höchsten in ganz Italien, mit herrlichen Durchsichtspunkten in der Mondbeleuchtung. Die Residenz, obwohl nicht ganz regelmäßig, zeigt große Massen und einen schönen Hof mit zwei Reihen solcher Bogengänge übereinander.

Am 23. Vormittags nach dem altberühmten, althochgelehrten Bologna mit seinen langen, breiten Straßen, seinen stolzen Palästen, seinen hohen Bogeneingängen in allen Häusern und seinen schiefen Thürmen. In der öffentlichen Gemäldesammlung nebst Dominichino's Marter der hl. Agnes, Rosario und Mord des hl. Dominik, die berühmte Cäcilia, mir eins der liebsten

Bilder von Raphael[1]) (Colorit wie bei unserem Münchener Porträt Sanzio's); ebenso haben mir wenige Bilder von Vasari so sehr gefallen wie hier der heilige Papst Gregor, die Armen speisend, unter denen Christus erscheint. Unübertreffliche Demuth, Liebe und Frömmigkeit in Franc. da Francia's Maria und Magdalena! Und so weiter. — Ehe wir von Bologna abgingen, trat ein Mann zum Grafen Seinsheim mit den Worten: „Euere Wagen sind sehr gut, ich habe sie beide genau besehen, es fehlt gar nichts daran; gebt mir ein kleines Almosen" (una piccola carità).

Von den zwei Hauptstraßen, die von Bologna nach Rom führen, zog dießmal, Gottlob, der Kronprinz die über Florenz vor. — Gleich außer Bologna geht es sachte bergan. Auf der ersten Post (Pianora) stiegen wir alle aus, um den steil sich erhebenden Apennin zu Fuß zu erklimmen. Es enthält der Berg hier kein festes Gestein, nirgends Spuren von Ur- oder Uebergangsgebirg, nur Thon mit Versteinerungen, lockerem Sand, soweit das Auge reicht. Von der häufig auf dem Kamm der Berge hinlaufenden Straße sieht man rechts und links in die Thäler. Auf der Höhe wehte schneidend kalter Wind. Es war Nachts halb 9 Uhr, als wir zu oberst im Dorfe Lojano ankamen. Ein Bauer war uns von Pianora vorangeeilt, um ohne unser Wissen für zehn Personen Essen zu bestellen. Wir waren dessen sehr froh, sagten aber wohlweislich dem Kronprinzen nichts davon; er wäre im Stande gewesen, noch in der Nacht fortzugehen, denn er kann es durchaus nicht leiden, daß man in Dingen, die von seiner Willkür abhängen, ihn zu etwas zu bestimmen sucht. — Im Gasthaus war außer uns Niemand, die Zimmerchen eng, aber um so freundlicher und zur Vertraulichkeit einladend; wir waren sehr vergnügt untereinander und mit den Wirthsleuten, lachten, sangen, tanzten selbst ein wenig; der Kronprinz trieb tausend Scherze mit den Leuten. Am frühen Morgen brachen wir auf; es war heftiger Sturm und schneidend kalt; im Jänner soll der Schnee hier oft sechs Fuß hoch liegen. Lojano befindet sich 1901 Fuß über dem mittelländischen Meer, also nicht viel höher als München in seiner Ebene.

Baron Gumppenberg und ich gingen zu Fuß voraus und freuten uns königlich, in einiger Entfernung in der Tiefe unter

[1]) Die — ebenfalls Raphaels eigener Hand zugeschriebene — Doppelgängerin dieser Cäcilia (ohne die in Bologna sie umgebende Gruppe) war damals noch nicht in der Pinakothek zu München.

uns, zur Rechten wie zur Linken der Straße das unermeßlich ausgebreitete Meer zu sehen. Jauchzend über diesen großen Anblick konnten wir uns nicht genug wundern: so nah der Straße, so nah dem Gebirgskamm, in so geringer Tiefe die beiden Meere! Voll Eifer warteten wir auf die Kutsche, worin der Kronprinz und Graf Seinsheim fuhren, und luden sie ein, unseren Jubel zu theilen. Der Graf entzückte sich mit uns, aber der Kronprinz, genauer zusehend, erklärte: „Das ist Nebel und kein Meer." In der That mußten wir bei ruhiger Besinnung uns gestehen, daß es nicht anders sein könne, aber die Täuschung war außerordentlich, denn ganz wagrecht lag der Dunst, den wir zu unserer gänzlichen Ernüchterung nachher auch sich erheben sahen. — Auf der Höhe des Apennins wird die Gebirgsart fester — ein bläulich grüner, feiner, dichter Kalkstein, noch kein Urgebirg; auch sind hier viele Kastanienwälder; übrigens haben mich diese rauhen, unfruchtbaren Striche an manche Gegenden Deutschlands erinnert; Bäume, Pflanzen, Gräser und Färbung häufig wie in der Oberpfalz.

Um Mittag ging der aufgestiegene Nebel als Wasser herunter, und hatte er uns Vormittags erhitzt, so kühlte er uns jetzt — jenes mit seiner Spiegelfechterei, dieses mit der nassen Wirklichkeit. Manche Sonnenblicke gewährten uns jedoch entzückendes Ausschauen in die himmlischen Thäler des südlich absteigenden Apennins. — Nachts 10 Uhr rollten unsere Wagen durch die schönsten Straßen der Welt, d. i. in Florenz; trunken betrachte ich im Vorüberflug einige der gewaltigen Paläste, die herrlichsten, die es gibt; hinweg geht's über die stolze Brücke und zehn Schritte von unserem Gasthof am Arno stürzen die sechs Pferde vor unserem Wagen, wie vom Blitze getroffen, zugleich zu Boden. Ohne Beschädigung stunden sie alle wieder auf und keine üble Vorbedeutung soll es uns sein; vielmehr sehen wir darin eine höchst ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche die stolzen Thiere machten dem Kronprinzen von Bayern und seiner würdigen Reisegesellschaft.

25. Oktober bei Sonnenaufgang. Himmlisches Licht, das die schönste der Städte vor meinem Blick entfaltet! Und im Glanze dieses Lichtes, kühn und gewaltig dahinrauschender Arno![1]) Ihr schönen Brücken, ihr hohen Bogen, und ihr,

---

[1]) Er war eben von Regengüssen geschwellt.

stolzeste, ungeheuerste aller Paläste, unsterbliche Zeugen einer stärkeren, kühneren, riesenhaften Vergangenheit! . . .

Vor Palast Pitti, der jetzigen Residenz. O welch ein Werk, o welch ein Werk! das Herz schlägt mir gewaltig und ich möchte vergehen vor Scham, Wehmuth und unaussprechlichem Verlangen, aus unserer Zeit heraus auf diese Werke hinblickend! — Sehet des Palastes Vorderseite 3= bis 400 Fuß lang, 150 Fuß hoch, aus 1 bis 2 Klafter großen, roh behauenen Steinen wie aus übereinandergesetzten Felsen aufgerichtet; über dem ersten Stock, die ganze Breite des Palastes hinlaufend, eine steinerne Galerie; in großen Entfernungen von einander die Fenster wie Palastthore; im Innern gegen die Gartenseite 3 Bogengänge in ebensovielen Säulenordnungen übereinander, so heiter und freundlich, als es der erstaunende Ernst und die außerordentliche Würde des Ganzen gestattet. Alle Verhältnisse des Gebäudes sind ungeheuer, sein Anblick erdrückt und erhebt in wechselnden Augenblicken; kein anderes Werk aus der alten und neuen Zeit, sei sein Umfang auch viel bedeutender, erscheint mir in so großen Verhältnissen; auf mich hat keines den Eindruck gemacht, keines in Rom, in Sicilien, in Pästum. Und hört es, dieses außerordentliche Werk war das Haus eines florentinischen Bürgers! — In ähnlichem Styl sind gebaut die Paläste Strozzi, Riccardi, Ruccellai, Medici, lauter Paläste aus den großen Zeiten des Freistaates und des Krieges zwischen den mächtigen Bürgerfamilien, alle gleich Festungen, so tüchtig, so gediegen, so trotzig, nicht wie aus einzelnen beweglichen Steinen errichtet, nein, wie im Ganzen aus dem Urfels der Erde gehauen, aus Einem Stücke Metall gegossen.

Den 26. Es verdrießt mich schier und ich muß einen Anlauf nehmen, um die übrigen Herrlichkeiten von Florenz zu sehen und von ihnen zu erzählen; denn mein Gemüth ist zu voll von den Wundern der Baukunst, von denen ich gestern geredet, daß ich erst zu mir kommen, mich von dem gewaltigen Eindruck erholen, ruhiger und gelassener werden muß.

Aber unsere Zeit kömmt mir trefflich zu Hilfe, meine Hitze abzukühlen.

Diese erhabenen Paläste, einst die Behausungen eines Halbgöttergeschlechtes, sind den bescheidenen Bedürfnissen der Lebenden angepaßt worden: Jene Prachtthore, jene Himmels=

fenster, jene stolzen Bogen sind nun durch theilweise Ausfüllung kleiner, enger, somit netter und wohnlicher gemacht; die alten Löwen und Adler mochten hiedurch nicht aus= und eingehen, aber für die Spatzen und Mäuse sind sie noch weit genug.

Es ist traurig, den Verfall der Kunst in Italien zu sehen. Mit dem Untergang der Freiheit, der großen Geschlechter und des Reichthums ging auch jene zu Grab. Es wird nicht bloß nichts neues gebaut, sondern auch das alte, was bei dem Sinken der großen Zeit unvollendet war, ist es bis heute geblieben, z. B. die meisten Vorderseiten der Kirchen. In kleineren Arbeiten fand ich viel Geschmack; was ich aber von größeren neuen sah, war meiner Empfindung nach weniger als mittelmäßig, z. B. die Fresken im Palast Pitti.

Florenz ist mir so merkwürdig, weil es in seiner religiösen, politischen und Kunstgeschichte als ein Ganzes, aus Einem Stück Gegossenes, Zusammengehöriges erscheint, der neuen Zeit geistig näher, verwandter als — wenigstens bezüglich der Antiken — Rom es ist, das zwar der Summe nach an merkwürdigen Dingen viel reicher, aber aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt. Ein Florenz könnte auch bei uns in Deutschland sich bilden, unter günstigen Umständen, bei der Aufeinanderfolge mehrerer Kunst und Wissenschaften liebender Regierungen, bei zunehmendem Wohlstand der Familien u. s. w. Sollte bei uns dieser mächtige Baustyl nicht anwendbar sein, diese großen Verhältnisse, diese gewaltigen Fenster, diese offenen Hallen? Wegen stärkerer Kälte, wegen Mangel an Bausteinen, wegen trüberem Sonnenlichte? O alle diese Hindernisse lassen sich besiegen und man kann so bauen, daß kleine Gebäude wahrhaft großartig erscheinen, wie eben auch in Florenz . . .

Dem Kronprinzen gefiel es nicht sehr dahier, theils weil ihm die Witterung nicht mild genug war, theils weil er bei Hofe nicht hofelich genug aufgenommen wurde. Man lud ihn nur zweimal zu Tisch und bat ihn nicht zu dem Feste, das während der Anwesenheit des Prinzen Maximilian von Sachsen gegeben wurde, und zu welchem er unvermuthet und ohne davon zu wissen kam, als er nämlich Abends 7 Uhr (zur selben Stunde, in welcher der Prinz Max ihn besucht hatte) schon den Gegenbesuch abstattete. Außer dem Palast Pitti, dem schönen gothischen Kirchlein Or San Michele und der „wunderschönen" Kirche S. Miniato, hat ihn sehr Weniges angesprochen.

Bei dem Kronprinzen hängt gar viel von seiner Stimmung ab. Auch kostet jeder Tag Aufenthalt fast dreimal soviel als in Rom. — Wir verließen Florenz am 30. Morgens. Eine halbe Stunde vor den Thoren stiegen wir ein wenig ab in der Villa unseres Landsmannes Baron Rumohr, wo manches freundschaftlich hin- und hergesprochen wurde.

Bevor ich in der Erzählung fortfahre, Einiges von unserer Lebensordnung auf der Reise.

Um fünf Uhr Morgens wird gewöhnlich aufgestanden. Der Kronprinz schreibt dann gern einige Briefe oder endet am vorigen Morgen angefangene; jeden Posttag schreibt er an den König und die Kronprinzessin, fast jeden an die Königin und die Kaiserin, seine Schwester. Um 6 Uhr frühstücken wir, der Kronprinz Chokolade [1]), wir Uebrigen Kaffee. Dann wird in der Regel sogleich aufgebrochen. Abwechselnd sitzen Graf Seinsheim, Baron Gumppenberg und ich mit dem Gnädigsten, der immer vorausfährt. Auf der zweiten oder dritten Post steigt er auf etwa eine Stunde aus und geht mit Einem oder uns Allen voran, um sein Mineralwasser zu trinken. Gegen 11 bis 12 Uhr werden die von der letzten Nachtherberge mitgenommenen Eßwaaren (gebratene Hühner, Kapaunen, Wurst, Käse, Trauben ꝛc.) bei Brod und üblichem Landeswein verzehrt. Bei schönem Wetter, auch über Berge machen wir in Gesellschaft zum zweiten oder dritten Mal Fußpartie. Da der Prinz ungern länger im Dunkel fährt, so wurden bisher selbst in Italien selten mehr als sechs Posten täglich zurückgelegt. Abends 8, 9 Uhr förmliche Mahlzeit; (für den Mann gewöhnlich 2½ fl., das Zimmer 1½, das Frühstück ½ — im Ganzen 33—36 fl. über Nacht).

Bergauf, bergab ging heute die Reise. Abends 8 Uhr Ankunft in Siena. Den 31. Morgens die auf verschiedenen Hügeln liegende Stadt besichtigt, der Dom einer der prächtigsten von allen, die ich kenne, von außen und innen mit Marmor belegt. So reich war einst Siena, welches in den Zeiten seiner Freiheit über hunderttausend Einwohner zählte,

[1]) Ehedem Freund des Kaffee's, hatte der Kronprinz sich vorgenommen oder gelobt, keinen zu genießen, bis Napoleon gestürzt und das Vaterland befreit wäre. So entwöhnte er sich und trank auch später keinen.

daß es den Plan fassen konnte, den Dom viermal größer zu machen als der gegenwärtige ist, der nur einen Seitenflügel des Ganzen bilden sollte und gleichwohl die Größe des Regensburgers erreicht. Die Einwohnerzahl ist auf 16—17,000 gesunken. Um 9 Uhr verließen wir Siena, kamen auf schlechten, häufig vom Wasser verdorbenen Wegen durch unbedeutende, unfruchtbare Gegenden, auf- und abwärts, endlich einige Stunden fort immer aufwärts nach Radicoffane, einem schauderhaften Nest, wo die florentinische Grenzfestung über 3000 Fuß ob dem mittelländischen Meere erhaben liegt. Am 1. Nov. bei Nebel und bald darauffolgendem Regen den hohen, steilen, unfruchtbaren Berg abwärts nach dem kleinen Städtchen Aquapendente, wo wir Messe hörten. Dann nach Bolsena, dem Ort des von Raphael gemalten Hostienwunders, an einem großen, von buschigen Hügeln umgebenen See. In Viterbo über Nacht.

Am 2. Nov., einem sehr heiteren, etwas frischen Tage, fort auf der Straße gen Rom, wo wir nach des Kronprinzen Willen sehr zeitig, bei gutem Sonnenschein ankommen sollen. Drum lustig, ihr Rozinanten, treibet, treibet an, ihr Postillone, ihr sollt heut eine Zulage zu euerem Gewöhnlichen haben. Ha, wie fliegen wir dahin, wie von Greifen gezogen! Noch sind wir drei Posten von Rom und schon sehen wir links im Nordosten den schönen, einzeln sich erhebenden Oreste, den von den Römern sogenannten und von Horaz besungenen Soracte: „Stat alta nive candida Soracte“, wir sehen in Süd und Ost, im schönsten Sonnenduft die wunderliebliche Kette der Lateiner- und Sabinergebirge und endlich im Westen das im Sonnenschein glänzende Meer.

Auf der letzten Post vor Rom, Alla Storta, finden wir einen Schwyzer mit Weib und Kind als Pilger, um ein Gelübde zu erfüllen, gethan während der jahrelangen Krankheit des Vaters der Frau, falls der Himmel baldige Genesung oder Auflösung gewähre; der Vater starb.

Und nun sehen wir im Westen die Kuppel von St. Peter. Gott sei gelobt und gepriesen, daß ich meine Reisebeschreibungsleser endlich bis Rom gebracht habe,[1]) wo ich selber schon seit drei Monden hause. Du aber sei mir gegrüßt im Siegeston, ewige, unverwüstliche Stadt!

---

[1]) Nämlich in der Abschrift, die ich nachträglich für die Freunde in der Heimath aus dem Tagebuch ausgezogen.

2. Rom.

Vorbetrachtung. Persönlichkeiten: Ostermann, Stein, Hardenberg, Niebuhr, und sein Fest, Bunsen, Schnorr, Gismondi, Brocchi u. s. w. — Brief, Adventeindrücke; Wohnung, Tagesordnung. Maler Müller; Frau v. Humboldt, Henriette Herz; eine berühmte Medusa. Unfall des Kronprinzen; Praxis bei Einheimischen und Fremden. — Wetter-Betrachtung; ein Musikfest; politische Befürchtungen. — Fasching. Fasten. Wetter. — Ueber die Revolution in Neapel; die Oestreicher; ein großherziger Neapolitaner. — Weiteres Leben und Treiben; Bild von Catel. Was die Axe verschulden kann.

Unser Ziel war dießmal nicht weiter als Rom gesteckt, denn nach Neapel verbot sich die Reise durch die bereits im Sommer dort ausgebrochene Revolution.

Mein Tagebuch von dieser zweiten Romfahrt bezeugt, daß der Eindruck, welchen die ewige Stadt drei Jahre früher auf mich gemacht, nicht lediglich aus den unmittelbaren Aufzeichnungen der ersten Reise zu beurtheilen sei. Im ruhigen Nachgenuß hatte gar Manches seine Bedeutung für mich verändert, Manches, auch in künstlerischer Beziehung, sich mir ausgeklärt. Spricht sich dieß schon auf den Blättern dieser zweiten Hinreise in der begeistert freudigen Erwartung des Wiedersehens aus, so verräth auch der Ton in den neuen Schilderungen die in der Zwischenzeit geschehene Verarbeitung der früheren Eindrücke.[1]) —

Mehr als das erstemal kam ich bei diesem Aufenthalt, welcher bis ungefähr Ende April gedauert hat, in Berührung mit der großen Welt, nicht sowohl der einheimischen als der zugereisten, und zwar geschah dieses theils auf geselligem, theils auf dem Berufswege.

So war mir bedeutend der russische General Graf Ostermann-Tolstoy, dessen Spuren ich schon auf dem Schlachtfeld von Kulm einst nachgegangen war. Er faßte

---

[1]) Siehe Beilage 1 zum 9. Kapitel.

Zuneigung zu mir und ich werde noch mehr denn einmal von ihm zu sprechen haben.

Vor Allem aber denkwürdig leuchtet in meiner Erinnerung der gewaltige Freiherr v. Stein, der kleine breitschulterige Mann mit dem Ablerausdruck in den keineswegs adlermäßig gebauten Augen und Zügen. Er hat mich herzlicher Gunst gewürdigt. Als Arzt ward ich von seinen beiden Töchtern zu Rath gezogen; die ältere, nachmals Gräfin v. Gieck, hat ihre letzten Jahre in München zugebracht, woselbst ich häufig mit der ausgezeichneten Frau verkehrte; die jüngere, später mit einem Grafen v. Kielmansegge vermählt, begeisterte die Künstler durch ihre seltene Schönheit und veranlaßte Friedrich Schlegel (der Metternich nach Rom begleitet hat) zu dem Scherzworte, die Maler stellten gegenwärtig keine Himmelsköniginen dar, sondern nur Himmelsgräfinen; in der That verrieth gar manches Bild den Eindruck, welchen das schöne Fräulein gemacht hatte.

Zwei-, dreimal die Woche, manchmal täglich durfte ich den Freiherrn besuchen; er lud mich ein, nicht bloß als Arzt, sondern als Freund zu erscheinen und es läßt sich vorstellen, wie werthvoll mir die Unterhaltungen mit ihm gewesen. Meine Anschauung über Stein's religiös-politische Gesinnung habe ich in den historisch-politischen Blättern in einem Aufsatz contra Sybel niedergelegt[1]); ein paar seiner denkwürdigsten Aeußerungen, mit denen ich freilich nicht unbedingt einverstanden bin, mögen ihre Wiederholung hier finden. Die eine lautet: „Wenn der Papst und der König von Preußen es ernstlich wollen, so muß die Vereinigung der Konfessionen gelingen"; — die andere: „Wenn es in großer Gesellschaft geschehen könnte, so würde ich heut noch katholisch". Es ist un-

[1]) Jahrg. 1872. Bd. 70. S. 254.

denkbar, daß gewöhnliche Menschenfurcht oder -Rücksicht diesen so selbstständigen Charakter abgehalten hätten, vielmehr schien er zu glauben, Einzelübertritte seien für das Ganze nicht rathsam und darum besser zu unterlassen. Leider ließ auch seine edle und geistreiche Tochter Giech trotz ihrer Neigung zum Katholizismus sich vom Uebertritt, wie sie mehr denn einmal es mir ausgesprochen hat, durch die Rücksicht abhalten, daß ihr Vater den Schritt nicht für nöthig erachtete. Der Adel in Beider Gesinnung läßt mich innig hoffen, es sei auch dieser so ernste Fehlgriff in gutem Glauben geschehen.[1])

In einem meiner Briefe finde ich: (Stein) „hat großes Vertrauen auf Bayern" — vermuthlich im Hinblick auf den Kronprinzen, vielleicht auch in allgemeiner Rücksicht. Von Baron v. Aretin, dem Vertreter unserer Regierung am Bundestag, äußerte er, derselbe sei der tüchtigste und gescheidteste unter allen dortigen Gesandten. (Aber auch über die hervorragend correkte Gesinnung von dessen späterem Nachfolger zu Frankfurt, dem Herrn v. Oberkamp, hat er seinerzeit höchst lobend sich ausgesprochen.) Die große Achtung endlich, mit welcher Stein mir bei verschiedenem Anlaß von Capodistria, dem nachmaligen griechischen Minister geredet hat, ist mir immer im Sinn gelegen, wenn Thiersch über dieses Mannes Schlechtigkeit sich weitläufig ausließ.

---

[1]) Vielleicht empfand die Gräfin jenen Schauder, der häufig als letzte Versuchung an die der Konversion sich Nähernden herantritt: „Sollen all' meine hinübergegangenen Lieben im Irrthum gewandelt und darum verloren sein?" Ehe sie das annehmen, theilen sie die Gefahr. Wie aber, wenn etwa jene Lieben in gutem Glauben schuldlos den Irrpfad gewandelt sind, vor Gott Gnade gefunden haben? Welch' ernste Folgerung ergibt sich gerade hieraus für den Ueberlebenden!

Um jene Zeit — d. h. im März 1821 — kam der in Preußen großmächtige Staatskanzler Fürst Hardenberg nach Rom, der Mann, von welchem der Jude Gans, mit „Du“ ihn apostrophirend, der Welt verkündiget hatte, drei Ingenien stünden einzig da in der Weltgeschichte, Moses, Christus und Hardenberg! — der Mann, der in seinem bureaukratischen Hochmuth so wenig ein freies Wort geduldet konnte, daß er die zwei größten deutschen Patrioten der Zeit, den vor Allen herrlichen Görres und den um Deutschlands Befreiung so verdienstvollen Moritz Arndt auf das schnödeste verfolgte. Dem Kerker ist Ersterer freilich durch die Flucht entronnen, der Zweite aber hat seine Professur verloren und bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. viele Kränkung und Quälerei erlitten.[1])

Da traf ich eines Morgens den Freiherrn v. Stein in größter Erregung in seinem Zimmer auf- und niederschreitend. „Excellenz“, frug ich erschrocken, „ist Ihnen etwas Widriges begegnet?“ „Da sehen Sie her,“ rief er und reichte mir mit blitzenden Augen ein Sedezbriefchen zum Lesen, „da sehen Sie, was dieser Mensch“ — er meinte den Staatskanzler — „sich mir gegenüber unterfängt. Ich war vor ihm Minister in Preußen und nachher in Rußland, dann Vorstand der Centralverwaltung der alliirten Armeen, und nun erfrecht er sich, ohne mir einen Besuch abgestattet zu haben, auf diesem Sedezbillet mich zu Tisch einzuladen. Aber sehen Sie, wie ich ihm antworte!“ Und vor meinen Augen drehte

---

[1]) Als Hardenberg noch preußischer Statthalter der fränkischen Herzogthümer gewesen, rühmten die öffentlichen Blätter seine Humanität und sein geeignetes Verfahren. Auch finde ich in Heim's Biographie, daß dieser Wackere in herzlicher Verehrung an dem Fürsten gehangen.

er den Wisch um, schrieb auf die Rückseite: „Die Eintheilung seiner Zeit gestattet dem Unterzeichneten nicht, von der Einladung Gebrauch zu machen; Freiherr vom Stein" ... schloß, siegelte und sandte ab. Dann seinen Gang durch's Zimmer auf's neue anhebend, rief er mit den wuchtigsten Accenten der Entrüstung: „Dieser Mensch ist nicht nur durch und durch selber faul, sondern er steckt auch mit seiner Fäulniß Alles an, was in seine Nähe kömmt!" —

In ähnlicher Weise, nur seiner Stellung halber sehr im Vertrauen, äußerte sich Niebuhr. Es hatte derselbe als preußischer Gesandter mit großem und rechtschaffenem Bemühen, nach vieler Ueberlegung ein vorläufiges Verständniß zwischen sich und der römischen Curie bezüglich der Garantien für die Einkünfte des katholischen Klerus in Preußen erzielt. Gleich den anderen deutschen Staaten hatte auch Preußen durch die Säkularisation das Vermögen der Bisthümer an sich gezogen, und das Wenigste, was Rom von ihm fordern konnte, war eine solche Garantie und zwar durch liegenden Grund und Boden. Nach Niebuhr's eigenem Zugeständniß waren ihm der Papst, der Kardinalstaatssekretär, überhaupt die Curie freundlichst entgegengekommen, der Sachlage möglichste Rechnung tragend, und man hatte sich zum Vorschlag an die preußische Regierung geeinigt, daß die Staatswaldungen jene Bürgschaft liefern sollten. Jahrelang schrieb Niebuhr jede Woche nach Berlin, um es allmählig auf diesen Standpunkt zu bringen, aber Bemühungen, Vorstellungen, Schreibereien, nichts konnte dem Staatskanzleramt anfänglich eine Instruktion, später eine Entschließung, ja nur eine bestimmte Antwort abgewinnen. Da heißt es auf einmal: der Staatskanzler kommt nach Rom. „Nun merken Sie auf, was geschehen wird," sprach Niebuhr zu

mir. „Ueber alle meine geduldigen Bestrebungen, Mühen und Arbeiten wird der Fürst, der vermuthlich meine Berichte gar nicht gelesen hat, auch ferner mit souveräner Nichtbeachtung hinwegblicken, jedoch das Ergebniß bestätigen; die auf seinen Ruf dressirten Zeitungen werden in die Posaune stoßen: ‚Was jahrelangen Versuchen des Gesandten nicht gelungen ist, das hat das überlegene Genie des Staatskanzlers in wenigen Wochen zu Stande gebracht.' Er wird Alles zugeben, Alles versprechen, aber halten wird er Nichts." Punkt für Punkt haben sich diese Vorhersagungen erfüllt: die Geringschätzung von Niebuhr's Leistungen, die Lobesfanfaren in den Blättern, die Versprechungen und endlich das Nichthalten von Seite der Firma Hardenberg bis auf den heutigen Tag.[1])

„Nun muß ich," klagte mir Niebuhr, „von dem Gelde, das der Staat mir zur Unterstützung von Künstlern und zu ähnlichen gemeinnützigen Zwecken gibt, mindestens 500 Thaler verwenden, um diesem Menschen ein Fest zu geben." Bei dem Feste fand sich denn ein, was vornehm war; nebst der römischen Aristokratie — und von dieser dünkt sich gar Mancher ebenbürtig den regierenden Fürsten — nebst dem diplomatischen Corps und vielen anderen Fremden von Auszeichnung auch unser Kronprinz Ludwig

[1]) Am 18. März 1821 schreibt Niebuhr an Nikolovius: „Liebster Freund, umarmen Sie mich, die Unterhandlung ist vollendet, und jetzt gehen wir an die Abfassung der Bulle... Hardenberg's Reise hieher ist wirklich ein Glück gewesen: es kostete mich nichts weiter als das Opfer ihm den Schein zu lassen, daß er die Sache vollendet habe. Und da er eben dadurch an ihre Ausführung und Erfolg gebunden wird, so trieb ich den Kardinal Consalvi, zu ihm auch in meiner Gegenwart so zu reden, und es selbst in seiner Note auszusprechen. — Jetzt, wenn die Sache zur Ausführung kommt, kann Ihr Ministerium viel thun; ich habe den Papst versichert, daß er da auf redlichen Willen zählen kann."

sowie das kronprinzliche Ehepaar von Dänemark. „Wo bleibt denn der Staatskanzler so lang?" fragte sich die versammelte Gesellschaft und Niebuhr harrte bereits in peinlicher Spannung, endlich hieß es: „Er kommt, er kommt!" Der Hausherr eilt ihm auf die Treppe entgegen und führt ihn ein — wie nun erschien „dieser Mensch"? Im grauen Kaputrock, zugeknöpft bis unter das Kinn, in Kanonenstiefeln mit Sporen! Die in der Mitte des Saales versammelten Preußen und vielleicht noch andere Deutsche umringten ihn und so verlor ich den Mann, der übrigens schön von Antlitz, groß und ebenmäßig von Gestalt erschien, sehr bald aus den Augen. Was wollte er mit diesem Kostüm, in welchem er offenbar sich auch keiner der anwesenden hohen Persönlichkeiten vorstellen konnte? Den plebejischen Gesandten demüthigen, der vielleicht schon gegen seinen, des Staatskanzlers, Wunsch den Posten erhalten hatte? Sollte der gewiegte Hofmann nicht gemerkt haben, daß er hiemit seinen eigenen Monarchen gröblich beleidige?

Ich habe später einmal im Irrenhaus zu Erlangen einen Pflegling gesehen, der, das Unglaubliche sich bedünkend, unaufhörlich von seiner Macht und seinem Einflusse „bei der Stadt" sprach. Das Bild dieses Armen hat sich in der Erinnerung mir häufig gepaart mit dem von Hardenberg, der ebenfalls so auftrat, als ob er die Axe des Weltalls sei: die hohlste und ungeheuerste Aufgeblasenheit, hinter welcher das leere Nichts sich birgt. Welch ein Abstand zwischen dieser aufgeblähten Hohlheit und der so viele Tugend und Standhaftigkeit in sich bergenden Demuth Pius des Siebenten! —

Es war vorhin von Niebuhr's trefflichem Verhalten in den kirchlichen Angelegenheiten die Rede. Ich sah seine Rechtschaffenheit und geschäftliche Objektivität, seine innige

Verehrung für Pius VII., (den er auch brieflich mit unverhohlener Zärtlichkeit als „den lieben, herrlichen Greis" bezeichnet), ich wußte von dem hohen Vertrauen, das er bei Papst und Curie genoß, (s. Band I, S. 487) umsomehr meinte ich auch seinen Klagen über römische Zustände Glauben beimessen zu dürfen. Und doch konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß er in gewissen Vorurtheilen gegen den Katholizismus völlig unbelehrbar sei. Cornelius, der so herzlich mit ihm Befreundete, vermocht' es nicht zu läugnen und andere Künstler traten in meinem Beisein diesen Vorurtheilen mit Freimuth entgegen. Es lag solche Zähigkeit in Niebuhr's Charakter; eingenommen in leidenschaftlicher Treue für seine Freunde, konnte er auch lang verharren in leidenschaftlicher Eingenommenheit wider Menschen und Dinge, mit denen er in Zwiespalt gerathen, (exempli gratia seinen wissenschaftlichen Gegner Abbate Fea). Niebuhr's Ankunft im Kirchenstaat war begleitet gewesen von den herzzerreißenden Eindrücken des Hungerjahres und er bedachte nicht, daß jenes Land nicht etwa wie Deutschland bloß lange Kriegsnoth und politische Veränderungen erlitten, sondern seit der Ueberfluthung durch die französische Republik in seinen innersten Einrichtungen umgestürzt, unterwühlt und im Neubau immer wieder gestört worden war.[1]) Absichtslos von beiden Seiten ergab es sich doch von selbst, daß dem akatholischen Diplomaten vor Allem die Weltseite der Petersstadt entgegentrat, wenn schon den Ver-

[1]) Einen ganz ähnlichen Fehler beging ich selber, wenn ich aus den vielen Prozessen zwischen Verwandten, wie sie in Sicilien stattfinden, auf Lockerheit der Familienbande und aus dieser auf üblen Charakter schloß. Lockerung war freilich da, aber sie wird immer und überall entstehen, wo eine revolutionirte Gesetzgebung alte Rechte und Besitztitel in Verwirrung bringt. Einiges Nähere hierüber werden wir im 11. Kapitel hören.

hältnissen gemäß auch diese ein geistliches Mäntelchen trug; das Innere aber, das wahrhaft religiöse, ja selbst das wissenschaftliche Leben ihm verschlossen blieb. Auch Niebuhr krankte an dem deutschen Wahn, die Wissenschaft eines Landes zu ausschließlich nach dem beurtheilen zu wollen, was unter die Druckerschwärze geräth, indeß der lebhafte und hervorragend rhetorischbegabte Italiener so gebend wie empfangend vor Allem der mündlichen Mittheilung gewogen ist.[1]) Wie sehr ich Ursache gehabt hätte, gegen N.'s Klagen mißtrauisch zu sein, mag man aus Folgendem ersehen:

Am Schluß meines ersten Kapitels habe ich eine mündlich mir gemachte Aeußerung Niebuhr's erwähnt, mit den Klöstern seien die zahlreichsten und ausbauerndsten Abnehmer von großen, allmählig erscheinenden Werken der Wissenschaft verschwunden. Seither fand ich in einem gedruckten Briefe N.'s an Savigny (d. d. Bonn 1827) eine Anspielung auf jenen Vorzug in einem schier unglaublichen Zusammenhang. Er schreibt:

„Es entsteht jetzt in Deutschland eine Klasse, die große Werke kauft, ohne sie lesen zu wollen. Lange Zeit waren wir dazu zu ehrlich und daher, als der Teufel in Gottes Auftrag die Klöster geholt hatte, welche sonst die ponderösen Werke kauften und hinstellten, um gleich den Mönchen selbst unnütz zu existiren (!), war dergleichen nicht anzubringen.“ —

Nehmen wir immerhin den brieflichen, nicht kühl überlegten Ausbruch des kränklich reizbaren Mannes nicht allzu ernst und buchstäblich, so bleibt er doch bezeichnend dafür, daß ihm Kirche und Kirchengeschichte terra incognita geblieben. Ja wohl! So scharf der große Gelehrte den wirklichen oder vermeinten Fabeln des römischen

---

[1]) Anm. d. Schreib. Siehe unter Anderem P. Jos. Kleutgen: „Kleinere Werke, Briefe aus Rom,“ Münster bei Theissing 1869.

Alterthums zu Leib gerückt, so tief steckte er noch in dem Fabel-Netz, womit durch Geschichtsfälschung das christliche Rom und der ganze Katholizismus den Protestanten sind übersponnen worden.

Gleichwie Niebuhr anfänglich und noch 1820 dem heutigen Klima von Rom etwas so Geist- wie Leib-Ertödtendes zuschrieb und doch am Schluß und nach der Rückkehr in's Vaterland bekennen mußte, daß eben dieses Klima seine erschütterte Gesundheit hergestellt habe, so hätte er noch in vieler Rücksicht Ursache finden dürfen, sein schneidendes Urtheil über Rom zu mildern. Den Leuten des Volkes gegenüber mag N.'s gewiß sehr treffliche (zweite) Frau seine theils schwankende, theils ungünstige Ansicht beeinflußt haben; Tochter eines Pastors, war sie ungern nach Rom gegangen, ertrug das Klima in der That nicht gut und machte mir fast immer einen mißmuthigen oder doch melancholischen Eindruck.

Mit Beider Söhnchen „Marcuccio", wie die italienische Verkleinerungsform ihn nannte, schloß ich gute Freundschaft und so kräftig prägte das vier- bis fünfjährige Kind den Einwinterfreund sich in's Gedächtniß, daß, als ich 15 Jahre später Brandis in Bonn besuchte, von einem anderen Stockwerk plötzlich der Ruf erscholl: „Ach das ist ja der Ringseis!" Es war der junge Markus Niebuhr, der eben dort weilte und unbesehen an der Stimme mich erkannt hatte.

Bunsen war, wie früher erwähnt, bei der Gesandtschaft eingetreten. So wenig Feindseliges verrieth damals noch seine Stellung zur Kirche, daß die Römer über seinen vielfachen und freundlichen Verkehr mit dem nachmaligen Papste Gregor XVI. scherzend fragten, ob wohl Kardinal Mauro Capellari Herrn Bunsen katholisch oder Bunsen den Kardinal protestantisch machen werde.

(Graf Reisach war der Erste, welcher Capellari vor Bunsen gewarnt hat.)

Ich weiß nicht wann es war, daß eine süddeutsche Regierung zugleich einen Gesandten und einen Geschäftsträger in Rom gehabt, über welche Zwei Pius VII. soll geäußert haben: „Il protestante è molto uomo da bene, ma il cattolico ha il diavolo.“ [1])

Daß ich mit Julius Schnorr, dem lautern und trefflichen Gemüth, mich rasch befreundete, hätte bei meinem ersten Römerzuge schon gesagt werden sollen, ist aber dort durch Versehen unerwähnt geblieben.

Mit Gismondi dem Mineralogen habe ich viel verkehrt. — Dem Geologen Brocchi, der eine tüchtige Arbeit über den Boden von Rom geliefert, und den ich bei meinem ersten Aufenthalt kennen gelernt hatte, brachte ich dießmal einen sehr schönen und kostbaren Opal, wie ein solcher in Rom so leicht nicht wieder mochte gesehen werden, zum Geschenke mit. Er führte mich in eine Gesellschaft von Naturforschern ein, meist gereiften Männern, die aber in ihren Gesprächen die seichteste Aufklärerei und den ordinärsten und wüthendsten Radikalismus kundgaben. Da sie häufig jeden Deutschen für einen Lutheraner oder Ungläubigen halten, so thaten sie vor mir sich keinen Zwang an. Ich blieb nur kurz und kam nicht wieder. Das mochte Brocchi schon verdrossen haben; einst begegneten wir uns auf der Straße; ich sah, wie er meine Busennadel in's Auge faßte und weil ich nicht sogleich daran dachte, daß es eine Camee mit dem Bildnisse

---

[1]) Anm. d. Schreib. „Der Protestant ist ein recht braver Mann, aber der Katholik hat den Teufel.“ Dieser absonderliche Katholik hatte anfänglich Ringseis große Gunst geschenkt, dann aber, als er dessen religiöse Richtung kennen gelernt, ist er sehr aufsässig und bissig gegen ihn geworden.

Pius VII. sei, begriff ich nicht, warum sich sein ganzes Gesicht verzerrte und verfinsterte, bis er fast schäumend mit wuthbebender Stimme die Worte herausstammelte: „Come? Voi, voi, un filosofo, un medico, un naturalista, voi portate il ritratto d'un papa?!“ — „D'un Pio?“ versetzte ich und ließ ihn auf der Straße stehen. Ich habe ihn, der dann nach Egypten gegangen, nicht wieder getroffen, und ein, wenn auch nur bescheidenes Gegengeschenk, wie es unter Naturforschern üblich und in seiner Stellung ihm nicht schwer fallen konnte, ist er mir denn auch schuldig geblieben.

Es ist mir nachträglich aufgefallen, daß ich — bei dreimaligem nicht kurzem Aufenthalt in Rom — von unserer Zeitgenossin, der merkwürdigen Dienerin Gottes Anna Maria Taigi meines Wissens niemals reden gehört, jener Frau geringen Standes, bei welcher hohe, durch Frömmigkeit und Weisheit ausgezeichnete Prälaten sich Rath, Trost und Erbauung geholt haben. Wenn es nun geschehen konnte, daß von einer so merkwürdigen, mit Seher- und Wunderkraft begnadigten Persönlichkeit mir nichts zu Ohren kam, wie viele nicht so auffällig und doch nicht minder kostbar begnadigte Menschen können mich sogar gestreift haben, ohne daß ich ihre Trefflichkeit ahnte?! Hierin liegt eine kräftige Erinnerung, wie wenig zumeist das Volk der Fremden, gleichwie allerwärts so auch in Rom, einen Einblick thut in das Geistes- und Seelenleben der Frommen einer Stadt.

„Rom, 25. November (Katharinentag) 1820.

Liebste Mutter! So ferne ich auch heute von Ihnen bin, so hoff' ich und weiß ich doch, daß meine Wünsche und Gebete Sie erreichen und unsichtbar berühren. Möge mein Gebet für Sie, theuerste Mutter, entzündet werden von einem Funken

jener Liebe und Inbrunst, welche einst so lebendig waren in den christlichen Helden dieser Stadt, den heil. Aposteln Petrus und Paulus, und den zahllosen Märtyrern derselben. Wenn ich herumwandle an den Stätten, auf welchen jene einst gewandelt, wo sie gelehrt und gelitten haben, so glaube ich oft ein Wehen ihres Odems zu spüren, das rügend und strafend meine Lauheit, und wieder belebend und stärkend zu mir redet; näher und inniger verbunden fühle ich mich dann Allen, welche mir lieb und theuer sind, und besonders Ihnen, liebste Mutter!" [1])

Vor drei Jahren waren wir im Advent noch in Sicilien gewesen. Also sah ich jetzt zum erstenmal die Pifferari, wie sie in ihrer Volkstracht zu jener Zeit des Kirchenjahres aus den Abruzzen herniedergestiegen kamen, mit den weißen spitzigen Hüten, den rothen kurzen aber weiten Mänteln und den auf altgriechische Art gebundenen Sandalen; wie sie immer zwei und zwei zusammengingen, einer mit langer, der andere mit Dudelsackpfeife, denen bisweilen als dritter ein Sänger sich beigesellte; und wie sie mit abgenommenen Hüten vor den vielen festlich geschmückten und von stets brennenden Lämpchen beleuchteten Marienbildern in Kapellchen, über Hausthüren, im Hintergrund jedes Verkaufladens ihre Ständchen brachten und von einem zum andern ziehend, nach und nach vor jedem das kurze musizirende Gebet verrichteten. Für neun solcher

---

[1]) Anm. d. Schreib. Einst besuchten die Reisenden San Stefano Rotondo, wo bekanntlich die allzu große Ausführlichkeit der Martyrerscenen in den Wandgemälden den Tadel der Kunstkenner erfährt, nicht ohne Recht, obschon der Sieg und Frieden des Martyrthums sich in Ausdruck und Geberde der heiligen Dulder gar lieblich ausspricht und der Zweck der Erbauung in religiösen Bildern nicht unbedingt mit dem Kunstzweck zusammentrifft. Der Kronprinz entsetzte sich. — „Nein, das kann nicht Aufgabe der Kunst sein" — es kam die Rede auf's Martyrthum überhaupt und wie es denn möglich sei, Solches auszuhalten. „Ich glaube, der Ringseis wär's im Stand," meinte der Prinz.

Ständchen, in neun Tagen gehalten, zahlte der Eigenthümer des Bildes gewöhnlich 15 Bajocchi (22 1/2 kr.).

„Schon am frühen dunklen Morgen, wenn ich noch lange nicht aufzustehen gedenke, und ebenso noch in der späten Nacht erklingen diese traulichen, freundlichen Töne der Hirten, und sie erwecken in mir ein süßes Heimweh, dem ich gerne nachhänge; denn sie erinnern mich lebhaft an meine Kinderjahre im elterlichen Hause, als auch bei uns zur Adventzeit, wann Violine und Trompete in der Kirche schweigen, die Adventgeiger herumzogen im Lande und bei ihrer Zurückkunft erzählten von den wunderbaren Dingen, so sie gesehen, und in mir auch der heiße Wunsch entstand, zu reisen und die hohen und steilen Berge zu schauen, von deren Spitze man „die Wolken und das Donnerwetter unter sich hat". Der Himmel hat gewollt, daß ich seitdem nicht bloß auf diese Berge, sondern sogar auf der entgegengesetzten Seite wieder herunter gekommen bin."

15. Dezember.

„Dießmal wohnen wir in Casa di Donna Margarita, welchen Namen das Haus trägt von seiner ehemaligen, ob ihrer Schönheit sehr berühmten, vor 50 Jahren verstorbenen Besitzerin; es liegt in Strada San Sebastianello, das einzige Haus der Straße am südwestlichen Abhang des Monte Pincio, des ehemaligen Collis hortulorum, wo die Paläste, der Zirkus und die Gärten des Sallustius waren; gleich über unserem Haus der herrliche Spaziergang auf Trinita di Monte, von dessen Höhe wir ganz Rom übersehen und den wunderbar schönen Sonnenuntergang genießen können. Vor etlichen 20 Jahren bewohnte dieß Haus der seither verstorbene anglikanische Bischof Lord Bristol, berüchtigt durch seine plan- und urtheilslose Kunstliebhaberei; nachher seine Tochter, die Herzogin von Devonshire und kurz vor unserer Ankunft die Gräfin Albany, geb. Fürstin Stolberg, verheirathet früher an den letzten Prätendenten von England, Grafen Albany (Stuart), später an Alfieri den Trauerspieldichter . . . .

Unsere Tagesordnung:

„Morgens um 5—1/2 6 Uhr läutet der Kronprinz dem im Vorzimmer schlafenden Bedienten (die anderen drei wohnen in einem kleinen Nebengebäude), und dieser bringt ihm Licht.

Ich höre die Glocke gewöhnlich, es gefällt mir aber noch nicht aufzustehen; doch zünde ich auch häufig Licht an, um im Bett zu lesen. Der Kronprinz frühstückt um ½ 7 Uhr seine Chokolade, um 7 Uhr trinken wir übrigen Drei Kaffee auf dem Zimmer des Grafen Seinsheim; der Kronprinz besucht uns dabei täglich. Da wird von Neuigkeiten aller Art erzählt, Jeder sagt, was er am vorigen Abend Besonderes gehört, gesehen, erlebt; sind deutsche oder neapolitanische Zeitungen angekommen, so werden sie gelesen.[1]) Dann erfahren wir vom Kronprinzen, was er in Beziehung auf uns vorhat, ob er Einen, den Anderen, oder uns Alle irgendwohin mitnehmen will, oder es uns anheimstellt, wie wir den Tag bis zum Essen hinbringen wollen. In der Regel sind wir täglich bis 12 Uhr frei; gewiß ist dieses jeden Mittwoch und Sonnabend, als den Posttagen nach Deutschland; der Kronprinz schreibt, wir Uebrigen auch, Baron Gumppenberg und ich bei Graf Seinsheim, denn in unseren eigenen Zimmern, nördlich und gegen den Berg gelegen, ohne Sonnenstrahl, ohne Kamin, erfriert jeder Gedanke schon im Gehirn und kömmt gewiß ohne Pelzhandschuh nicht zu seiner Entbindung durch die Finger. Ganz Herren unserer Zeit sind wir gewöhnlich die Donnerstage und Sonntage, an welchen man die hiesigen Sammlungen unentgeldlich sehen kann.

„Der Kronprinz trinkt täglich um ½ 10—10 Uhr, auf Trinita di Monte spazierend, sein Weilbacher Mineralwasser; dann wird häufig ausgefahren oder gegangen, um die Arbeiten der Künstler oder andere Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Dazu sind wir immer Alle beisammen.

„An manchen Tagen, an welchen wir über die Verwendung unserer Zeit gebieten können, besuchen Graf Seinsheim, Baron Gumppenberg und ich gegen 12 oder 1 Uhr, oft schon fast erschöpft von Herumwandern in sonstigen Anstalten, noch einige merkwürdige Gallerien, deren besonders zwei uns unvergeßlich geworden sind. Die eine befindet sich auf dem spanischen Platze; klein und unansehnlich ihr Eingang, aber welche berühmte Namen erblicket ihr, sobald ihr eingetreten, in vierfacher langgedehnter Reihe übereinander!.. Weit und mühsam ist der Weg zur anderen; von unserem nordöstlichen Ende der

[1]) Letztere wegen der Revolution.

Stadt über viele Plätze, endlich selbst über die Tiber hinweg, fernhin an dieser abwärts, zum äußersten Südwesten bis zur Ripa Grande. Aber wie königlich werdet ihr für euere Mühe belohnt! Am schönsten Tiberufer, gegenüber dem lieblichen Hügel Aventinus, sehet ihr das Gebäude, welches die trefflichste Sammlung einschließt; durch ein Portone, d. i. ein ansehnliches Thor, gelangt ihr in Raphael de Anglada's Heiligthum, genannt die Stanzen des Don Raffaelle, von keinem Antiquar beschrieben und nur von wenigen, gründlicher unterrichteten Reisenden gekannt. Trafet ihr in der Gallerie am spanischen Platze die berühmten Römernamen Perugino, Orvieto, Montepulciano [1]) und den größten von allen, den großen Florentiner Aleatico, und seid ihr gründlich eingedrungen in ihren Geist, o so kommt hieher, ein seligerer Genuß ist euch bereitet durch den gewaltigeren, tiefsinnigeren Geist der Spanier. In einem Salone alle vier Wände mit spanischen Meistern besetzt! Mit welchen Zungen sprechen sie zu euch! Ja ihr seligen Geister, steiget herunter von eueren Gestellen und hauchet mit dem Odem eueres Lebens uns an! . . . Haben wir diesem uns hingegeben, ist ihr Sinn uns aufgegangen, der Geist der Xeres, Setuval, Fondillon, Malagon, o so fühlen

wir uns bewegt ganz wunderbar,
ein neues Licht durch alle Adern rinnen,
fernab die Erd', zum Himmel alle Sinnen,
der Sinn des Weltalls wird uns klar."

29. Dezember.

„Am Nachmittag, wenn schöner heller Sonnenschein, wird bisweilen eine hohe Gegend der Stadt aufgesucht, um diese und ihre Umgebung zu überschauen und uns in aller Herrlichkeit derselben zu berauschen. Wir haben bisher vorzüglich folgende Standpunkte gewählt: 1) Unser Trinita di Monte, im Nordosten von Rom, mit vorzüglich schönem Blick auf die Gesichtseite von St. Peter und den Vatikan, den gegenüberliegenden Monte Mario und den Gianicolo. 2) Der Garten im Kloster St. Onofrio mit entzückendem Anblick der ganzen Stadt sowie der Sabiner- und Lateinergebirge. 3) San Pietro in Montorio, Anhöhe mit Franziskaner-Kloster, worin einst die Transfiguration

[1]) Wie hinreißend der Name schon in seiner Bedeutung!

von Raphael gestanden; von hier aus erblickt man den Aventin und den größten Theil des alten Rom mit seinen zahllosen Ruinen. Dieß alte Rom sieht man aber am schönsten 4) von dem Passionistenkloster S. Giovanni e Paolo auf dem Monte-Celio. Von der Höhe des Klostergartens oder noch schöner von der Altane schaut man das nahe Kolosseum, die Thermen des Titus und des Caracalla, des Letzteren Zirkus, den Tempel der Minerva Medica, das große Grabmal der Cecilia Metella mit vielen anderen, die schöne Kirche San Paolo fuori le mura,[1]) einen großen Theil des neuen Rom, im Hintergrund die Sabiner- und noch näheren Albaner-Gebirge mit ihren schönen Städten und Flecken am Abhange. Wie regt sich an so einem himmlischen Orte die Sehnsucht zur Einsamkeit, zur friedenswonnigen Ruhe des Klosterlebens; wie aus einem Hafen der Seligen sieht man hinab auf das Treiben der weit unten liegenden Welt.

„Um Sonnen-Untergang gehen wir zum Mittagessen. Den je zweiten Tag werden zwei Künstler dazu geladen; die bedeutendsten haben schon alle da gespeist, mehrere öfter, z. B. Overbeck, Veit, Schnorr, auch Wagner und Müller. Von Italienern lud der Kronprinz Canova und Cammuccini; jener speist aber niemals auswärts, dieser war krank, darum wurden die Brüder der Beiden gewählt. Von den Franzosen war noch keiner zu Tisch, ist auch kein bedeutender Künstler hier, aber Liefländer, Holländer, Niederländer, Dänen und Schweden. Außer Künstlern nur Wenige, darunter Abbate Fea, der Alterthumsforscher, von dem vorzüglich die Erlaubniß zum Ausführen der Antiken abhängt.

„Wir haben zumeist nur einerlei Wein; ich wünschte lieber dreimal weniger zu essen und dafür einige Abwechslung im Trunk. — Während dem Essen geht es gewöhnlich sehr lustig zu, besonders wenn der 73jährige Müller bei Tisch ist, der eine außerordentliche Gabe zu erzählen hat, eine Menge lustiger Geschichten weiß und sie mit der größten Lebendigkeit vorträgt.

„Nach Tisch schläft der Kronprinz in der Regel ein paar Stunden, um in der Gesellschaft, die er Abends besucht, desto wacher zu sein.

---

[1]) Diese Kirche noch vor dem Brand.

„Ich habe meist Erlaubniß, den Abend hinzugehen, wohin ich will. Zu Niebuhr aber fahren wir Alle zusammen in die Abendgesellschaft am Mittwoch, ebenso zu einigen anderen, auch bisweilen in eines der drei hiesigen Theater.[1]) Um 10, längstens 11 gehen wir alle zu Bett.

„Die Wohnung kostet sammt Bett= und Tischwäsche monatlich 30 Louisd'or, der Wagen 74 Scudi."

Der Kronprinz hielt sehr viel auf die vaterländische Kost. Einmal in der Woche mußte ein Kunstverständiger aus der Dienerschaft Leberknödel bereiten; dann aß der Prinz für seinen Theil nichts Anderes mehr. Auch bayerische Mehlspeisen fehlten nicht. Da erschienen einst sehr appetitlich aussehende Aepfelküchel, eine Lieblingsspeise des Grafen Seinsheim, angerichtet auf zwei Schüsseln. Die eine schob der Kronprinz dem „Graf Karlchen" hin, daß er sich einmal recht dran ersättige; die andere behielt er für sich und uns Uebrige. Der gute Graf kaute und kaute an seinen Kücheln und konnte sich doch nichts herauskauen, versuchte eines um das andere und sah verwundert, mit welchem Appetit wir unser Theil verzehrten, während ihm die süße Arbeit verzweifelt sauer wurde — bis plötzlich ein schallendes Gelächter ihn erinnerte, daß heute der erste April sei; es war eigens Sohlleder vom Schuster geholt und in Küchelform gebacken worden. Uebrigens blieben wir Anderen nicht ungeschoren. Ich lief Gassen auf und ab nach vornehmen Patienten, die mich hatten rufen lassen und die schlechterdings nicht zu finden waren, bis ich bei Minister von Stein meine Noth klagend, von ihm gefragt wurde: „Denken Sie auch an den ersten April?"

---

[1]) Irgend einmal hörte ich zu Rom in einer Mozart'schen Oper Paganini seine Partie um eine Oktave höher spielen als sie geschrieben steht. Viele waren entzückt, Andere, darunter mich, entrüstete dieß Verfahren — ob mit Recht, laß' ich dahingestellt.

Von des obenerwähnten Maler Müller originellen Geschichten unterhielten uns vielleicht am meisten seine Erlebnisse mit Ludwig Tieck. Müller hatte die Legende der Genovefa dramatisirt; diese Arbeit, welche später gedruckt worden ist, soll bedeutende poetische Momente enthalten. Hierüber nun erzählte er Folgendes: Er hatte sie seinem Freunde, dem Hamburger Dr. Waagen, nach Berlin mitgegeben, um dort einen Verleger zu finden; Waagen übergab sie zu diesem Behufe seinem Verwandten Ludwig Tieck, Tieck aber behielt sie und ließ nichts weiter von sich hören. Endlich nach langer Frist erschien eine Genovefa, aber siehe da, nicht eine Genovefa von Müller, sondern eine Genovefa von Tieck, nur daß sie gewisse nicht unwichtige Annexionen aus der Müller'schen Dichtung enthielt, unter Anderem das so hoch berühmt gewordene Golo-Lied — relata refero, selber verglichen hab' ich nicht. Müller war wüthend. Da trat eines Tages in sein Zimmer zu Rom ein Herr in sorgfältiger Kleidung, kurzen Hosen und seidenen Strümpfen, in dem schönen Kopf ein Paar einschmeichelnde große blaue Augen; eine schöne Frau begleitete ihn. Müller wußte nicht, wie ihm geschah, da der Besuch sich vorstellte: Ludwig Tieck und seine Schwester Frau Bernhardi (damals geschieden, nachmals Frau v. Knorring). Unter tausend Entschuldigungen und Schmeicheleien bekannte Tieck, wie des dichtenden Malers Werk in gewissen Stellen ihn so sehr bezaubert, daß er seine Bewunderung nicht besser habe an den Tag legen können, als indem er, selber eine Genovefa schreibend, jene Stellen in sein eigenes Werk verflocht. Es klang sowohl von Tieck's als von der schönen Schwester Lippen so hold, so überzeugend, daß Müller sich windelweich und völlig eingeseift empfand, und bald ging er als der beste Hausfreund bei den fesselnden Geschwistern aus und ein. Nach

und nach gewährte er, wie es bei den Landsleuten in der Fremde so manchmal Veranlassung gibt, auch bedeutende Darlehen und das noch recht von Herzen gern. Nur des Abends scheint er kein regelmäßiger Gast im Tieck-Bernhardi'schen Haus gewesen zu sein. Als er denn doch einmal in der Dämmerung unvermuthet im schlichten Ueberrock zu den lieben Freunden kam, da fand er Alles erleuchtet, Dienerschaft hin- und herrennend, er öffnet die Thür ins Empfangszimmer, was erblickt er? Eine glänzende Gesellschaft — er aber, er nicht geladen! Zum Geldleihen also war er gut genug, in glänzender Abendgesellschaft dagegen bedurfte man seiner nicht! Breit und groß stellte er sich unter die Thür, die Arme in die Hüfte gestemmt und rief mit zornbebender Stimme in den Saal hinein das einzige Wort: „Bagage!" Wohl suchte Tieck ihn abermals zu begütigen, ja es gelang ihm bis zu einem gewissen Grad, aber so ganz von Herzen muß die Verzeihung eben doch nicht gegangen sein, denn Müller gab die Geschichte mit Hochgenuß zum Besten, so oft man wollte, und nahm sich in seinem Grimm noch in der Erzählung so köstlich aus, daß Kronprinz Ludwig und wir Alle bei jedem Aufenthalt zu Rom dieselbe wieder zu hören verlangten. In der Folge hat Tieck's Bruder, der Bildhauer, die erwähnte Geldschuld getilgt.

Müller, dessen Pfälzer-Idyllen, z. B. „die Schafschur", recht viele Anerkennung gefunden, war ein trauriger Maler, hielt aber unvergleichlich mehr auf seine Leistungen in diesem Gebiet als auf seine Dichtergabe. An einem „Ajax auf der Asphodelos-Wiese" malte er so lange, daß das hervortretende Knie schon zum Relief geworden, und noch hatte es kein Aufhören. „Geisterhaft!" meinte einst Frau v. Humboldt im Anblick dieses Bildes. „Geisterhaft!" erwiderte Müller hochbefriedigt; „das ist es, was ich ge-

wollt habe; geisterhaft!" Und mit nicht minderer Befriedigung erzählte er Jedem, der's hören wollte, was der schlaue Cammuccini zu ihm gesagt: „So hat Raphael nicht gemalt." Uebrigens hatte Müller damals das Augenlicht fast eingebüßt, wollte es aber beileib nicht Wort haben und nichts konnte ihn mehr entrüsten, als wenn ein Schalk von Künstler ihn um seine Palette bat, weil Müller sie ja jetzt nicht brauche. „Was? Ein Maler, der nicht täglich seine Palette braucht, der ist kein Maler!" Und wirklich traf der Besucher, der nicht ohne Geräusch bei ihm einzudringen vermochte, ihn regelmäßig mit Pinsel und Palette vor seinem Geister-Relief sitzend.

Folgendes wurde mir in Rom aus früheren Tagen erzählt: In einer Abendgesellschaft bei Frau v. Humboldt erschienen einst Thorwaldsen und Rauch, die Hausfrau wie die Künstler freudig erregt über einen herrlichen Kauf, den im Namen des Königs von Preußen abzuschließen ihnen gelungen war; Fürst Rondanini hatte sich bereitwillig finden lassen, seine berühmte antike Maske der Medusa zu veräußern. Alles nahm Antheil und bewunderte aufs neue das schon oft bewunderte und gepriesene Kunstwerk, das zu größerer Freude der Anwesenden vorgezeigt wurde. Bildhauer Martin Wagner, welcher für den Kronprinzen von Bayern viele und darunter die wichtigsten Ankäufe von Antiken besorgte, saß schweigend dabei. Nachdem das Ereigniß genügend verhandelt worden, sagte er trocken: „Ich habe da auch eine Meduse bei mir, die habe ich für den Kronprinzen von Bayern erworben" — und wickelte aus einem Tuch eine Maske ... Die beiden Künstler erbleichten. Kein Zweifel, das war die ächte Rondanini'sche! Bei der großen Vollkommenheit der Nachbildung war der Irrthum verzeihlich, aber wenn man das Urbild sah, konnte er nicht fort-

bestehen. Die beiden wie vom Blitz getroffenen Künstler verfügten sich des Frühesten am nächsten Morgen in den Palazzo R. Der Fürst empfing sie höflich lächelnd. „Ich weiß, warum Sie kommen. Aber ich habe Sie nicht getäuscht, meine Herren! Sie zeigten sich bereit, für das in meiner Galerie Ihnen vorgelegte Stück die von mir geforderte Summe zu zahlen und haben das Stück erhalten. Uebrigens wird Ihnen mein Sekretär sogleich Ihr Geld zurückerstatten. Es machte mir nur Vergnügen, die Trefflichkeit der Kopie mir durch zwei so große Künstler bestätigen zu lassen." — Und so kam die ächte Meduse in die Glyptothek zu München.[1])

Unser Leben und Treiben erlitt schon im Januar unverhoffte Unterbrechung durch einen Vorfall, welcher zwar ein glückliches Ende nahm, aber mir Stunden der schwersten Sorge bereitete. An jenen Tagen, an welchen der Prinz uns freigab, streiften wir nach Wohlbedünken umher und fanden uns erst nach Sonnenuntergang zur Hauptmahlzeit ein. Nun war ich an einem solchen Tag (22. Jänner) von Graf Ostermann auf 2 Uhr zu Tisch geladen; ich mußte deßhalb um Erlaubniß bitten, am kronprinzlichen Mahle nicht theilzunehmen, und so kam es, daß man im

[1]) Anm. der Schreib. In den hist.-pol. Bl. nannten die „Erinnerungen" hier oben nicht Martin Wagner, sondern Maler Müller; Zweifel, welche darüber der Schreiberin aufgestiegen, fanden ihre Bestätigung in Urlichs: „Die Glyptothek Sr. Maj. des Königs Ludwig I. von Bayern," (München, Theod. Ackermann, 1867). Aus dessen Bericht über den Ankauf der Meduse ginge auch hervor, daß Thorwaldsen gemeinsam mit Wagner handelte; die Schreiberin kann aber nur jene vielleicht von ihr begangene, von R. übersehene Verwechslung berichtigen, für alles Uebrige muß sie R. und seinen Gewährsmännern die Verantwortung überlassen.

Haus es wußte, wo ich zu treffen sei — ein großes Glück für den Gnädigsten wie für mich. Auf Wunsch des Generals hatte ich mich etwas früher bei ihm eingefunden, um eine moderne weibliche Büste zu besehen, die er zu erwerben dachte; wir verhandelten noch darüber und waren im Begriff uns zu Tisch zu setzen, als in hörbarer Eile ein Wagen vor dem Hause anrasselte und hielt; einer unserer Bedienten sprang herauf und berief mich: dem gnädigsten Herrn sei ein Unfall begegnet. Unterwegs und zu Haus erfuhr ich den Sachverhalt.

Der Kronprinz war vor die Porta del Popolo hinausgefahren, hatte bei Ponte Molle den Wagen zurückgelassen, war sodann, Montesquieu's Werk „De la décadence de l'empire romain" in der Hand, zu Fuß ziemlich weit tiberaufwärts gewandert und hatte sich endlich zum Lesen auf einem Baumstumpf am Abhang eines Hügels niedergelassen. In sein Buch vertieft, merkte der Schwerhörige nicht, daß ein von einem Reitenden gejagter Stier von oben in schiefer Richtung auf ihn herabstürme; während des Thieres Hörner dem Prinzen von linksher kommend unschädlich an beiden Seiten des Kopfes vorüberfuhren, drängte dasselbe ihm mit der Stirn den Oberarm aus dem Gelenk und warf ihn selber zu Boden. Sich aufraffend konnte der Kronprinz kaum seine Besinnung festhalten, dennoch mußte er im größten Schmerz eine steile Anhöhe niederklettern und dann weiter wandern, bis endlich in der Oede ein Mann ihm begegnete, der nur schwer sich bereden ließ, den Wagen an der Brücke aufzusuchen und hinauszusenden. Ich fand den Prinzen zu Haus, bleich und entstellt, den Kopf des Oberarms hinter dem Schulterblatt hinausstehend, Geschwulst und Schmerzen bereits sehr bedeutend. Nun rief ich zu dem, was ich von Dienerschaft antraf, so viele Leute hinzu, daß ich über

sechs Mann verfügen konnte, und ließ den Prinzen auf einem Stuhle Platz nehmen. Drei Mann machten die Ausdehnung, drei die Gegenausdehnung, d. h. auf Laiendeutsch: Während drei den kranken Arm mit einem um den Vorderarm befestigten Tuch anzogen, hielten drei Andere den Patienten mit über die Brust gespannten Tüchern fest, ihn nach der entgegengesetzten Seite ziehend; ich aber faßte den Oberarm, um ihm sobald als möglich die Richtung in die Gelenkvertiefung zu geben. Bekanntlich gehören die Schmerzen einer Zerrung zu den unerträglichsten, und außer sich vor Qual rief der Prinz ein- um das anderemal: „Hören Sie auf, hören Sie auf, ich befehle es Ihnen, ich halt' es nicht aus, ich befehle es Ihnen!" Vor Anstrengung und Erregung am ganzen Leib in Schweiß gebadet, gab ich ebenso gewaltig meinen Helfern den Gegenbefehl, beileib nicht nachzulassen; endlich war der Kopf des Oberarms über den Rand der Gelenkmuschel herübergebracht und wurde nun durch die Muskeln selber in die seichte Vertiefung hineingezogen, und das Glied befand sich wieder in seiner natürlichen Lage. Augenblicklich mußten die wüthenden Schmerzen nachlassen und des Kronprinzen erste Bewegung war, mit beiden Armen, dem kranken wie dem gesunden, mir um den Hals zu fallen. Nun blieb nichts weiter nöthig als Ruhe für die gezerrten Muskeln, somit Tragen des Arms in der Schlinge. Römer fanden es bedenklich, daß ich nicht hinterher noch zur Ader gelassen; auch Kardinal Consalvi, der sich baldmöglichst einfand, stellte die Frage, ob es geschehen sei. „Nein," erwiderte der Prinz, „der Ringseis hat's nicht nöthig erachtet und ich befinde mich gut dabei." Für Italiener mochte das am Platze sein, aber unter Walther hatte ich die Aderlässe nach Verrenkungen weder angewendet gesehen, noch selber angewendet. Es wurde

dem Prinzen auch nahegelegt, noch einen älteren Arzt zur ferneren Behandlung beizuziehen, er fand sich aber nicht dazu veranlaßt. —

Nachdem das Schlimmste überstanden war, trat es mir vor die Seele, wie gnädig Gott vorgesorgt hatte, daß man am Tage des Unfalles meinen Aufenthalt gekannt. Wie, wenn ich nicht zu finden gewesen? Der Kronprinz hegte das ausgesprochenste Mißtrauen gegen die römischen Aerzte, und noch jüngst hatte ein Tischgast erzählt, daß die gebrochene Hand des ersten päpstlichen Baumeisters aus Schuld des Chirurgen steif geblieben; ohne Zweifel hätte der hohe Herr darum so lang als möglich auf mich gewartet. Und wenn nun in Folge des Säumens die rasch anwachsende Geschwulst das Einrichten unmöglich machte, wenn der Arm des Thronfolgers steif blieb für's Leben! Wahrlich hatte ich Grund, Gott auf den Knieen für seine gnadenreiche Leitung zu danken. General Ostermann aber, durch dessen Einladung zunächst das Günstige sich gefügt, war von diesem Augenblicke an überzeugt, daß seine und meine Sterne in Konjunktion stünden; kleine Zufälle haben noch später in dieser Ansicht ihn befestigt.

Unterm 27. Januar schrieb ich:

„Sie haben doch meinen vor drei Tagen an Sie abgeschickten Brief erhalten,[1]) worin ich Ihnen den Unfall unseres

[1]) Anm. der Schreib. Der Brief mag von Hand zu Hand gewandert sein und ist verloren gegangen. Staatsrath v. Kobell erwiderte auf denselben: „Ihr Brief, mein lieber R., über den Unfall des Kronprinzen und die Folgen Ihrer Behandlung charakterisiren Sie ganz wie Sie sind, und rechtfertigen die Liebe und Achtung, die man Ihrer Person und Ihrer Wissenschaft zollet.“ Minister v. Lerchenfeld schreibt: „Allgemein und innig sprach sich auch hier die Theilnahme und Verehrung für den Kronprinzen aus, als der Vorfall und die viel größere Ge-

Kronprinzen gemeldet habe. Es geht sehr gut mit seinem Arm. Beten Sie für Ihn und mich; Sie können nicht glauben, was ich ausgestanden; denn der Prinz ist ein schwer zu behandelnder Kranker."

Bezog sich letztere Bemerkung auf Eigenheiten des Gnädigsten, so gehörte er doch nicht zu den unfolgsamen Patienten. — Am 9. Februar konnte ich schreiben, des Prinzen Arm sei schon wieder ziemlich rührig und müsse nach und nach sich an alle Bewegungen gewöhnen.

Ich erhielt in Rom viele Kranke in Behandlung; der glückliche Verlauf in des Kronprinzen Fall mag meinen Kredit noch vermehrt haben. So ward ich zu einem aus Konstantinopel gebürtigen griechisch-unirten Bischof in ein Kloster gerufen. Derselbe war ein schöner würdevoller alter Herr mit silberweißem Barte, aber die Augen seit einem Vierteljahr in furchtbarem Zustande der Entzündung; er vermochte sie nicht mehr zu öffnen, beständig floß Eiter, und auf das Augenlicht bereits verzichtend, bat er Gott nur um Linderung der grausamen Schmerzen. Ich hatte mein chirurgisches Besteck nicht bei mir und frug daher, ob man mir nicht ein feines kleines Zängelchen verschaffen könne, und da mir ein solches gebracht wurde, verhieß ich dem armen Dulder binnen einer Viertelstunde wesentliche Erleichterung. Weder er noch die Umgebung wollte dieser Verheißung trauen, aber ich wußte, daß ich es mit dem

---

fahr bekannt wurde. Sie haben bei dem Unglücke treffliche Dienste geleistet. Daß Sie Ihre Stelle ganz ausfüllen, war ich immer überzeugt. Ihre Kenntnisse, Ihre Entschlossenheit und vor Allem Ihre treue Ergebenheit und Liebe für den Kronprinzen machen Sie zu seinem höchst schätzbaren Begleiter. Jeder andere bloße Arzt würde hier die wesentlichen Dienste nicht haben leisten können. Auch Seinsheim hat davon geschrieben, wie schnell und vortrefflich Sie den Arm eingerichtet und die Schmerzen gehoben haben."

nämlichen Uebel zu thun habe, von welchem (s. 4. Kap.) ein fahrender Quacksalber den Kanonikus Lafontaine so rasch befreite. Ich zog also dem Leidenden die einwärts gewachsenen Wimperhaare einzeln aus und da mit der Reibung und Reizung der Anlaß zur Entzündung weggenommen war, so meldete sich fast augenblicklich die Linderung. Nun verordnete ich noch mildernde Umschläge und hatte die Freude, den Dulder in Kurzem hergestellt zu sehen. Natürlich erklärte ich den Sachverhalt und gab die Weisung für die Zukunft, wenn die Wimpern sich wieder nach innen biegen sollten. Aber da Viele von dem schweren und vermeintlich hoffnungslosen Leiden des Bischofs gewußt hatten, so ward ich für eine Art Wunderthäter gehalten, er selbst empfahl mich in einem Kloster von Clarissinen; ich hätte nun alle verrotteten und unheilbaren Uebel austilgen und an den entgegengesetztesten Enden der so weitläufigen Stadt Praxis üben sollen und mußte mich gewaltsam davon losmachen.

Leichter zu besorgen war die Fremdenpraxis. Man zog mich zu Rath nicht nur bei Stein und Niebuhr, sondern in vielen anderen vornehmen Häusern, so bei Gräfin Baudissin, der Gemahlin des dänischen, und bei Graf Stackelberg, dem russischen Gesandten, bei Fürst Wolkonsky und bei Frau v. Alopäus, welch' letztere — von Haus aus eine Deutsche — mir sowohl durch ihre hervorragende Schönheit wie durch große Liebenswürdigkeit in Erinnerung geblieben, während ihre Tochter Alexandrine, jene nachmalige Gräfin Albert de la Ferronnays, die am Todesbett ihres Gatten katholisch geworden und seine heilige Wegzehrung durch ihre erste heilige Kommunion beseligt hat,[1]) mir damals neben der glänzenden Mutter ziemlich unansehnlich erschien.

[1]) Bekannt durch das schöne Buch: Récit d'une soeur.

„9. Februar (1821) Morg
Wir haben hier seit dem sechsten
Norden, die Spitzen der Berge sind
stehenden Wasser im Freien eingefro-
von zwei Zoll Dicke, es fielen ein
Römer zeigen sich jetzt wenig auf der
Kaminen oder Kohlenpfannen, oder m
Arbeit warm. Ich aber liege angez
die Füße mit Mantel und Flausrock z
Himmel um wärmeres Wetter! — W
reicher, die nun gegen Neapel marsch
schneebedeckten Apennin zu leiden haben?
falls der Papst geht, nach Civitá vecchia
Neapolitaner Rom wieder verlassen würden[1]
zukehren. Halten könnten sich hier die N
sie, selbst zu schwach, keine Partei im V
etliche hundert Anhänger haben; — aber
auch gar nicht.

„10. (Febr.) Morgens. Gottlob h
legt; o sei mir herzlich willkommen, mild
uns bescheert von einem West, der sch
wehen anfing. Es ist dieß hier der günstig
und milde, da der Nord zwar heitere abe
(Südost) und der Libeccio (Südwest) war
bringen.

„Auf gestern Abends 1/29 Uhr war
Reisegesellschaft zum preußischen Minister
heiligen Musik eingeladen. S. K. H. ko
üblen Tagen nicht das Haus verlassen un
Ausgang nicht des Nachts machen; wir gen daher
allein. Die Musik fand statt in einem Saal mit Faß-

Ord.-Nr. Namen der Vers

1) Anm. der Schreib. Kurz vorher schrieb Min. v. Lerchenfeld an R.: „Nur wünschte ich Sie des Morgens an unsern freundlichen Kamin, um sich auszuwärmen. Denn wenn auch Ihre warme Phantasie und Ihr warmes Gemüth Sie stets vor innerlicher Kälte und Erstarren bewahren, so möchte doch dieß gegen äußerlichen Frost in dem unbeschützten Zimmer nicht immer zureichen.“

gewölbe; den Anfang machte jene berühmte Messe von Palestrina, welche der Komponist vor den in Trient versammelten Vätern und dem Papst Marcellus II. aufführen ließ, und durch deren großen, feierlichen und erhebenden Styl er die ganze Versammlung so sehr rührte, daß beschlossen wurde, den alten Kirchenstyl beizubehalten, da vorher der größere Theil der Versammelten schon sich dahin geeint hatte, ihn mit einem leichteren, der Würde des Ortes weniger angemessenen zu vertauschen.[1]) Dann folgte das Dies irae von Pittone und ein Schlußchoral: „Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam." Es sangen die 17 auserlesensten Sänger der päpstlichen Kapelle. Bloß Choral, ohne Begleitung von Instrumenten, war die Musik von erschütternder Wirkung. Wie ein majestätischer Strom rauschten, die Wogen des Gesanges, bald mehr, bald minder gewaltig anschwellend und alles mit sich fortbewegend in Liebe, Andacht, Lob und Preis, und wieder in Schmerz, Zerknirschung und Schrecken, hoch=himmelaufwärts und wieder hinab zu den Schauern des Gerichtes. Unter den Sängern war ein Baß, wie ich nie einen gehört, von einer Tiefe, Stärke und einem Metall, deren ich die menschliche Stimme kaum fähig gehalten, wie die tiesste stärkste Orgelpfeife brummend und das ganze Haus erfüllend.[2])

„In den Pausen der Musik wurde Gefrornes, Punsch, Bischof und Konfekt herumgereicht. — Die Gesellschaft war auserlesen. Außer Consalvi, Ostermann, Stein, den öster=

---

[1]) Eine andere Ueberlieferung sagt vielmehr, wegen eingetretener Verweltlichung der Kirchenmusik sei die kirchliche Behörde mit dem Gedanken umgegangen, dieselbe ganz auf den liturgischen Gesang zu beschränken, aber Palestrina's Messe habe sie bewogen, von solcher Maßregel abzustehen und nur für Einhaltung des strengeren Styls Sorge zu tragen.

[2]) Man hat sich in Rom erzählt, auch seinem Gebieter Friedrich Wilhelm dem Dritten habe Niebuhr später solch ein Musikfest veranstaltet, und nach Anhörung von Palestrina's Messe habe der König in seiner bekannten Infinitiv=Manier beifällig gesagt: „Morgen zu Tisch einladen!" — „E. M.", erwiderte Niebuhr, „die Komposition ist von Palestrina!" — „Schon gut, morgen zu Tisch einladen!"

„9. Februar (1821) Morgens. Herzlichen Gruß! Wir haben hier seit dem sechsten den heftigsten Sturm aus Norden, die Spitzen der Berge sind mit Schnee bedeckt, die stehenden Wasser im Freien eingefroren, man sieht Eiszapfen von zwei Zoll Dicke, es fielen einige Schneeflocken.[1]) Die Römer zeigen sich jetzt wenig auf den Gassen, sitzen vor ihren Kaminen oder Kohlenpfannen, oder machen sich durch häusliche Arbeit warm. Ich aber liege angezogen auf meinem Bette, die Füße mit Mantel und Flausrock zugedeckt, und bitte den Himmel um wärmeres Wetter! — Was werden die Oesterreicher, die nun gegen Neapel marschiren, auf dem kahlen, schneebedeckten Apennin zu leiden haben? Unser Kronprinz wird, falls der Papst geht, nach Cività vecchia ziehen, um, sobald die Neapolitaner Rom wieder verlassen würden, sogleich hieher zurückzukehren. Halten könnten sich hier die Neapolitaner nicht, weil sie, selbst zu schwach, keine Partei im Volke, nur im Ganzen etliche hundert Anhänger haben; — aber vielleicht kommen sie auch gar nicht.

„10. (Febr.) Morgens. Gottlob der Wind hat sich gelegt; o sei mir herzlich willkommen, mildwarmer, heiterer Tag, uns beschert von einem West, der schon gestern Abend zu wehen anfing. Es ist dieß hier der günstigste Wind, der heitere und milde, da der Nord zwar heitere aber kalte, der Scirocco (Südost) und der Libeccio (Südwest) warme und trübe Tage bringen.

„Auf gestern Abends ½9 Uhr war der Kronprinz mit Reisegesellschaft zum preußischen Minister Niebuhr zu einer heiligen Musik eingeladen. S. K. H. konnten an den vorigen üblen Tagen nicht das Haus verlassen und wollten ihren ersten Ausgang nicht des Nachts machen; wir andern gingen daher allein. Die Musik fand statt in einem hohen Saal mit Faß-

---

[1]) **Anm. der Schreib.** Kurz vorher schrieb Min. v. Lerchenfeld an R.: „Nur wünschte ich Sie des Morgens an unsern freundlichen Kamin, um sich auszuwärmen. Denn wenn auch Ihre warme Phantasie und Ihr warmes Gemüth Sie stets vor innerlicher Kälte und Erstarren bewahren, so möchte doch dieß gegen äußerlichen Frost in dem unbeschützten Zimmer nicht immer zureichen."

gewölbe; den Anfang machte jene berühmte Messe von Palestrina, welche der Komponist vor den in Trient versammelten Vätern und dem Papst Marcellus II. aufführen ließ, und durch deren großen, feierlichen und erhebenden Styl er die ganze Versammlung so sehr rührte, daß beschlossen wurde, den alten Kirchenstyl beizubehalten, da vorher der größere Theil der Versammelten schon sich dahin geeint hatte, ihn mit einem leichteren, der Würde des Ortes weniger angemessenen zu vertauschen.[1]) Dann folgte das Dies irae von Pittone und ein Schlußchoral: „Super hanc petram aedificabo ecclesiam meam." Es sangen die 17 auserlesensten Sänger der päpstlichen Kapelle. Bloß Choral, ohne Begleitung von Instrumenten, war die Musik von erschütternder Wirkung. Wie ein majestätischer Strom rauschten, die Wogen des Gesanges, bald mehr, bald minder gewaltig anschwellend und alles mit sich fortbewegend in Liebe, Andacht, Lob und Preis, und wieder in Schmerz, Zerknirschung und Schrecken, hoch-himmelaufwärts und wieder hinab zu den Schauern des Gerichtes. Unter den Sängern war ein Baß, wie ich nie einen gehört, von einer Tiefe, Stärke und einem Metall, deren ich die menschliche Stimme kaum fähig gehalten, wie die tiefste stärkste Orgelpfeife brummend und das ganze Haus erfüllend.[2])

„In den Pausen der Musik wurde Gefrornes, Punsch, Bischof und Konfekt herumgereicht. — Die Gesellschaft war auserlesen. Außer Consalvi, Ostermann, Stein, den öster-

---

[1]) Eine andere Ueberlieferung sagt vielmehr, wegen eingetretener Verweltlichung der Kirchenmusik sei die kirchliche Behörde mit dem Gedanken umgegangen, dieselbe ganz auf den liturgischen Gesang zu beschränken, aber Palestrina's Messe habe sie bewogen, von solcher Maßregel abzustehen und nur für Einhaltung des strengeren Styls Sorge zu tragen.

[2]) Man hat sich in Rom erzählt, auch seinem Gebieter Friedrich Wilhelm dem Dritten habe Niebuhr später solch ein Musikfest veranstaltet, und nach Anhörung von Palestrina's Messe habe der König in seiner bekannten Infinitiv-Manier beifällig gesagt: „Morgen zu Tisch einladen!" — „E. M.", erwiderte Niebuhr, „die Komposition ist von Palestrina!" — „Schon gut, morgen zu Tisch einladen!"

reichischen, hannover'schen und anderen Gesandten, sowie den Frauen und Töchtern der Letzteren, auch der Kronprinz von Dänemark mit seiner Gemahlin, einer gebornen Prinzessin von Augustenburg, wenn ich nicht irre. Diese ist eine Frau von mittlerer Größe, edler Gestalt, wunderschönem Gesicht und von der graziösesten Haltung; ihre Haare sind die reichsten und schönsten, die ich je gesehen — schön und reich genug, um unzählige Netze daraus zu weben. Diese Prinzessin ließ sich vor einigen Tagen durch ihren Hofmarschall bei mir erkundigen, ob ich auch verstünde, Zähne auszuziehen, in diesem Falle möchte ich sie von einem schmerzhaften befreien. Ich wagte nicht, in so große Gefahr mich zu begeben — und ließ erwidern, ich verstünde das Zahnausziehen nicht."

„Rom, 14. Februar.

Seit mehreren Tagen geht es hier etwas unruhig zu. Schon seit längerer Zeit befestigt man die Engelsburg, um im Nothfall die Schätze und päpstlichen Archive hineinzuflüchten; der hl. Vater hat zwar in einem Manifest vom 10. sich als neutral erklärt; gleichwohl ist er bereit, bei der ersten Nachricht von der Annäherung der Neapolitaner nach der befestigten Seestadt Civita vecchia zu gehen; dahin verfügen dann auch wir uns, ebenso die Gesandten der gegen Neapel verbündeten Mächte und der Kronprinz von Dänemark; gute Gesellschaft käme zusammen und an mannichfaltiger Unterhaltung würde es nicht fehlen. Die Neapolitaner können von zwei Seiten, von Südwest über Terracina und von Rieti südostwärts nach Rom kommen. Gestern Abends verbreitete sich plötzlich das Gerücht, sie zögen bereits von Terracina gegen Velletri, das 4 Posten von hier entfernt ist. Alles gerieth in Bewegung, die Bürgerwachen wurden vermehrt, statt den von der Regierung geforderten 400 Mann erschienen 800; auf dem Quirinal versammelte sich bis Mitternacht viel Volk, um zu sehen, ob Seine Heiligkeit abreise oder nicht. Die gegen Terracina abgeschickten Kuriere aber brachten die Nachricht, daß das Gerücht von der Ankunft der Neapolitaner ein blinder Lärm gewesen sei. Dieß machte Kardinal Consalvi unserm Kronprinzen noch um Mitternacht zu wissen. Wir schliefen daher ungestört, und heute den ganzen Tag bis zu dieser Stunde (9 Uhr Abends) erfuhren wir nichts Beunruhigendes, stehen aber in großer Erwartung

der Dinge, die da kommen können. Hier in Italien ist ein Krieg viel zerstörender, als bei uns in Deutschland, weil die überall gepflanzten Reben und Bäume, wenn sie zu Grunde gerichtet, nicht in einem Jahre wieder hergestellt werden können, wie bei uns die Getreidefelder.

„Zu dem prächtigen Feste von 500 Personen bei Graf Appony, dem österreichischen Gesandten, konnten wir nicht kommen, weil wir am Tag vorher die traurige Nachricht vom Tod der jüngsten königl. Prinzessin erfuhren.

„17. Februar. Durch die Neapolitaner sind wir Gottlob noch nicht verjagt; wir haben aber unsern Bündel zum Theil geschnürt, um sogleich weiter gehen zu können. Mit dem Arm des Kronprinzen geht es allmählig besser. Hier ist alles ruhig; es ist schon angekündigt, daß heut über acht Tage der Karneval beginnt. — Addio.[1]"

„24. Februar. Die Juden haben auf dem Kapitol geschworen; der Senator Roms hat seinen feierlichen Aufzug im Korso gehalten, der Karneval hat begonnen.

„Die buntesten, feinsten, lieblichsten Masken schwärmen im Korso und in allen seinen Seitengassen; der Kronprinz von Bayern mit seiner Gesellschaft will auch nicht der Letzte sein; unser Wagen schließt sich dem Zuge der übrigen an und wir sehen über den kurzen Zwischenraum die gegenüberfahrende Reihe der Kutschen mit ihren Insassen vor uns vorüberziehen. Piff! da kömmt von schöner Hand ein Schuß von Konfetti. Paff! schon wieder einer; br br br br .... eine ganze Kartätsche, daß die Luft sich verdunkelt — und von lauter süßen, süßen Sachen. Ihr müßt wissen: dieß Jahr wirft man nicht mit Gipsmehleiern, sondern nur mit ächten süßen Konfetti. Da mag freilich Mancher, der in diesen sauren Zeiten die Süßig-

[1] Anm. der Schreib. Das bekannte Ereigniß, wie ein ganzes Seminar aus Terracina von Räubern aufgehoben, in die Gebirge geführt, und durch die Tapferkeit der päpstlichen Dragoner befreit worden, erzählt auch R. in einem Brief. Vergleicht man seinen Bericht mit dem jedenfalls aus authentischen Quellen geschöpften des Kardinal Wisemann („Erinnerungen an die vier letzten Päpste"), so bekömmt man eine Ahnung, wie trübgefärbt die Brillen in den deutschen Kreisen des Kapitols gewesen. —

keiten sparen oder lieber selber fressen will, vielleicht auch Mancher, der in diesen Tagen des Parlamentarismus die Verantwortung vor den Ständen fürchtet, sich das Kaufen der Konfetti erlassen, und im Sinne des neuen Kriegs-Systemes denken, daß der Krieg den Krieg nähren müsse, d. h. er läßt sich geduldig eine Zeit lang bewerfen, bis er genug Vorrath gesammelt hat, um selber loszubrechen. Was nun den Kronprinzen von Bayern und seine tapfere Gesellschaft betrifft, — man erinnert sich noch der furchtbaren Batterie, welche diese Gesellschaft mit anderen tapferen deutschen Männern vor drei Jahren am Palast Ruspoli bildete und wie sie der Schrecken aller Vorübergehenden geworden, — nun denn, auch dießmal feuerte sie nach allen Seiten. Mochte auch manche schöne Römerin noch so freundlich, noch so graziös winken, winkend bitten, oder mit dem Finger drohen, es half nichts; sie bekam einen Schuß. Am meisten Freude machte es uns, durch die engen Kutschenfester in die Kutschen zu werfen. Das schöne Fräulein v. Stein, die Gräfin Baudissin, die Gräfin Alopäus, alle Engländer und Engländerinen wurden mit zarten Geschossen getroffen. Niemand ward geschont, nicht einmal der Kronprinz von Dänemark, nicht einmal die Fürstin Borghese (Schwester Bonapartes), ja nicht einmal die Kronprinzessin von Dänemark. Warum diese schonen? Schleudert sie doch zuerst und viel spitzere Geschosse!!

„Nach dem Korso gehen wir zu unserem Gesandten Kardinal Häffelin, um das Pferderennen zu sehen, treffen da feine Gesellschaft von Damen und Herren, Römischen und Deutschen und genießen vortreffliches Gefrorenes.

„Um 8—9 Uhr Abends geht man ins Festino. Ei welche Gestalten! Haben Albano, Frascati, Genzano all' ihre Schönen geschickt? Welcher junonische Stolz, welche cyprische Grazie, welche madonnenhafte Milde! Und du, schöne Amazone, lässest dich begleiten von diesem häßlichen großnasigen Pulcinell, und du, schlanke Jägerin, von diesem buckligen Abbatuccio? . . .

„Eine von zwei weiblichen Masken redet mich auf französisch an: „Ei Doktor, Du auch hier? Wo ist Dein Prinz? Nicht wahr, der betrachtet sich die schönen Masken. Ja, der ist anders als Du; Dir sind die Steine lieber als die Mädchen; Du mußt Dich bessern." Die begleitende Maske in ziemlich gutem, etwas ausländischem Deutsch: „Ei pfui, die Steine lieber als die Frauen!" Ich: „Du bist ja selbst eine Freundin von

Steinen, — (sie trug eine dreifache Schnur von großen prächtig rothen Korallen um den Hals;) aber so sehr mir Deine Steine gefallen, der Grund, der sie trägt, gefällt mir noch viel besser."[1]) Maske: „Kennst Du mich denn? Ich kenne Dich nicht." Ich: „Deine Füße sagen mir, daß Du eine Polin bist." Maske: „Meine Füße?" Ich: „Ja, Deine Füße; ich bin Füßiognomist." Die erste Maske (ihre eigenen ebenfalls kleinen Füße betrachtend): „Und welcher Nation bin dann ich?" „Den Füßen nach könntest zwar auch Du eine Polin sein, (das war etwas übertrieben) aber wenngleich Du französisch redest, (römisch-französisch) Dein Auge und das Feuer, das drinnen brennt, Dein stolzer Nacken und alles Uebrige verrathen Dich sogleich: Du bist eine Römerin." (Sonst in der Regel haben die Römerinen eher etwas große Füße, die Polinen hingegen mehr noch als die Französinen, sehr kleine.)

„Der letzte Karnevaltag war sehr heiter, alle Fenster im Korso festlich geschmückt mit herabhängenden Tapeten;[2]) und noch schöner und herrlicher als alle Tapeten war, was in Fülle durch die Fenster heraussah. Die ganze Straße voll Wagen, alle Wagen voll Menschen, und alle Menschen süß bewaffnet. Es regnete auf unsern Wagen, nicht bloß Süßigkeiten, sondern schöne Blumen, Blumenkränze und Körbchen (!) und wir warfen zurück Körbchen, Blumenkränze, Blumen und Süßigkeiten; Schönes und Süßes den Schönen und Süßen! Der Kronpr. v. B. mit seiner nicht genug zu lobenden Reisegesellschaft hat sich auch in diesem Karneval berühmt gemacht, berühmt nicht minder als vor drei Jahren. Die ci-devant sehr schöne kaiserl. Hoheit Paulina (Borghese), von der man noch die großen Ruinen bewundert, hat sich gegen unsern Wagen, d. i. gegen unsere Hoheit sehr gnädig gezeigt durch Zuwerfen besonders zierlicher Kränzchen und Zuckersächelchen. Das Gedränge wollte, daß der Wagen des und der Marchese Florenzi dem unsrigen gegenüber sehr lange still halten mußte. Die Marchesa ist unter den Schönen eine der Schönsten, ganz im großen römischen Styl. Es entstund ein furchtbares Gefecht zwischen den Bewohnern der beiden Wagen; aber die Kampf-

---

[1]) Freie Nachahmung meines Landsmannes im ersten Kapitel. Warum ein artiges Wort nicht auch von einem Bauern lernen?

[2]) Gewirkten natürlich, nicht papierenen.

richter sind nicht zweifelhaft, daß der gegnerische dem unsrigen durch die gewaltigen Blitze seines weiblichen Kämpen den größten Schaden gethan, ja eine allgemeine Niederlage angerichtet. Noch viele andere Amazonen zogen stolz und siegesgewohnt an uns vorüber.

„Nach dem Korso und als es dunkel geworden, begann das muthwillige Spiel der Moccoli. Ich alter ernster Geselle ward auch in den tollen Muthwillen hineingezogen, ich verließ unsere Kutsche, ging zwischen den Kutschenreihen auf und ab, stieg auf die Tritte und Rücktheile der Wagen von Bekannten und Unbekannten, bat weh- und demüthig um Erlaubniß, mein ausgelöschtes Lichtlein anzuzünden, und wenn man es arglos gewährt hatte, blies ich aus Dankbarkeit den Leuten das ihrige aus. Das Ausblasen wird nicht übelgenommen, aber das wiewohl nicht ungewöhnliche Auslöschen mit den Sacktüchern ist gegen die Regel des feinen Anstandes. An manchen, innen mit vielen Lichtlein erleuchteten Kutschen sind die Fenster aufgezogen. An einer dieser sucht' ich meinen Vortheil wahrzunehmen und den kleinen, am Untertheil des Fensters gelassenen Spalt mittels Aufheben des Fensterladens zu erweitern, und durch diesen hineinzublasen. Mein Bemühen, einem Lichtlein den Garaus zu machen, war aber vergeblich; da hielt die mitleidige Dame im Wagen lächelnd eines derselben ganz nahe an den Spalt, damit meine List und Mühe doch nicht ganz erfolglos blieben, für welche Artigkeit ich ihr durch das Zeichen eines Handkusses und den sichtbaren Ausdruck meiner Rührung gedankt und das Lichtlein ausgeblasen habe.

„Trotz des ungeheuren Gedränges fiel keine Unordnung und kein Unglück vor.

„Nach dem Kurzweil der Moccoli beginnt das fünfte und letzte Festino. Es sind hier deren weislich nur fünf und davon müssen zwei schon um 11 Uhr Nachts, die drei übrigen vor 12 Uhr geendet sein; recht gut, da werden die Leute durch Menge und Dauer nicht so übersättiget wie bei uns.

„Wir treten in den prächtig erleuchteten Saal, und o, welch' ein Himmel von Schönheiten thut sich auf; es sind heut noch mehr als sonst; mit welch' stolzem Anstande schreiten diese schönen Römerinen dahin; diese halb phantastischen Trachten von Landmädchen, Gärtnerinen, Jägerinen, Amazonen und Göttinen erheben die natürliche Schönheit des Leibes und die

würdevolle Grazie aller Bewegungen; du zweifelst nun nicht mehr, woher die alten Dichter und Bildner die Originale ihrer Schilderungen genommen. Sieh' dort jene Stolze in dem glühenden Roth und Grün aus der Gegend des neapol. Fondi; welche Stirne, welche Nase, welcher Mund und welche Ochsenäugigkeit, — ich rede mit Homer, der ja für Juno kein herrlicheres Prädikat gewußt — es kann wohl nichts schöneres geben! Aber hier ist eine andere mit aller Lieblichkeit, Sanftmuth, Demuth und Schönheit, womit Raphael seine himmlischen Gestalten gemalt, das muß die Schönste sein! Aber sieh', sieh', dort ist eine dritte, vierte, sechste, eine zwanzigste; wir wollen aufhören zu zählen; denn der Schäfer auf dem Ida käme in Verlegenheit, zu sagen, welcher der Preis gebührt; der Fremde aber möchte blind und odemlos werden. Und gleichwohl, diese stolzen Schönen scheinen es gar nicht zu wissen, wie schön sie sind; ihr Stolz und ihr Anstand sind natürlich und bewußtlos und Schönheit scheint hier etwas allgemeines. Auch kennt man durchaus nicht jene Ziererei, welche tadelsüchtige Reisende französischen und deutschen, vorzüglich norddeutschen Frauen — wie ich aber hoffe, mit Unrecht — vorwerfen. Uebrigens muß ich glauben, die verhältnißmäßig größere Zahl schöner Gesichter sei aus der Bürgerklasse, denn auf einem Festino, wo vorzüglich der Adel erschien, zeigten sich nicht so viele. Auch sind außer dem Gesicht nur noch der Nacken, überhaupt die Büste und die sehr starken Arme schön; in der Gesammtfigur werden sie von den deutschen Frauen übertroffen. Alles Bemerkungen, die ich als Arzt, Physiolog und Anatomiker gemacht. Ich fand auf dem Fest einen linken Frauenhandschuh und steckte ihn auf den Hut, damit ihn die Eigenthümerin erkenne, ich wünschte und hoffte ein kleines Abenteuer, aber die rechte Hand hat sich nicht dazu gefunden. Der Kronprinz fragte, ob ich mir eine Schöne ausgesucht. Ich erwiderte: „E. H. wissen, daß ich ein Freund von Mosaiken bin; meine Angelika hat die Füße einer Französin, Figur einer Engländerin, Büste und Gesicht einer Römerin, dänemärkische Haare (!) — Herz, Gesinnung, Treue und Liebe einer Deutschen!"

Als wir später einmal in der Insassin eines vornehmen Wagens eine der heitersten, beweglichsten Kämpinen aus dem Fasching erkannten, deren Namen wir jedoch nicht

wußten, erlaubten wir uns sie zu grüßen, und in unseren Mienen mochte sich unwillkürlich eine Erinnerung an jene fröhlichen Augenblicke spiegeln. Aber eine junonisch vornehme Kälte in der Erwiderung belehrte uns sogleich, daß eine Faschingsbegegnung völlig außer der Reihe steht und nachträglich so wenig Geltung hat als etwa für den Erwachten eine im Traum empfangene Huldbezeigung.

In meinem Tagebuch aber heißt es nun mit einem unläugbaren Gefühl der Zerknirschung:

„Die Fastenzeit ist angekommen, die Zeit der Reue und Buße. Es ist daher nöthig, daß auch ich in mich gehe und mein Karnevalsleben in strenge Betrachtung ziehe. Ich klopfe an meine Brust und verspreche, daß ich die ganze Fastenzeit u. s. f. nichts so Leichtfertiges mehr denken und nichts dergleichen mehr schreiben werde."

Und an die Meinigen:

„Rom 14. März. Liebste Mutter, Schwestern und Freunde! Gottes Gruß in der ernsten Zeit, die unsere Kirche der stillen Zurückgezogenheit, der inneren Betrachtung des Leidens unseres Erlösers und dem Gebete vorzüglich gewidmet hat. Auch ich ziehe mich zurück aus der äußeren Zerstreuung, die ich nicht ganz vermeiden konnte, die aber auch nicht so groß war, als es Ihnen aus einigen meiner muthwilligen, nicht wörtlich zu verstehenden Briefe etwa scheinen mochte; ich ziehe mich zurück in's innere Gebet, in's Gebet auch vorzüglich für Sie und alle die Unserigen, daß der Herr uns Kraft gebe, seinen Willen zu thun . . . Ich freue mich recht herzlich wieder nach Hause, mehr als vor drei Jahren. Der Kronprinz hat sich aber schon oft geäußert, daß er im Herbst 1822 wieder nach Italien gehen werde und es ist wahrscheinlich, daß er mich wieder mitnimmt . . . Schwester Katharina soll mir einen Mineralienkasten machen lassen. Auch soll sie zwei ABC-Büchlein kaufen und gelegentlich an Overbeck hierher schicken.

„31 März. Der Kronprinz war über die Nachricht, einen Prinzen bekommen zu haben, außerordentlich erfreut; er sprang in allen Zimmern herum, erzählte Jedem von uns sein Glück, er kam auch zu mir an's Bett, das ich zwei Tage zu

hüten genöthiget war, und umarmte mich im Uebermaß seiner Freude; und ich habe nicht gemerkt, daß er bei seinen Umarmungen über Hinderniß oder Schmerzen im linken Arm geklagt habe. Sein Befinden ist gegenwärtig vortrefflich. Doch sind wir nun Alle krank gewesen, Herren und Diener, alle mit mehr oder weniger Fieber. Es war aber auch diesen Winter großentheils übles Wetter; seit zwei Monaten z. B. hat es gewiß vierzig Tage geregnet. Es ist somit nicht lauter Himmel; aber der sorgenfreie Reisende phantasirt sich gern alles schöner als es wirklich ist. Ich bete herzlich zu Gott, daß er uns wieder gesund und glücklich in die ersehnte Heimath zurückführe. Denn ich habe bei vieler und großer Freude doch auch großen Kummer gehabt. Den 12. Mai gedenkt der Kronprinz in München zu sein."

„Rom, 10. April. Hochgepriesen sei mein Rom! Der vierzigtägige Regen ist vorüber, die Sonne scheint so warm, so mild, so helle, die Berge so blau, als könnten sie nie trübe gewesen sein, selbst mein Zimmer ist warm und behaglich. Der Regen hat das Leben recht gewecket, an allen Bäumen grünt, aus allen Büschen ertönt es; halbnackte, magere, von der Sonne verbrannte Bettelbuben spielen seelenvergnügt auf dem sonnigen Boden; o ihr kleinen cynischen Philosophen, ihr habt das Geheimniß des Lebens; gleich will ich meines Ueberflusses an Kleidung mich entledigen, mich zu euch setzen und mit euch spielen. Wunderlieblich aber sehen von ihren Bergeshängen die Städtlein Frascati, Tivoli und Albano und winken dem Fremden sie zu besuchen. O ich komme, ich komme, ihr freundlich Winkenden . . ."

„Ja, so könnte, so sollte es sein, so hab' ich es lang geträumt und gewünscht; aber leider ist es nicht so; der ganze Himmel noch voll schwerer Wolken; der fünfzigtägige Regen will, so scheint es, der runden Zahl halber, ein hunderttägiger werden; der heftigste Sturm und die dicksten Wassertropfen, die ich in meinem Leben gesehen, heulen und schlagen mit solcher Gewalt an die Fenster meines Kellers, daß mir schier die Zähne klappern."

„12. April. Hochgepriesen sei mein Rom! Der Regen ist wirklich vorüber und der Fremde genießt wieder alle Herrlichkeiten der Stadt. — Man fragt mich von München aus,

warum ich doch in keinem meiner Briefe über die neapolitanischen Angelegenheiten spreche. Jetzt will ich es thun, und Dinge schreiben, die noch kein Mensch weiß.

„In der denkwürdigen Schlacht bei Rieti drangen die Neapolitaner, durch eine verkehrte Ansicht der Himmelsgegenden, mit solchem Ungestüm gegen Süden, daß die Oesterreicher mit keinem gewöhnlichen Fernrohr mehr sie erreichten, sondern wenigstens das Frauenhoferische Riesen-Teleskop nöthig gehabt hätten. Ich vermuthe darum, daß bald Bestellungen bei dem Utzschneider-Frauenhofer'schen Institut eingehen werden. Durch diese eben so kühne als tief ausgedachte Bewegung gelang es den neuesten Samniten,[1] die Oesterreicher in die Stadt Neapel zu locken, und sie haben geschworen, sie dort wenigstens fünf Jahre lang festzuhalten, daß sie, wie einst die Soldaten Hannibals, vor Vergnügen sterben sollten.

„Für Neapel ist durch diesen Feldzug das große Problem gelöst, daß dort jede Regierung, legitime und illegitime, der Armee entbehren und somit der größten Staatsausgabe überhoben sein kann. Eine Armee von Neapolitanern wäre künftig wie eine Akademie von Blinden, bestimmt, über Gemälde zu urtheilen.

„Wie unnennbar aber muß der Schmerz sein jener Patrioten, die dort im Parlament so „prafe und stolze" Worte (s. Shakespeare) zu vernehmen gaben?! Tröste dich, gefühlvolles deutsches Herz; jene Patrioten sind auch schon getröstet. Sie haben's probirt, ob sie durch „prafe" Redensarten die übrige Welt zum Narren haben könnten, und falls es ihnen gelungen, hätten sie die ganze Welt recht ausgelacht. Da es ihnen nicht gelungen, so machen sie sich auch nichts daraus, sind herzlich vergnügt wie zuvor, und lachen sich untereinander aus. Wie aber einzelne Neapolitaner, so das ganze Parlament; jener fordert für eine Waare einen Piaster und begnügt sich nachher mit einem Karlin (dem zehnten Theil davon), so würde das Parlament mit jedem Schofel und Pofel einer Verfassung zufrieden sein, welche der König etwa geben möchte. Viele hielten den Redner Poerio für einen Mann, der es gut mit seinem Vaterlande meinte. Leute, die ihn näher kennen, versichern, es sei auch ihm kein Ernst. Daß viele schlaue und kluge

[1] So nannten sich häufig die revolutionären Prahlhänse.

Menschen im Parlament saßen, ist gewiß; aber daß es den „Kohlenbrennern“ und den Lenkern der neapolitanischen Revolution nicht um einen freien verfassungsmäßigen, die Rechte aller Stände sichernden Zustand zu thun war, sondern daß sie Verwirrung zu erregen und während dieser im Trüben zu fischen im Sinne hatten, ist mir daraus ganz klar, daß sie die spanische Verfassung einführten, welche im Wesentlichen der französischen von 1789 so ähnlich, wie ein Ei dem anderen, bei der keine feste höchste Autorität, kein Gehorsam der Bürger und Armee zu erwarten ist, und die fast nothwendig zum Königsmorde führt, zur Auflösung aller Ordnung, zur Militärdemokratie, dann zum Militärdespotismus.

„Man sieht auch jetzt deutlich den Zusammenhang der neapolitanischen, piemontesischen und spanischen Angelegenheit mit den Planen der französischen Jakobiner oder Ultraliberalen. Aber der Herr hat die Schlechten in den Schlingen ihrer eigenen Schlechtigkeit gefangen. Scheint es möglich, eine so durchgängige Verrätherei und Verkäuflichkeit von oben bis unten, als man in Neapel erlebt? Wir lasen doch in den Verhandlungen des Parlaments von den großen Ausgaben zur Befestigung der Grenze. Nun ist es bekannt, daß an den beiden wichtigen Grenzpunkten, bei Rieti und Fondi, kein Verhau, kein Graben, keine Mauer, nichts, gar nichts von Befestigung errichtet worden; das Geld dafür war bezahlt, die mit der Befestigung Beauftragten steckten es in die Tasche; damit aber kein Zeuge ausschwätze, wurden diese mit einigen Pfennigen erkauft. Wenn anderwärts ein Verräther so eine Schlechtigkeit wollte, er würde nicht so viele käufliche Werkzeuge finden.“

„13. April. Soeben bekam ich einen Brief vom 4. April von Kilian aus Messina, und einen vom 25. März von Puliti aus Girgenti; in beiden wird versichert, daß ganz Sicilien ruhig sei. B. Gumppenberg, der gestern aus Neapel zurückgekommen, wohin er mit Fürst Löwenstein gegangen war, versichert, daß man seit dem Einzug der Oesterreicher im ganzen Neapolitanischen von keiner Unruhe oder Ausschweifung gehört habe.“

Uebrigens war ein österreichischer General, Graf Walmoden, mit dem ich bei seinem Verwandten, dem Freiherrn von Stein zusammen traf, sehr unzufrieden mit

der Führung seiner Armee, und meinte, ohne die Erbärmlichkeit der Neapolitaner hätte es den Oesterreichern im Engpasse von Antroboco schlecht ergehen müssen. Ob er Recht gehabt, ob jener Engpaß zu vermeiden war, lasse ich dahingestellt; jedenfalls wurde der österreichische Kommandirende durch den König von Neapel mit dem Titel eines Herzogs von Antroboco geschmückt. Sicher dagegen ist es, daß eine andere Klemme drohte und daß der treffliche Niebuhr die Erlösung daraus gebracht hat. Ich selber wurde als Arzt eines Tages zu dem österreichischen General K..... gerufen, welchem die Kriegskassa unterstellt war; Verzweiflung über deren gänzliche Erschöpfung hatte ihm einen Anfall von Wahnsinn verursacht. Der in's Vertrauen gezogene Niebuhr übernahm großherzig die Verantwortung, durch Vorstreckung preußischen Geldes oder Anweisung auf dasselbe die fast Gestrandeten wieder flott zu machen. Er that dieß ohne Zweifel aus mehr als Einem Grund; nicht nur war er zu echter Patriot, um die gegenseitige Hilfe nicht als Pflicht zwischen deutschen Bruder- und Bundesstaaten zu betrachten; sondern er verabscheute bei seinem wahren Freiheitssinne die Revolution, durch deren Sieg er Europa von einer neuen Barbarei bedroht erblickte. Seine edle Haltung aber hat ihm eine Rüge von seinem Ministerium eingetragen, das ohne Zweifel sich über einen Sieg der Revolution getröstet hätte, wofern nur Oesterreich in einer Patsche stecken blieb.[1])

An ein revolutionirtes Volk darf man selbstverständlich nicht den gewöhnlichen Maßstab anlegen, und daß in

---

[1]) Siehe über den Vorfall in „Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr," Bd. III. den Aufsatz Bunsens „Niebuhr als Diplomat in Rom." Von der Rüge, die N. erhalten, weiß oder redet Bunsen nicht.

Neapel auch die liberale Großsprecherei ihre besonderen Pulcinell-Manieren annahm, darf uns nicht verwundern. Nicht mit Unrecht erblickte ich in den neapolitanischen Ereignissen: Verrath und Rebellion im Anfang, unerhörte Großsprecherei in der Mitte und eine in der Geschichte beispiellose Feigheit am Ende.

Bekanntlich gelten die Neapolitaner überhaupt nicht für gute Soldaten; ob dieß aber immer nur ein Zeichen von Muthlosigkeit? Merkwürdigerweise duellirt in Neapel der gemeine Soldat häufiger und ernstlicher als irgendwo.

Anstatt des mancherlei Schlimmen, was ich noch immer von den Italienern zu sagen wußte,[1]) will ich lieber eine Geschichte hiehersetzen, die sich während des mehrjährigen Aufenthalts der Oesterreicher im Neapolitanischen zugetragen hat. In einer dortigen Stadt, vielleicht war es die Hauptstadt selber, lebte ein junger Mensch, welcher für die Musik eine so leidenschaftliche Liebe empfand, daß er öfter durch dieselbe in eine Art von seliger Verzückung gerieth, in welcher er, von der Außenwelt nichts mehr wissend, einen Vorgeschmack des Paradieses zu genießen schien. Eines Tages überkam ihn dieser Zustand, als österreichische Truppen mit klingendem Spiel durch die Gassen seiner Vaterstadt zogen. Aus seinem Traume von Seligkeit erwachend, dankte er aus voller Tiefe seines Gemüthes dem Himmel für solches Uebermaß der Wonne, gleichsam fragend, wie er seinen Dank auf würdige Weise darzubringen vermöchte. Da durchzuckte es ihn: „Bring' Gott diese deine Liebe zur Musik zum Opfer!" (Vielleicht lag in jener Berauschung etwas Ungesundes, seiner Seele Heil nicht Frommendes). Er aber entsetzte sich. Nein, das war unmöglich, solch ein Opfer konnte Gott nicht von ihm fordern. Jedoch

[1]) Siehe übrigens Beilage 2 zum 9. Kapitel.

die Einsprechung kehrte wieder und wurde immer dringender und lauter. Heftig war der Kampf, bis endlich der junge Mensch an der Klosterpforte von Camaldoli pochte und diese sich hinter ihm verschloß. Ob in diesem Orden die Musik gänzlich verbannt ist oder nur auf ein Minimum beim Gottesdienste sich beschränkt, das weiß ich nicht; nur so viel weiß ich, das Opfer seiner Lieblingsneigung war gebracht. Anfangs glaubte der Novize freilich, es müßte ihn das Leben kosten, nach und nach aber krönte Gott das Opfer und beglückender Friede kehrte bei ihm ein. — Diese Geschichte vernahm Ernst von Jarcke aus dem Mund des Klosterobern von Camaldoli und hat sie mir mitgetheilt. Nun fuhr ich eines Tages auf einem Donaudampfschiffe mit Leuten aus verschiedenen Gauen Deutschlands — welcher Konfession, das ist mir unbekannt. Irgendwie ergab sich mir Veranlassung, die Geschichte des Mönches von Camaldoli zu erzählen. Als ich sie beendet hatte, riefen mehrere der Zuhörer, darunter ein paar Rheinländer, wie aus Einem Munde: „War er wahnsinnig?" — Wenn ich nun den großherzigen Neapolitaner betrachte und diese meine Landsleute, die nicht einmal einen Begriff mehr davon hatten, daß Gott von einer begnadigten Seele solch ein Opfer begehren und die Seele in hochherziger Liebe das Opfer bringen könne — auf welcher Seite war in diesem Fall nach katholischem Maßstabe der Mangel an heroischer Auffassung des Lebens?

„14. April. Soeben kehre ich heim von einer kranken Schweizerfamilie. Der Vater des Mannes, eines Taglöhners aus Kanton St. Gallen, hatte, ich weiß nicht warum, das Gelübde gethan, nach Rom zu wallfahrten, starb aber, bevor er dasselbe erfüllen gekonnt. Der Sohn hielt sich nun verpflichtet, die Schuld seines Vaters abzutragen. Er machte sich mit seinem Weib und zwei ganz kleinen Kindern auf den Weg; aber in einem Wirthshause wurden alle von der Krätze an=

gesteckt. In Rom bekam die Frau noch das Wechselfieber. Nun wenden sich eine Menge dürftiger Deutschen an den Kronprinzen und er läßt keinen unbeschenkt. Dieser Schweizersmann erhielt schon einmal eine Gabe; in seiner neuen Noth suchte er neuerdings Hülfe beim Prinzen, ward wieder beschenkt, und ich bekam den Auftrag, die Kranke zu besuchen. Ich fand sie mit zwei Kindern, wovon eines ganz klein noch, in einem Stalle, wofür täglich zwei Bajocchi (etwa ein bayerischer Groschen) bezahlt werden, alle mit Ausschlag bedeckt, und die Frau, trotz des Wechselfiebers, Suppe für ihre Kinder kochend. Auf des Kronprinzen Befehl und Rechnung sorge ich nun für Medicin und Unterkommen.

„Ich habe hier Englisch zu lernen angefangen und zu diesem Zwecke das Werk von Edmund Burke über die französische Revolution, und die römische Geschichte von Goldsmith, jedes dreimal, durchlesen, auch mein lang unterbrochenes Griechisch wieder angeknüpft und die Evangelien in dieser Sprache durchgenommen."

Da erinnere ich mich, wie ich einst auf Monte Pincio in meinen Burke vertieft saß — ein Werk, das in etlichen Wochen mehrere Auflagen erlebt hat — und plötzlich eine Hand, es war die des Ministers von Stein, mir über die Schulter langte, eifrig rückwärts blätterte und endlich mit dem Finger stehen blieb, wo der Verfasser in beredten Worten die Begeisterung schildert, mit welcher die Franzosen einst die jugendliche Marie Antoinette empfangen hatten. Ein andermal trug ich mein Buch in der Tasche, während ich ausging, einer Hinrichtung beizuwohnen; es dauerte geraume Zeit, bis der Zug anlangte; so holte ich im Volksgedräng unter dem Galgen es hervor und las darin; die Herren daheim, vor denen ich zufällig dieß erwähnte, schlugen keinen geringen Lärm darüber.

Im Fechten habe ich mich damals viel geübt mit dem Fürsten von Löwenstein, wenn anders das eine Uebung heißen kann, auf eine so ungeheuere Angriffs-

fläche zu zielen, wie dieser kolossale Herr sie bot. Ich habe ihm denn auch weiblich viele Stöße beigebracht.

„Heut ist ein wahrhaft himmlischer Tag. Darum gehen wir sogleich — es ist 11 Uhr — zur spanischen Galerie auf Ripa grande zu Meister Raffaele Anglada, um ein lang gemachtes Gelübde zu erfüllen — der Kronprinz, Gf. Seinsheim, B. Gumppenberg, Maler Müller und ich. Da wollen wir in Freuden aller Lieben und Freunde in der theuren Heimath gedenken. Schon hör' ich den Kronprinzen rufen: ‚Graf Karlmännchen, Tonerl, Doktormännchen, Dokter Faust,[1]) Müller, auf, auf, andiamo alla ripa grande!' Si, si, al ripone grandioso, grandiosissimo! —"

Eine dieser fröhlichen Zusammenkünfte bei Don Raffaele hat der Kronprinz durch den Pinsel des Malers Catel verewigen lassen. Meine Wenigkeit hält auf diesem Bild in Einer Hand das Glas, in der anderen als Musikdirigent das Liederbuch. König Ludwig hat das Gemälde der neuen Pinakothek vermacht, allwo es noch zu sehen. Für mich aber und die Meinen knüpft sich an dasselbe, sowie an seinen jetzigen Aufstellungsort und den fürstlichen Besteller eine komische und doch rührende Erinnerung, die, will's Gott, noch seinerzeit zum Vorschein kommt.

Frau v. Humboldt hatte uns erzählt, wie ein russischer Staatsrath Morgenstern, wegen Ankunft seines Koffers von ihrem Theetisch abberufen, nach längerer Frist bleich und verstört wiedergekommen und auf ihre Frage, was ihm widerfahren sei, eine Handvoll Geflock und Staub hervorgezogen: wenn er an Hexerei zu glauben vermöchte, jetzt müßte er daran glauben; einen Koffer mit Kleidern, Wäsche, Büchern und Mineralien habe er in Königsberg aufgegeben, dieses Geflock und Wirrsal habe er beim Eröffnen gefunden. Frau v. Humboldt errieth den Sach-

[1]) Anm. d. Schreib. Wie uns erzählt worden, nannte man Ringseis in Rom scherzweise „Il Mago del Rè di Baviera."

verhalt. „Haben Sie den Koffer auf die Axe gegeben?" das hatte er, und das lange Gerüttel von Königsberg bis Rom hatte das Werk vollbracht. — Dieser Erzählung eingedenk, empfahl ich dringend dem Lakaien, welcher mein Gepäck auf den Wagen besorgte, ein Kistchen mit Büchern, werthvollen Mineralien, sehr schönen Korallen und Mosaiken in die Wagentruhe zu legen und nicht auf die Axe zu packen. Nach der Ankunft in München frug ich in der Residenz, wo das Kistchen geblieben. Antwort: Es sei mit meinem übrigen Gepäck mir in die Wohnung geschafft worden. Da ich nichts zu finden vermochte, kam der Burgpfleger selber mit mir, und in mein Vorzimmer tretend, rief er schier ärgerlich: „Da steht es ja!" Nun ja, da stund wohl so ein Kistchen, bereits aufgemacht, aber das konnt' es nicht sein, war ja nichts darinnen als mißfarbig ungeschlachtes Zeug wie graues Flußgeschiebe, abgerundet, abgerieben, eckenlos, in graues Gelump und Staub gebettet .... Das ist ja offenbar Kreide, die hat ohne Zweifel mein Wohnungsgast, der Bildhauer Eberhard sich kommen lassen. Aber Eberhard weiß von nichts; da endlich geht mir Aermsten der Jammer auf ... Vom Lakaien war es nicht für nöthig befunden worden, auf meinen Befehl zu achten, auf der langen Reise war Alles zusammen geschüttelt worden, die vieleckigen Steine hatten ihre Hüllen durchwetzt, sich mörderisch über meine Bücher, meine schönen Korallen und Mosaiken hergemacht, sie zerrieben und sodann gegen einander selber gewüthet, bis Alles zu besagtem Hexengewirr umgestaltet war.





Zehntes Kapitel.

Vor und nach der Heirath. 1821—1823.

Besuch des Frhrn. v. Stein in München. Friederike v. Hartmann; Werbung, Trauung. — Erste Zeit; Freunde. Der Theaterbrand. Krankheit des Herzogs v. Leuchtenberg. Briefe des Kronprinzen: über Künstler, über Walhalla-Genossen u. s. w. Ein neuer Reiseplan.

Noch im Sommer 1821 empfing ich in München den Besuch des Freiherrn v. Stein auf seiner Rückkehr in die Heimath. Eben kramte ich in meinen Mineralien, als er gemeldet wurde; ich hatte kaum Zeit, in meinen abgelegten Rock zu schlüpfen, da trat er mit herzlichster Begrüßung schon in's Zimmer. Alsbald wurden von ihm als einem Manne des Bergwesens meine mineralogischen Schätze geprüft. So sehr mich aber seine lebhafte Bewunderung derselben freute, dringender noch lag mir am Herzen die Bitte, ob er nicht wolle dem Minister von Lerchenfeld, dem eifrigen Verehrer von Herder, eine Thatsache aus dem Leben und Ende des großen Schriftstellers bestätigen, die ich nach Stein's Erzählung Baron L. mitgetheilt hatte, ohne dafür rechten Glauben zu finden. „Gern, gern," erwiderte Stein, „gehen wir sogleich zu ihm!" Bei weit offenen Flügelthüren kam uns Baron v. L., dem ich Botschaft zugesandt hatte, mit dem Ausdruck hoher Freude entgegen. Die Thatsache, um deren Erzählung ich nun Stein ersuchte, bestund darin, daß Herder in der letzten Zeit seines Lebens zum Glauben an den Erlöser zurückgelangt sei; Stein wußte dieses aus

dem Munde des protestantischen Pfarrers, mit welchem Herder darüber verkehrt hatte. „Warum aber," fragte ich, „ist Herder mit dieser Aenderung nicht vor aller Welt aufgetreten, da diese Welt ihn nur nach seiner früheren Gesinnung kannte?" „Allerdings," erwiderte Stein, „trug er sich mit dem Vorhaben eines öffentlichen Bekenntnisses, aber der Tod überraschte den vielleicht zu lange Zögernden."

Stein lud mich mit großer Herzlichkeit zu einem Besuch auf unbegrenzte Zeit nach seinem Gut im Nassauischen und ich hab' es noch oft bedauert, daß ich nicht dazugekommen bin, diesem Ruf Folge zu leisten. So hab' ich denn nach jener Begrüßung in München den großen Freiherrn nicht wieder gesehen.

Brief des Kronprinzen:

„Würzburg 28. August 1821. Seinsheim und Dillis und Klenze meinen Dank für deren Glückwünsche, Ihnen aber schreibe ich sie selber, weil Sie den genesenden Cornelius behandelt haben. Dieser muß erhalten bleiben, und er möge es nicht nur der Welt, sondern auch uns bis in's graue Alter bleiben. Er ist einer der Menschen, die nicht krank sein können (wenn selbst ohne vorhandene Gefahr), ohne daß die Kunde davon ergreift. Mein heftiger jetzo nach München zu kommen mich verhindert habender Fieberanfall ist gänzlich vorüber und wohl langte auch die Kronprinzessin, diese vielgeliebte hier an. Meines Ringseis sehr gewogener Ludwig Kronprinz." [1])

In einem vorhergehenden Brief findet sich die Stelle: „Und nun, wenn der bewährte, tüchtige Ringseis etwas Zeit hat, schreibe derselbe mit wenig Worten, was es Neues gibt in München." — Gut denn, bald nach dem Jahreswechsel hatte ich Anlaß, ihm mündlich eine Neuigkeit zu erzählen, für die er in zweifacher Rücksicht Antheil hegen mochte, denn es war eine Verlobung und er kannte

[1]) Anm. d. Schreib. Ein andermal lautet die Unterschrift: „Des bei mir viel geltenden Ringseis — L. Kronprinz."

sowohl den Bräutigam — der war ich — als auch die Braut — das war meine Friebel.

Vor Jahren hatte ein junger Arzt, mit dem ich mich befreundete, ein geistvoller und liebenswürdiger Mann, mir voll Wärme von einem liebenswürdigen, geistvollen und obendrein sehr schönen Fräulein gesprochen, welches er in Salzburg kennen gelernt. Wir Beide ließen es uns nicht träumen, daß die Gefeierte, die er mir so begeistert pries, keine andere sei als meine zukünftige Braut und Frau.[1])

Friederike v. Hartmann, geboren 14. November 1791 zu Mühldorf am Inn, damals salzburgischer Enclave in bayerischem Gebiet, war die jüngste Tochter des fürsterzbischöflichen Hofkammerrathes und Pflegkommissärs Siegmund Ritters v. Hartmann und seiner Ehefrau Anna Margaretha, geb. v. Köpff aus Augsburg. Die Hartmann'sche Familie stammte aus Ulm, Siegmunds Vater war katholisch geworden, hierdurch mit den Seinigen in Entzweiung gerathen und nach Salzburg gezogen. Hier nannte man ihn und seine Frau wegen Beider Schönheit den „Englischen Gruß". — Siegmund selber, der Sohn des Konvertiten, scheint von der sogenannten Philosophie, wie sie aus Frankreich herüberwehte, nicht unangehaucht geblieben zu sein; vielleicht hatte ein Jugendaufenthalt in Holland hiezu beigetragen? Doch wissen wir ja, daß auch die geistlichen Fürstenthümer von jenem Uebel sich keinesweg freigehalten haben, wie denn Fingerlos in Altmühldorf lebte, bevor ihm als Vorstand des Priester-Seminars in Landshut gelang, sich eine traurige Berühmtheit zu machen. Uebrigens war Herr v. Hartmann geachtet als Mann und Beamter, rechtschaffen, wohlwollend, verständig, unterrichtet und

[1]) Siehe Beilage 1 zum 10. Kapitel.

von feiner Weltbildung. Auch Frau v. Hartmann genoß verdiente Achtung; streng von Sitten, rechtschaffen, barmherzig gegen die Armen — wie denn in Kriegs- und theuren Zeiten in ihrer Küche den Hungernden kübelweise gekocht und ausgetheilt wurde — war sie eine sorgfältige Mutter auch für den ganz klein erheiratheten Sohn aus Hartmann's erster Ehe, der ihr dafür die herzlichste Liebe bewahrt hat. Im Schooß des Protestantismus geboren und erzogen, war sie als Gattin eines kirchenfürstlichen Beamten in ganz katholischem Land, als Mutter katholischer Kinder, zum Katholizismus übergetreten; ob sie nicht nach damals allzu häufiger Anschauung hierin einen bloßen Formenwechsel erblickte, müssen wir dahingestellt lassen.

Ihre Kinderjahre brachte Friederike in dem Städtchen zu, dessen Obrigkeit ihr Vater war, und ihre mündlichen, sehr anschaulichen Erzählungen aus dieser Zeit sind nicht ohne kulturhistorisches Interesse. Von den Kriegsereignissen wurde die Familie niemals schwer, dennoch in verschiedener Weise berührt, am persönlich wichtigsten, als ein im Quartier gelegener ungarischer Husaren-Rittmeister, Herr Istvan v. Szent-Ivany aus Eperies im J. 1801 die älteste Tochter Sibylle als Gattin heimführte. Ein einzigesmal kam bei geschäftlichem Anlaß Frau v. Sz.-J., nach Aller Schilderung eine geistreiche Frau und vornehm stattliche Erscheinung, wieder nach Deutschland, leider in eben der Zeit, da Friederike mit mir in Italien weilte; und so haben diese beiden Schwestern, wovon die jüngere bei der Trennung noch ein Kind gewesen, sich im Leben nicht wieder gesehen.

Als Mühldorf im J. 1803 durch Reichsfriedensschluß an Bayern fiel, ward Siegmund v. Hartmann in seiner Stellung mit übernommen, trat aber nach wenigen Monaten in Pension und siedelte nach München über. Mit Aus-

nahme der eben heiter aufblühenden Friederike wollte die aus behaglichen Verhältnissen herausverpflanzte Familie hier nie recht heimisch werden; für das junge Mädchen aber und dessen Ausbildung geschah nach Maßgabe der beschränkten finanziellen Verhältnisse manch Erfreuliches. So genoß Friederikens nicht unbedeutendes Talent im Zeichnen den Unterricht von Cantius Dillis, während Bücher und Umgang so Geist wie Urtheil entwickelten.

Im J. 1810 fiel Salzburg selber an Bayern. Da lockte es Siegmund v. Hartmann zurück nach der köstlichen Vaterstadt und im J. 11 finden wir den Umzug der Familie dorthin vollbracht. Die unvergleichliche Natur bot immer neue Entzückungen für des jungen Mädchens künstlerisch gebildetes Auge; und obschon ich nicht gutstehen will, daß wenn die hinreißenden Naturgenüsse mit wochenlangen Regenströmen bezahlt werden mußten, mein sanguinisches Friedel nicht ebenso unwirsch über das unleidliche Regennest sich zeigte, wie anderemale voll Bewunderung, so konnte sie doch niemals der Herrlichkeiten satt werden, die unter stets neuen Beleuchtungen auf Schritt und Tritt ihr begegneten.

Auch sonst war es nicht schwer, hier einzuwurzeln, wo Verwandte und alte Freunde der Eltern von selber einen wohlwollenden Kreis entgegenbrachten. Bald schon erfüllten die großen Ereignisse der Zeit so Köpfe wie Herzen, wobei die Gleichgesinnten mit heimlicher Vorsicht ihre Wünsche und Sorgen tauschten, und im Wäldchen von Aign war es, daß der Dichter Weißenbach seine Freunde Hartmann bei Seite zog, um ihnen mit hoffnungklopfender Brust das erste Gerücht von dem unglaublichen Ereigniß von Moskau zuzuflüstern.

Friederikens ältere Schwester Therese vermählte sich an den herrschaftlichen Pfleger Joseph Wagner zu

Frankenburg im österreichischen Hausruckviertel, und nun gab es häufigen Anlaß für die jüngere Schwester, dahin zu gehen, nicht nur um in jener lieblichen Natur zu schwelgen, sondern auch in schweren Augenblicken mit ihrem hellen Kopf und ihrer stets hülfbereiten Thatkraft der selber ausgezeichnet verständigen, aber sehr körperschwachen Frau in einem mit Kindern überreich gesegneten und noch immer sich mehrenden Hausstand beizuspringen. Mit Einigen aus dieser Kinderschaar bin ich in der Folge in gar nahe Beziehung getreten.

Obwohl nicht mehr Residenz eines regierenden Fürsten, hatte Salzburg doch wieder einen Hof erhalten; denn Kronprinz Ludwig und seine schöne und gütige Gemahlin Therese hatten ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen und zum einheimischen Adel noch anderen herbeigezogen. Die Frau Kronprinzessin wandte Friederiken viel Huld und Gnade zu. Von anderen Gönnerinen erwähne ich die Gräfin Xaveria v. Pocci, die ausgezeichnete und künstlerische Mutter des hochbegabten, uns allen, die wir ihn gekannt haben, unvergeßlichen Sohnes. Häufig nahm sie Friederike im Wagen mit sich nach Punkten, wo die Gräfin mit Meisterhand zeichnete und zugleich ein prüfendes Aug' auf des jungen Mädchens Skizzen warf.

Zum Schutze gegen so manches Berauschende, was Friederiken damals in Folge seltener Anmuth und hervorragender Begabung zu Theil geworden, hatte Gott ihr ein rechtschaffen wahrhaftes Herz, feine Empfindlichkeit des sittlichen Gefühls, ein klar verständiges Urtheil und überdieß mancherlei Kummer, Bitterkeit und Mühsal als Gegengift bescheert. Trotz Letzterem knüpfen sich an jene Salzburgertage heitere und schöne Erinnerungen. — Viel ist mir erzählt worden, weniger durch Friederike selber, als durch Andere, von einem jener Liebhabertheater, wie

sie in kleinen Städten mit verhältnißmäßig zahlreicher höherer Gesellschaft leicht und um so verwegener unternommen werden, als sie ein dankbares, durch Bühnengenüsse nicht verwöhntes Publikum finden. Nichts Geringeres ward unter theilnehmender Begünstigung von Seite des Hofes in Scene gesetzt als die Wallenstein-Trilogie, wobei freilich „das Lager" den Künstlern von Fach überlassen blieb. Den Helden des Stückes gab — wenigstens in den beiden Piccolomini, denn sodann riß ihn ein Ausmarsch in den Krieg hinweg — ein junger Offizier Namens Heigel, Sohn eines seinerzeit berühmten Schauspielers und in der Folge selber gefeierter Charakterspieler an der Münchener Bühne, den Max mein nachmaliger Reisegefährte Graf Karl v. Seinsheim, die Thekla meine Friebel; diese spielte „so hinreißend", wird uns noch jüngst vom Ort geschrieben, „daß ganz Salzburg es jahrelang nicht vergessen konnte." Die anwesenden Hauptstädter (Wiener wie Münchener) theilten diese Meinung und von mehr als Einer Seite ward es Friederiken nahegelegt, welch eine glänzende Laufbahn ihr bevorstünde, wenn sie der Bühne sich widmen wollte. Merkwürdiger und ohne Zweifel glücklicher Weise hat sie diesem Gedanken niemals auch nur vorübergehend Raum gestattet.

Das Wichtigste vom Salzburger-Aufenthalt war für Friederike die Weckung größerer religiöser Wärme. In Ehrfurcht für das Heilige, in Abscheu gegen religiöse Frivolität, in rücksichtsvoller Schonung frommer Gesinnung in Anderen war sie erwachsen, aber ein reicheres geistliches Leben hatte sich nicht entwickelt. Nun kam 1816 ihr geliebter Halbbruder Fritz v. Hartmann (der oben erwähnte Sohn aus des Vaters erster Ehe), welcher achtzehnjährig einst das Schwesterchen über den Taufstein

gehalten hatte, als bayerischer Kreisrath mit einer vortrefflichen Frau und lieben Kindern nach Salzburg, wurde bald darauf sammt Stadt und Land von Oesterreich übernommen und als nun trotz dieses Wechsels auch Vater Sigmund die Erlaubniß erhielt, seine bayerische Pension fortan am Orte zu verzehren, da blieb den beiden Hartmann'schen Familien auf einige Jahre der Verkehr gesichert. Fritz v. Hartmann hatte das Glück gehabt, sich in voller Herzenswärme als gläubiger Katholik zu erhalten. Auf die bisher nur dürftig gepflegten Glaubens-Keime in Friederikens Herzen übte dieß einen wärmenden und gedeihlichen Einfluß aus. Wort und Beispiel fielen um so tiefer in die Wagschale, als Fritz auch in der Ferne ein treuer Bruder und väterlicher Rathgeber für die so viel jüngere Schwester gewesen, in Fällen, in welchen der bereits alternde Vater ihr nicht mehr völlig Genüge that.[1])

Im Jahre 1821 schloß der 84jährige Vater die Augen und Friederiken, welche sich eine Stiefnichte zur Hülfe bei der altersschwachen Mutter herangezogen hatte, fiel es anheim, strittige Pensions- und Schuld-Ansprüche für Letztere auszufechten. Staatsrath v. Kobell, von früherher mit der Familie bekannt, forderte Friederike

[1]) Von den Söhnen des trefflichen Fritz, der im J. 1844 als Regierungsrath in Linz gestorben, ist der zweite so Manchem meiner Leser schon bekannt als jener verehrungswürdige und warmherzige Franz v. Hartmann (k. k. Oberlandesgerichts-Präsident), der eifrige Förderer katholischer Zwecke, welchen auch die jüngst erschienene Biographie des Prälaten von St. Florian Jodokus Stülz als einen der ältesten Schüler und innigsten Freunde dieses herrlichen Mannes anführt. Auch Friederike lernte Stülz als studentischen Hofmeister ihrer Neffen kennen und so wurde Grund gelegt zu meiner eigenen späteren Freundschaft mit demselben. Friederike führte öfter Stülz's Erzählung an, wie er in der theueren Zeit, die er zu Innsbruck erlebte, nicht selten mit Salzwasser seinen nagenden Hunger zu täuschen versucht habe.

auf, die Sache unter persönlicher Anwesenheit in München zu betreiben und bot ihr die Gastfreundschaft in seinem Hause. Dieß Erbieten nahm sie um so dankbarer an, als es ihr Gelegenheit schaffte, sich im Landschaftsmalen gründlicher auszubilden, und da ihr in München, wo sie im Spätherbst eintraf, durch Sachverständige ernstliche Aufmunterung zu Theil wurde, so mochte sie wohl daran denken, sich ausschließlicher dieser Kunst zu widmen.[1]) Aber Gott hatte Anderes mit ihr beschlossen.

Haushalt und Repräsentation sowie das Geleit der Töchter in die Welt übernahm damals im Hause des Staatsrathes Frau v. Hildebrandt, eine sehr ausgezeichnete Frau, mit welcher Friederike sich rasch befreundete. Geistreiche Tochter eines berühmten Vaters, des von mir im vierten Kapitel erwähnten Erlanger-Professors Hildebrandt, hatte dieselbe, nach kurzer unglücklicher Ehe mit Dr. Schütz, dem nachmaligen Manne der Händel-Schütz, von diesem sich scheidend, den Frauen-Titel mit ihrem Mädchennamen verbunden. Ihre finanzielle Lage zwang sie, in abhängigen Stellungen sich durch's Leben zu bewegen, und überall eroberte sie die verdiente Ehrerbietung und Liebe, wobei freilich ihr höchst anziehendes äußeres Wesen ihr mit zu statten kam. Die späteren Jahre hat sie in Oesterreich verlebt, wo ihr das Glück ward, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren.

Im Hause des Staatsrathes herrschte eine sehr angenehme Geselligkeit ohne Prunk und ohne Zwang. Einheimische und Fremde von Bedeutung gingen ab und zu. Was mich betrifft, so kam ich als Arzt, wurde häufig zu Tisch gebeten und am Abend, wo für die Freunde offenes

---

[1]) Siehe Beilage 2 a zum 10. Kapitel.

Haus bestund, pflegte ich etwa jeden vierten, fünften Tag mich einzufinden. Mit Fräulein v. Hartmann ergaben sich rasch Anknüpfungspunkte durch Salzburger Bekannte, welche ihr viel von mir gesprochen hatten.[1]) Bald, ja kaum acht Tage nach des Fräuleins Ankunft wollte man bemerken, daß ich öfter erscheine, schließlich kam es darauf hinaus, ich sei fast alle Tage im Haus zu sehen und wäre es auch nur auf einige Minuten, und da ich dann regelmäßig ihr Tischnachbar ward, so verfiel die scharfsinnige Welt auf Gedanken, deren neckende Aeußerung das Fräulein um so standhafter abweisen konnte, als wir uns zwar sehr viel, zum Theil sehr ernsthaft unterhielten, ich jedoch niemals ein Wort von Neigung oder Bewunderung fallen ließ.[2]) Aber richtig war es. Friederikens Geist, frischer Mutterwitz und Grazie hatten bald in mir den Wunsch erregt, sie möchte mir zur Gefährtin bestimmt sein. Damit war die Verpflichtung gegeben, ihre ganze Lebens- und Sinnesrichtung zu prüfen. Daß sie offene Geradheit und thatkräftigen Willen, sittlichen Ernst und Bewunderung für alles Edle und Schöne, bei rasch aufbrausendem Temperament und sarkastischer Ader ein wohlwollend freundliches Gemüth besaß, war unschwer zu ergründen. Die Freude, die sie bezeigte, in mir einen Gesinnungsgenossen ihres geliebten Bruders zu finden, und mancherlei Aeußerungen gaben mir die Beruhigung, daß sie dem Christenthum nicht fremd gegenüberstehe wie so Manche des Kreises, in welchem ich sie traf; dennoch konnte ich nicht verkennen, daß sie in einer anderen religiösen Atmosphäre als ich erwachsen sei. So ernsthaft aber unsere Gespräche manchmal wurden, so hielt es doch allzuschwer, inmitten

[1]) Siehe Beilage 2b zum 10. Kapitel.

[2]) Näheres über R.'s Benehmen siehe in Briefstellen Friederikens in Beilage 2 und 4 zum 10. Kapitel.

der heiteren Geselligkeit, die uns umschwirrte, die tiefsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschenseele zu verhandeln, und überdieß hat es mit solchen Erforschungen eines Verliebten seine eigene Bewandtniß; je länger er prüft, je mehr Zeit vergönnt er seiner Neigung, tief einzuwurzeln, und je mehr diese an Kraft gewinnt, je unverlässiger wird die Prüfung; aus solchem Zirkel ist kaum loszukommen und so blieb mir nichts übrig, als aus innerstem Herzensgrund meinen himmlischen Vater zu bitten, Er möge — nicht nach meiner bereits sehr heftigen Neigung, sondern nach Seinem heiligsten Willen — sowohl meine als Friederikens Entschließungen und Geschicke lenken.

So zurückhaltend in Bezug auf ihre Empfindungen Friederike selbstverständlich einem Manne gegenüber sich verhielt, der nicht durch ausdrückliches Bekennen oder Anspielen, sondern nur durch stetes Aufsuchen ihrer Nähe und ihres Gespräches seine Neigung kundgab, so fehlte es doch nicht an jenen unbewußt das Innere verrathenden Wahrzeichen, welche, ohne volle Sicherheit zu ertheilen, zum entscheidenden Schritt ermuntern.

Dem Kronprinzen hatte man schon nach Würzburg geschrieben, daß ich viel in Fräulein v. Hartmann's Gesellschaft sei. Als er zum Fasching mit seiner Gemahlin nach München kam und auf seine übliche Frage: „Nun Ringseis, noch nicht verliebt?" anstatt des üblichen trockenen „Nein, E. K. Hoheit" ein Lächeln erfolgte, das weder Ja noch Nein bedeuten sollte, da genügte ihm dieß, um nicht nur mich, sondern bei einem Besuch im Hause des Staatsraths auch Friederike unbarmherzig zu necken.

Endlich war ich mit mir im Reinen. Auf meine schriftliche Werbung erfolgte rasch (am Vorabend von Lichtmeß) das beglückende Ja, und es waren ihm Worte

hinzugefügt, die mich mit Dank gegen den Himmel, aber auch gegen Friederike erfüllten.[1])

Alle gemeinsamen Freunde halfen mir nun meine Braut bestürmen, sie möge München nicht mehr als Fräulein verlassen, sondern baldmöglichst die Vermählung feiern. Auf den 28. März ward die Trauung festgesetzt und in der Pfarrkirche zu St. Peter ward sie vollzogen. Das Hochzeitsmahl bereitete uns der Staatsrath in seiner Wohnung in der Theatinerstraße, schräg gegenüber dem Hause, wo wir 50 Jahre später unsere goldene Hochzeit still gefeiert haben und noch verweilen. Unter den Gästen befanden sich außer den Nächstbetheiligten Schlotthauer, Loe, Klenze, Rudhart (der nachmals an der Spitze des Ministeriums in Griechenland gestanden) und Einige mehr.

Und so war sie denn mein, meine gute, treue, sittsame, kluge und schöne Friedel, und jene innige Hochachtung und Liebe, die ich ihr am Traualtar entgegen brachte, hat sie sich erhalten von der ersten Stunde bis jetzt, da ihr Geist, in Folge einer Alterskrankheit von schwerer Nacht umdüstert, doch noch in einzelnen lichteren Augenblicken ihre alte Liebe und Treue für mich hervorblitzen läßt. (Geschrieben zu Anfang des Jahres 1877).

Ich führte meine Friedel ein in die stattliche Wohnung in der Fürstenfeldergasse, wo noch Raum war für Viele. Schwester Kathrin, die fast zu gleicher Zeit wie ich sich verlobt hatte, blieb noch einige Wochen bei uns und folgte dann ihrem Bräutigam zum Altar und in die neue Heimath.

---

[1]) Siehe Werbebrief und Antwort in Beilage 3, Anderes in Beilage 4 zum 10. Kapitel. Manches, was in den Hist. pol. Bl. als Anmerkung unter dem Text gestanden, haben wir nun mit Neuhinzugenommenem in die Beilagen verwiesen.

Es schmückten unsere Wohnung schon mancherlei Kunstwerke, so die Stanzen von Raphael in den großen Stichen von Volpato, ein Geschenk des Herrn v. Leist zu Rom, so die Basrelief-Abgüsse von Nacht und Morgen nach Thorwaldsen, des Künstlers eigene Gabe, und Anderes dergleichen mehr. Mit weiblichem Kunstsinn legte Friederike Hand an bei der nöthig gewordenen Umordnung und mit launiger Feder beschrieb sie ihr neues Heim in Briefen nach Salzburg und Linz.[1])

Friederikens Wunsch, daß in Bälde Jemand von den Ihrigen sich durch Anschauung von ihrer Zufriedenheit überzeuge, erfüllte sich im Laufe des Sommers, indem die liebenswürdige Nanny v. Hartmann, die geist-, schwung- und talentvolle älteste Tochter des Bruders auf einige Wochen uns anvertraut wurde. Und somit war der Reigen eröffnet für meinen Verkehr mit den neuen Verwandten, an den sich für mich unzählige liebe und rührende Erinnerungen knüpfen.[2]) Brachten schon in den ersten Jahren mich verschiedene Ausflüge bald nach Salzburg, wo Friederike mich ihrer alten Mutter vorstellte, bald weiter nach Frankenburg und Linz, so haben später verschiedene Wechselfälle uns besonders Einige von der jüngeren Generation auf Jahre in's Haus geführt.

Einigermaßen lastete auf uns („wie ein Alp", meint Friederike in einem Brief) die Absicht des Kronprinzen, den folgenden Winter mich wieder nach Italien zu nehmen.

---

[1]) Siehe über R.'s Studirstube Beilage 6 zum 10. Kapitel.

[2]) Anm. d. Schreib. Selten aber ist auch ein angeheiratheter Verwandter so zärtlich geliebt worden, wie Ringseis es wurde von einer nicht geringen Zahl leiblicher und Stief-Neffen und Nichten seiner Frau und in der Folge noch von deren Ehehälften und Kindern, soweit sie zu ihm in Berührung traten. — Etliche Stellen aus Briefen an Nanny v. Hartmann siehe in Beilage 6c zum 10. Kapitel.

Wohl hätte mich die Sache an und für sich freuen müssen, wohl faßten wir in's Auge, für Friederike eine Gesellschaft zu suchen, mit der sie ungefähr gleichzeitig wie wir die Reise mache, damit wir wenigstens in Rom uns häufig sähen, aber wie ungewiß, ob wir die Gesellschaft fänden! Und wenn auch, wie viel wünschenswerther schien uns, den ersten Winter unserer Ehe friedlich in der Heimath zu verleben! Schon waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß ich meine Pferde verkauft hatte, da trat ich eines Tages vor Friederike hin, blickte ihr scharf in's Gesicht und sagte: „Du kommst diesen Winter nicht nach Rom." Farbewechselnd starrte sie mich an und fragte kleinmüthig: „Nicht? Und warum denn nicht?" „Weil auch ich nicht hinkomme" ... Der Kronprinz hatte für jenes Jahr die Reise aufgeben müssen. Wer war vergnügter als wir Beide? Trotz des Verkaufs der Pferde, trotz der geschwundenen Aussicht auf die ewige Stadt. Aufgeschoben war ja nicht aufgehoben. Und als König Max durch den Finanzminister auf meinen ganz vergeblich erlittenen Verlust aufmerksam gemacht wurde, bewilligte Er mir eine großmüthige Entschädigung. —

Kapitalien hatten wir nicht in die Ehe gebracht. Friederike war ohne Vermögen und ich, obwohl mit Stolz einen „stein"reichen Mann mich berühmend, besaß zwar eine stattliche Einnahme, sonst aber an Geldern weniger als Nichts. Denn da ich bisher in einem ziemlichen Saus von Gastfreiheit gelebt, auch Verschiedene meiner Studiengenossen und Freunde mich zu finden gewußt, wenn das Geld ihnen ausgegangen, so traf es sich, daß ich mit etwa 1400 fl. Passivrest in die Ehe trat. Ueber die Tilgung durfte mir freilich nicht bange sein; aber Friederike, welche gewohnt war, ihre Ausgaben genau nach der Einnahme zu richten und keine Zahlung zu verschieben, blieb

das Bewußtsein „Wir haben Schulden" ein Gräuel und mit hohem Genügen meldete sie brieflich der Nichte Nanny, daß am 1. Januar der letzte Kreuzer abbezahlt worden und trotz Beschaffung vieler erfreulichen Dinge noch so und so viel geblieben sei. „Und jetzt," sagte Friebel zu mir, „jetzt müssen wir auch anfangen etwas zurückzulegen." „So etwas, glaub' ich, war ihm bis dahin noch niemals in den Sinn gekommen," hat Friebel nachträglich gemeint, „aber es war ihm recht." Ja freilich war es mir recht. Daß ein Ehemann anders sich einzurichten habe als ein Junggesell, das begriff ich. Manche Uebertreibung in den laufenden Ausgaben, wegen deren meine Schwester sich gegrämt, aber nichts über mich vermocht hatte, wurde abgestellt, denn meiner Frau gestand ich gern das Recht der Einrede zu und sie wußte Alles so gut zu ordnen, daß ich mehr und mehr die ganze Sorge für das Vermögen ihr überließ, mehr nämlich als ihr selber lieb war.

Unser Sehnen ging danach, wenig in die Welt zu gehen, zum mindesten die rauschenden Vergnügungen zu meiden;[1]) einer schönen Geselligkeit im kleineren Maßstab wollten wir uns nicht entziehen. Bot auch in jener Epoche unser Kreis noch nicht den Reichthum an geistigen Größen, welchen ihm nachmals die Universität und Künstlerschaft

---

[1]) Anm. d. Schreib. Friederike schreibt im November von R., daß er nunmehr fast alle Zeit, die er zu Hause sei, in ihrem an Behagen sehr bereicherten Zimmer zubringe, „wodurch es zwar nicht an Aufgeräumtsein gewinnt, weil's Männle eine Menge Akten, Papiere, Bücher, Landkarten und mehr dergleichen herum aussäet, dagegen ich stündlich Ausjätungen anzustellen habe, damit dieß gelehrte Unkraut den Garten meiner frauenzimmerlichen behaglichen Nettigkeit nicht überwachse; aber den lieben Männi so viel zu besitzen ist ein so reicher Gewinn, daß ich mir's unter Brummen und Schmälen dennoch ganz gern gefallen lasse."

zugeführt — selbst Cornelius lebte ja nur erst einen Theil des Jahres in München — so besaß er doch im Einzelnen höchst erfreuliche und anziehende Elemente. Zu unseren Getreuesten gehörte, trotzdem er leider den christlichen Glauben verloren hatte, mein oberpfälzischer Landsmann Karl Hofmann aus Ensdorf,[1]) dessen umfassender Geist ihm — bei längerem Leben als ihm beschieden war — eine bedeutende Laufbahn verhieß. Ueberbürdet mit Arbeit fand er bei uns geistige Erquickung und Erholung. Karl von Obercamp, der wohlgesinnte, scharfsichtige und so gelehrte Mann, daß ihn seine Bekannten wie ein Lexikon in allen Zweigen des Wissens zu Rath zogen, weilte dazumal in München und gleich ihm befreundete sich uns sein Würzburger Jugend-Genosse, der wackere, geist- und gemüthvolle Hauptmann Anton Seyfried. Nebst diesem und Anderen besuchte uns Karl Maria v. Aretin, der treffliche Historiker und aktive Begründer des Nationalmuseums. Um jene Zeit liefen Wilhelm v. Freyberg und seine liebenswürdige und geniale Elektrine nach vielen Stürmen, wovon ich schon im zweiten Kapitel Erwähnung gethan, endlich ein in den Hafen der Ehe, und der jungberühmt aus Brasilien zurückgekehrte Reisende und Botaniker Karl Martius, der unter geistvollen Erzählungen uns in seinem Reiche des botanischen Gartens umherzuführen pflegte, säumte nicht allzulang, mit dem schönen und trefflichen Freifräulein Franziska v. Stengel ein Haus zu gründen, das gleich dem Freyberg'schen uns in langjähriger Freundschaftt verbunden geblieben.

Unter den Jugendfreundinen meiner Friedel ist die gute, durch Schönheit und würdevolle Grazie ausgezeichnete

---

[1]) Dem Geburtsort jenes Benediktiners, welcher den astronomischen Thurm zu Kremsmünster gebaut hat.

Therese v. Schilcher in einem Bleistiftporträt von Cornelius, das er Friedel schenkte, verewigt worden.[1])

Vielleicht war es damals, daß der junge und begabte Jurist Ernst v. Moy, Sohn eines französischen Emigranten und selber mit aller Lebhaftigkeit seiner väterlichen Ahnen ausgestattet, ich weiß nicht mehr in wessen Gesellschaft zu mir kam. Der Aufklärung zugewandt, fühlte der Jüngling sich betroffen von meinen Aeußerungen über Philosophie und Christenthum; ich rieth ihm, St. Martin zu lesen, er that es und so begann in ihm die Wendung zurück zum christlichen, zum katholischen Glauben, in welchem er, ein treuer, warm und offen bekennender Sohn der Kirche, gelebt hat und gestorben ist.

Aus meinem Geburtsort Schwarzhofen befanden sich in München zwei Brüder Stephan, wovon der Jüngere, Johann Baptist, als blutjunges Bürschlein sich den Unterricht meiner Frau in den Regeln der feineren Lebensart gefallen ließ; und sicherlich waren sie ihm von Nutzen, als er, in's Militär getreten, vom bürgerlichen Unteroffizier sich durch Begabung und günstige Persönlichkeit je höher und höher schwang in einer Laufbahn, deren Glanzpunkt die von General und Divisions-Kommandirenden v. Stephan selbstständig im Augenblick der Nothwendigkeit beschlossene und durchgeführte Erstürmung der Höhen bei Fröschweiler zu Anfang des Krieges von 1870 geworden. Dr. Franz Jos. Stephan, der ältere Bruder (der in der Folge Leibarzt der Kaiserin von Brasilien gewesen), war zu jener Zeit noch angehender Mediziner, begleitete mich öfter in meiner Privatpraxis und besuchte meine Klinik. Da hat er mir denn kürzlich folgendes, von ihm

---

[1]) Anm. d. Schreib. Zwei andere Handzeichnungen von Cornelius, die Ringseis von ihm erhielt, stellen die Köpfe von Röschlaub und Konrad Eberhard dar.

miterlebte Geschichtchen in's Gedächtniß zurückgerufen. Auf meiner Abtheilung im Krankenhaus befand sich eine Weibsperson, Köchin, sehr hübsch, sehr heftig an Krämpfen leidend, wobei sogar Blut aus dem Munde trat. Keinerlei Mittel schlug an, bloß vorübergehend stillte das Magnetisiren die erschreckenden Erscheinungen; es wurde sowohl von mir als von meinem Assistenten angewendet. Die jungen Herren trugen großes Mitleid mit ihr. Mir aber fiel auf, daß die Krämpfe regelmäßig gerade zur Stunde der Klinik so heftig wurden. Als sie wieder in ihre Zuckungen verfiel, begehrte ich lateinisch eine Stecknadel und stach damit die „Bewußtlose" in die Wade. Ein Schreckensschrei der schönen Köchin machte plötzlich dem Jammerzustand ein Ende und ich jagte sie fort.

Im Januar 1823 fand der große Brand des Münchner Hoftheaters statt. Dank der trefflichen Baueinrichtung leerte das für die Oper „Die beiden Füchse" gefüllte Haus ohne Unglücksfall sich in wenigen Minuten;[1]) hingegen war durch Nachlässigkeit der große Wasserbehälter leer gestanden und gerade in jener Nacht die Kälte so grimmig, daß die bei den Bräuern mit siedendem Wasser gefüllten Eimer an der Brandstätte theilweis mit gefrorenem anlangten. Das Rettungswerk war dadurch ungemein erschwert und in der Aufregung ob dem Verlust und noch mehr ob der Gefahr für die nebenanliegende Residenz soll König Max gerufen haben: „Wenn die Münchner meine Residenz verbrennen lassen, so verlege ich meinen Wohnsitz in eine andere Stadt." Das Volk

[1]) Das Haus wurde ganz nach dem alten Plane wieder aufgebaut. Später aber hat man, um Sitzplätze zu gewinnen, jenen Gang aufgegeben, welcher, den Parterre-Raum in zwei Hälften theilend, vom Hintergrund bis zum Orchester lief und der raschen Leerung sehr förderlich war.

erzählte sich hinterdrein, in den Flammen habe man die Gestalten von Franziskanern schweben sehen; denn zum gerechten Aergernisse Vieler war das Haus zur Zeit der Säkularisation ob der Gruft des niedergerissenen Franziskanerklosters erbaut worden. — Die Helle, die der Brand verbreitete, war so groß, daß wir im Hof unserer Wohnung jede feinste Schrift zu lesen vermochten. Der Eindruck des Ereignisses war ein sehr erschütternder, an sich und durch den Schmerz, welchen der Verlust eines wirklich schönen Kunstwerkes und einer reichen Ausstattung zu künstlerischen Zwecken uns bereitete.[1])

Im Frühjahr 1823 erhielt ich eine starke Dosis jener Bitterkeit zu kosten, die der große Arzt kat exochen in die Mixtur des ärztlichen Standes zu träufeln für gut befunden hat.

Der Herzog Eugen von Leuchtenberg, der bekannte Sohn der Kaiserin Josephine (aus ihrer ersten Ehe mit dem Grafen v. Beauharnais) und Gemahl unserer bayerischen Prinzessin Auguste, war schwer erkrankt und da sein Leibarzt Hartz mit dem König eben in Dresden weilte, so berief man meinen Freund Dr. Fuchs und als Konsultirende den Professor an der landärztlichen Schule Dr. Grossi und mich. Wir fanden die Symptome des Blutdruckes durch Anhäufung oder Ergießung und vermutheten einen organischen Fehler im Gehirn. Es herrschte damals noch der Krankheitsgenius des Blutüberflusses; zudem war der Herzog ein kräftiger Mann,

[1]) „Wann wurde der Brand denn zuerst entdeckt?“ frug voll Erregung Friederike die nicht minder erregt aus dem brennenden Theater heimkehrende Frau eines in unserer Nachbarschaft wohnenden Bankiers. — „„Nu halt gerad wie die Sigl is kommen heraus im weißatlasnen Schleppkleid!““

der täglich eine Flasche Bordeaux genoß und in Egypten einmal einen Sturz vom Pferd auf den Kopf erlitten hatte. In Uebereinstimmung verordneten wir andauernd kalte Ueberschläge über den Kopf, Blutentziehungen und Ableitungen. Seit vier Tagen war der Kranke sprach- und bewußtlos gewesen, als ich in der vierten Nacht bei ihm wachte. Um zwei Uhr Morgens schlug er die Augen auf, sah mit klarem Blick auf eine nahestehende, auch die Tage anzeigende Stockuhr und sprach: „L'heure fatale est passée.“ Dieß bezog sich, wie mir später ist mitgetheilt worden, auf Unfälle, die zu verschiedenen Malen dem Herzog am nämlichen Jahrestag zugestoßen waren (zweite Hälfte April). Mit diesem Erwachen hatte eine Wendung stattgefunden, der Kranke behielt Bewußtsein und Sprache und stetig schritt die Besserung voran.

Daß einstweilen im Publikum allerhand irrige Nachrichten in Umlauf gesetzt wurden, konnte nicht verwundern; das geschieht ja bei Krankheiten hoher Herrschaften fast ausnahmslos. Sogar im herzoglichen Vorzimmer hörte ich in meine Ohren, wir hätten Trepanation vorgeschlagen; unsere Seele hatte nicht daran gedacht.

Sobald dem Kronprinzen Ludwig in Würzburg Nachricht von der Gefahr zugekommen war, hatte er mir folgende Zeilen durch Stafette gesandt:

„Sie kennen mein Vertrauen auf Ihre Geschicklichkeit und auf die Reinheit Ihres Gemüths, darum rede ich Ihnen offen, Ihnen meinen[1]) angelegensten Wunsch aussprechend, daß Sie, falls nicht entscheidende Gründe dagegen (nämlich von solcher Gewichtigkeit dem Gewissen), bewirken, daß der alte Habel, der Nestor der Münchener Aerzte, in der Krankheit meines Schwagers, des Herzogs von Leuchtenberg, beigezogen werde und das gleich und, wäre er von München abwesend, geholt werde, und daß Sie auch die anderen Aerzte dazu be-

[1]) Die drei nächsten gesperrten Worte je dreifach unterstrichen.

wegen möchten... Ich weiß, daß sie alle ausgezeichnete Aerzte sind, aber ein frisch dazu kommender, sogar ein minder geschickter, kann sehen was dem trefflichsten entging, und gar wenn derselbe so lange Erfahrung hat, dieses gilt in jeder Sache im Leben. Keinem Menschen sagen Sie, daß ich Ihnen dieses schrieb, auch den Aerzten nicht, wenn es nicht erforderlich, daß sie diesen Brief lesen, in welchem Fall aber auch diesen heiliges Stillschweigen auferlegt; denn wenn mein Schwager es erführe, möchte es ihn rühren, und wo Ruhe erforderlich, jede Erschütterung schädlich, ist es Rührung auch. Dieses gilt ebenfalls von meiner sicher angegriffenen Schwester.[1]) Gott mit Ihnen lieber Ringseis" ...

Sogleich nach Empfang dieses Briefes hatte auch ich eine Stafette an den Ammersee geschickt, wo Haeberl auf seinem Besitzthum weilte, und bat ihn unverzüglich zu erscheinen. Er kam den Morgen nach jener Wendung und der Herzog, ihn sogleich erkennend, begrüßte ihn mit einem freundlichen „Bon jour, Haeberl." „Nun, ich sehe ja, daß Alles schon gut steht," sagte der alte Herr, als wir ihm unseren ärztlichen Bericht erstatteten; gemeinsam verordneten wir auf seinen Vorschlag ein unbedeutendes Mittel (ein schwaches Infusum radic. valerianae) und setzten das erste günstiglautende Bulletin auf, das denn Haeberl mit unterzeichnete.

---

[1]) Diese Einschärfung ist bezeichnend für den Prinzen, wie er denn auch nach Eintritt der Besserung wiederholt: „Nur keine Gemüthsbewegung bei meinem Schwager, keine unangenehme und keine angenehme!" Er stund nämlich in Folge seiner deutschen Gesinnung mit dem Herzog auf keinem sehr verwandtschaftlichen Fuß. Es erhellt aber aus Obigem, wie ungerecht diejenigen gewesen, welche behaupteten, der Kronprinz hege wider seinen Schwager Todfeindschaft im Herzen, weil letzterer von Napoleon zum Nachfolger des Königs Max sei bestimmt gewesen. Wahr ist freilich, daß vor dem Sturze des Imperators sich angesehene Personen erfrecht hatten, bezüglich des Kronprinzen es auszusprechen: „Der kommt nicht auf den Thron." —

Am nämlichen Vormittag durchlief die ganze Stadt die Nachricht, kaum sei Medizinalrath v. Haeberl auf dem Platz gewesen und habe dem Herzog ein paar geschlachtete Tauben warm auf den Kopf legen lassen, so sei die Besserung eingetreten. Schon mit dieser Angabe war uns Uebrigen nicht nur die verdiente Ehre der Behandlung entzogen, sondern ein geradezu nachtheiliges Licht auf dieselbe geworfen. Aber der Strom der falschen Gerüchte schwoll immer breiter, bis ein alter adeliger Geck, der wahrlich nicht Ursache hatte, sich viel mausig zu machen, sich unterfing, in einem Tagblatt am 6. Mai in abgeschmackten französischen Versen der Welt zu verkündigen: Was Schwerter und Kartätschen nicht wider den tapferen Herzog vermocht, das hätte die Fakultät zu Stande gebracht, wenn nicht Minerva unter der Gestalt „d' Augusté" (d. i. der Herzogin) erschienen und „le bon Haberle" auf Aesculaps Befehl sein altes Manoir verlassen hätte . . .

Aerzte erwerben sich vielfach Lammsgeduld, aber dießmal ging sie uns aus. Grossi erklärte zwar nur, daß er jenes poetische Produkt nicht in wissenschaftlicher Hinsicht, also auch in keiner anderen seiner Aufmerksamkeit würdig finden könne; seine mit jener der Kollegen Fuchs und Ringseis ganz übereinstimmende Ansicht würde er sich getrauen, gegen jeden wissenschaftlichen Angriff zu vertheidigen, wäre der fragliche Fall, seinem erlauchten Gegenstande nach, nicht von so zarter Beschaffenheit, daß er sich der öffentlichen Verhandlung entziehe. Wir beiden Jüngeren aber heischten von Haeberl eine öffentliche Erklärung seiner Uebereinstimmung mit uns. Nun weiß der Himmel: hatte der alte Herr uns wirklich nicht so aus voller Ueberzeugung zugestimmt, wie es uns bedäuchte, oder beschlich ihn bei dem vielen Lob auf unsere Kosten eine kleine Schwäche, sich selber etwas vorzuspiegeln — unredlich

meinte er es gewiß nicht, aber seine Erklärung fiel so ausweichend und geschraubt aus, daß Fuchs eine von mir mitunterzeichnete Gegenerklärung schrieb, zu der er die Feder auch nicht in Honig tauchte. Abermals sprach Haeberl und erklärte dießmal mit Entschiedenheit und Schärfe, er sei weder in Diagnose noch Behandlung ganz unserer Ansicht gewesen, denn nicht einen organischen Fehler (in Gefäß und Blut) nehme er an, sondern nervöse Schwäche des Gehirns u. s. w. Jetzt natürlich war der Teufel vollends los. Nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich als dem Vaterland des Patienten wurde der Brei auseinandergetreten; aus Düsseldorf schrieb mir Freund Cornelius voll Beileid; er mochte wohl hoffen, daß ich den Spektakel nicht verschuldet habe, doch konnte er in der Ferne keine klare Anschauung gewinnen. König Max, dem die Sache begreiflicher Weise sehr lästig fiel, ließ uns sagen, er sei ja überzeugt, daß wir unsere Schuldigkeit gethan, wir möchten den leidigen Streit aber beruhen lassen um seinet- und des Herzogs willen. Aehnlich die Herzogin, ähnlich der Kronprinz. So mußten wir denn schweigen und knirschend alle die Ungerechtigkeit sammt Schimpf und Spott über uns ergehen lassen. Ein Glück, daß unser ärztlicher Ruf schon gegründet war; ein Anfänger hätte allen Kredit und seine Zukunft dabei einbüßen können.

Ein Jahr später starb der Herzog. Ich war eben wieder mit dem Kronprinzen in Italien, als ich durch Hartz die Nachricht erhielt zusammt dem Bemerken, der Sektionsbericht folge nach. „Nun will ich Ihnen sagen,“ sprach ich zu Baron Gumppenberg, „was man bei der Sektion wird gefunden haben: Blutanhäufung in den Gefäßen des Gehirns, darum große, vielleicht zwei- und dreifache Erweiterung derselben, vielleicht sogar Bluterguß,

vermuthlich noch andere krankhafte Veränderungen der Organe." Um sicher zu sein, daß er mich richtig verstanden, ließ ich mir von ihm meinen Ausspruch wiederholen. Der Bericht traf ein. „Bitte um die Freundlichkeit, Baron Gumppenberg, Sr. K. Hoheit mitzutheilen, was ich vorausgesagt." Der Baron wiederholt es, der Bericht wird eröffnet, verlesen; was zeigt er an?: Die dura mater (harte Hirnhaut) auf der äußern Fläche, stärker auf der innern, mehr als gewöhnlich geröthet, und mit dem Gehirne fester verbunden; die Substanz des Gehirns sehr compakt, auch röther als gewöhnlich. Im rechten Ventrikul (der Gehirnhöhlen) eine mäßige Ansammlung von Flüssigkeit; derselben Adergeflecht geröthet und mit sechs bis acht Hydatiden (Wasserblasen) von der Größe einer kleinen Erbse verbunden. Im linken Ventrikul bei 1½ Unzen Wasser, in dessen Adergeflecht eine Menge noch größerer Hydatiden. Die Sinus transversi, besonders der rechten Seite, strotzten wie angesogene Blutegel von schwarzem flüssigem Blute, welches die Menge einer halben Kaffeetasse betrug. Von den gestreiften Körpern (corpora striata) der rechte auffallend größer als der linke, und die durchlaufenden Gefäße größer und varikös ausgedehnt, so daß man sie mit der eingebrachten Sonde verfolgen konnte. U. s. w. Auch der vierte Ventrikel im kleinen Gehirn enthielt einiges Wasser.

Zehn Aerzte waren unterzeichnet, und Haeberl unter ihnen. „Das hätte ich nicht geglaubt," soll er gesagt haben, aber es half nichts, er mußte seinen Namen darunter setzen. Wir waren also gerechtfertigt vor den Wenigen, welche jenen Sektionsbericht zu lesen beliebten und genug ärztliches Begreifen hatten, um zu merken, was er für uns bedeute. Das große Publikum, das aktiven oder passiven Antheil an unserer Beschimpfung genommen, die

Blätter, die sie in die weite Welt trompetet hatten, merkten vielleicht gar nicht, was bewiesen war, oder kümmerten sich nicht ferner um Herstellung des wahren Sachverhalts, und wir wollten uns auch nicht mehr darum rühren. So sind die ärztlichen Geschicke, besonders an Höfen, so ist überhaupt der Lauf der Welt.

Eine ähnliche Erfahrung machte ich später in des Ober-Medizinalrathes v. Grossi eigener letzter Krankheit. In der Nacht vor dessen Tod war von den behandelnden Aerzten nur Breslau gegenwärtig; er fand, was wir Anderen ohne Zweifel gebilligt hätten, noch eine letzte Aderlässe nöthig und nahm sie selber vor. Nach des Kranken Tod ging durch das Publikum und die Blätter der Schrei, Breslau habe vergeblich gegen die „Bluthunde" protestirt; diese (namentlich Fuchs) wurden durch den Koth gezogen, Breslau hochgepriesen.

In den Briefen des Kronprinzen wechseln allerlei Aufträge, z. B. solche, die sich auf Wahl und Lebensgang der Walhalla-Erkornen beziehen, mit den laufenden an Freund Peter. Immer wiederholen sich die Grüße an den „lieben", den „großen Cornelius" ... „Dem rühmlich ausgezeichneten C., dem über alle nun Lebenden seines Kunstzweiges herrlich hervorragenden des Freundlichen viel." Dazwischen die Bemühungen, ihn ganz für München zu gewinnen.

„Bad Brückenau, 2. August 1822. Gestern Ihren Brief empfangen habend, schrieb ich bereits heute, es ist noch nicht sieben Uhr Morgens, an Graf Thürheim, eigenhändig, was ich fast nie zu thun pflege in meinen Briefen an ihn, auf daß er bewirke, daß Cornelius jetzt in unsere Dienste komme, von starken Gründen begleitet, auch legte ich Ihren Brief bei. Einen solchen Mann wie Cornelius bekommen wir nicht mehr. Was ist derselbe gesonnen zu thun in dem Fall,

daß dieses nicht zu Stand kommt trotz meiner triftigen Vorstellung?" . . .

„Würzburg, 4. September: Setzen Sie mich doch in Kenntniß dessen, was entschieden ist, ob Bayern den bedeutenden Erwerb gemacht hat, Cornelius ganz sein zu nennen, oder ob Preußen. Des Freundlichen viel dem großen Künstler wie Ihrer braven liebenswürdigen Frau."

Nicht unbedeutsam ist Folgendes vom 24. Dez. 1822:

„Ihr Vertrauen, lieber Ringseis, freute mich sehr, und schicke hiemit Cornelius Brief zurück, der sich irrt, wenn er glauben sollte, daß Klenze alles über mich vermag, ich könnte Beyspiele und Beyspiele anführen, wo ich gerade gegen dessen ausgesprochene Meynung Beschlüsse faßte und sie ausführen machte, und wenn er mir Jahre lang mit dem Gegentheil anlag; daß ich jedoch bei einem architektonischen Gegenstand eher dem Baumeister als dem Maler vertraue, ist natürlich, übrigens bin ich gegen niemand blind, auch gegen mich selbst nicht. ‚Recht sehr gebittet', nach Italien mit mir zu reisen, habe ich Klenze nicht, der sich gegen mich äußerte, daß sein Wunsch sei hinzugehen. Guter Cornelius, kennst du dich selbst? wie anders ist aus eigenem Antrieb Schüler fragen, ob nichts zu bessern, als von einem Fürsten ungefragt zu hören, was dieser meynt daß mangelhaft wäre. Von welchem Ministerium erwartet Cornelius Antwort, vom Bayerischen oder Preußischen, das möchte ich wissen und die Sache bald im Reinen haben, wissen woran ich bin, darauf dringen Sie. Dessen Meynung über mich zu vernehmen war mir recht angenehm, sie ist sehr günstig, aber kennt er mich? Er ahnet vielleicht nicht, was ich alles vorhabe . . . Ihre Briefe vom 29. November und 10. Dezember erhielt ich zu ihrer Zeit und bereits von Minister Zentner die Versicherung, daß wenn auch die Universität, N. N.[1]) nicht mit nach München kömmt. Nun Gott befohlen, und mit wiederholtem Dank für das Zutrauen Ihr Ihnen recht geneigter, vorzüglich geneigter Ludwig Kronprinz."

(Als Anhang): „Sein Urtheil von Anderen, ohne daß sie es wissen, zu vernehmen, ist lehrreich, soll dem Fürsten erwünscht sein. P. S. Schreiben Sie Cornelius, daß, wie der

[1]) Ein unwürdiger Charakter und sehr verbissen gehässiger Feind des Christenthums.

Carton Akteon darstellend fertig, er ihn nach München sende, damit Schlotthauer recht frühe beginnen kann, ihn al fresco auszuführen."

Und Würzburg, 3. Januar 1823: „Wenn ich daran denke, freut mich Ihr in mich gesetztes Vertrauen, Cornelius Brief mir mitgetheilt zu haben, sehr freut mich's. Daß sich doch derselbe endlich einmal bald entscheide! Lieber Ringseis, das ist die wahre Stimmung nicht, um so recht zu wirken bei uns, daß er mit Wehmuth daran denkt, sein Düsseldorfer Verhältniß zu verlassen, das Münchener mit — Abneigung betrachtet; freilich, zu läugnen ist es nicht, freiere Hand hat er dort" . . .

Dazwischen: „Wo befindet sich ein den Ruf gleichend zu sein genießendes Oelgemälde des berühmten Schusters Böhm? Gibt's auch ein solches, plastisches Urbildniß von ihm? und wo? Dieses Alles mir zur Nachricht." Ein andermal: „Mein Vergnügen drücke ich Ihnen über Jakob Böhm's Kupferstich aus, gehört er Ihnen? Wenn nicht, wie lang kann ich ihn behalten?"

Und wieder: „Erforschen Sie mir doch, lieber Ringseis, wo eine treue Abbildung und aus welchen Jahren, des obgleich im Greisenalter immer doch zu früh gestorbenen Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg sich befindet; zu erfahren wo eine gleichende plastische, wäre freylich am liebsten Ihrem Ihnen recht gewogenen L. Kr." Als N. S. „Keine Zeit verloren, gleich nachgefragt, desgleichen ob keine gute Lebensbeschreibung erschienen dieses wenn nicht vielverkannten, aber schwerverläumdeten ruhmvollen Mannes."

Dann: „Ich wünsche, daß Sie nach dem Namen des Geburtsortes (nah) der Böhmischen Grenze Ihres Oberpfälzischen Landsmanns Gluck, dessen Opern-Chor unerreicht blieb, (sich) sorgsam erkundigen möchten. Sein Geburtsjahr ist das 1714te." Ferner: „In dem mir von Ihnen geliehenen Werk des seit wenigen Jahren verstorbenen Joh. Georg Müllers (des großen Geschichtschreibers Bruder) lese ich: ‚Einer meiner Freunde besitzt ein Bild von ihm (Zinzendorf) in Lebensgröße von Kupezky oder einem seiner Schüler gemalt, das etwa aus seinen dreißiger Jahren sein möchte, es zeichnet sich vor allen gestochenen Portraits sehr vortheilhaft aus und zeigt eine der schönsten liebenswürdigsten Mannspersonen.' Wo sich nun dieses Bild befindet,

dieses trachten Sie durch Bekannte oder deren Bekannte ausfindig zu machen, nicht geruht, bis es entdeckt ... Sie fragen C. ob es sicher, daß auf jenem den H. Erasmus enthaltenden (Gemälde?) Hemmelings Bildniß sich wirklich befinde, woher man's weiß, ob es dem im Brügger Johannes-Hospital gleicht, das für das seine, mündlicher Ueberlieferung nach gehalten wird." „Wenn Sie mir leihend Thomas von Kempen Lebensbeschreibung, falls es eine gibt, bald schicken, erweisen Sie einen Gefallen Ihrem Ihnen vorzüglich geneigten ..."

Und wo ein Gewünschtes nicht eintrifft, da mahnt er; ebenso dankt er herzlich für Empfangenes, behält sich vor, das, was er zurückerstattet, nochmal zu entlehnen, fragt aber genau nach des Besitzers Absicht, kurz, drückt jeder Frage, jedem Auftrag, jeder Abmachung den ihm eigenen Stempel auf, nämlich des thatkräftigen Vorwärtsbringens seiner Pläne, aber unter der Hut strenger Gewissenhaftigkeit, niemals das Recht eines Besitzenden u. s. w. zu verletzen.

März 23.: „Sie, mein Ringseis,[1]) besorgen mir, wenn thunlich, daß ich (nächsten Montag in München eintreffend wenn die Kronprinzessin noch zeitig genug dafür entbunden wird) folgenden Tags: L. Tiecks Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter ... geliehen bekommen kann und wenn nicht bereits dabei enthalten, die, so viel als uns bekannt geworden, Aufschlüsse aus dem Leben der sechs besten Minnesänger liefernden Bücher. Ferner Leben und Beurtheilung der Werke Eginhard's, Adam von Bremen, Lambrecht von Aschaffenburg, Aventin's und des Schweizers Tschudy, die alle Geschichtschreiber sind. Das kann Scheerer[2]) besorgen, denn Ihre Kranken und Ihre Arbeit soll keinen Schaden dadurch leiden. Sie wieder zu sehen freut sich sehr Ihr Ihnen sehr gewogener Ludwig, Krpr."

---

1) Anm. d. Schreib. Kurz zuvor schreibt er: „Danke, lieber, treuer Ringseis, für den Ausdruck Ihrer Gefühle. Sie sind ein Herzensmann."

2) Der Hof- und Staatsbibliothekar.

Bald darauf, 28. April 1823, trägt er mir auf:

„Wenn Sie Ludwig Tieck kennen, wünsche ich, daß Sie gleich demselben schrieben, damit er Ihnen (das ebenfalls gleich) den Namen der sechs von ihm als der Minnesänger vorzüglichste gehaltenen ausdrückte, sie nach der Größe ihres Werthes folgen lassend.“

Und da Tieck es mit dem „gleich“ sich nicht angelegen sein ließ, so mahnte der Kronprinz am 12. Juli:

„Schreiben Sie doch L. Tieck wiederholt, daß die bewußte Zahl Minnesänger, schlicht weg, nur ihrer Auszeichnung nach genannt (werden möge), also den größten zuerst u. s. w. — ich wünsche keine Abhandlung, — daß an ihn sich wäre gewandt worden, als den vorzüglichsten Kenner.“

Obschon ich aber Tieck, den ich allerdings nicht selber kannte, wiederholt die Sache an's Herz legte, so erhielt ich keine Antwort, auch nachdem Dr. Horner von hier einen das Anliegen betreffenden Brief von mir persönlich in seine Hände gegeben. Ich war ärgerlich, noch mehr war es der Kronprinz, es gingen wohl über zwei Jahre dahin, da trat eines Tages ein Herr bei mir ein mit jenem sanften Blick des schönen blauen Auges, der einst den ergrimmten Maler Müller gebändigt hatte, Ludwig Tieck stand vor mir. Er erklärte, jene gewünschte Antwort sei auch für ihn nicht so leicht zu geben gewesen, er habe, um eine solche Wahl und Anordnung zu treffen, wieder die wichtigsten Minnesänger durchgehen müssen u. s. w. Schließlich bat er mich, bei dem Kronprinzen ihm eine Audienz zu erwirken, um den Sachverhalt darlegen und sich entschuldigen zu dürfen. Am nächsten Morgen verfügte ich mich zu Sr. Kgl. Hoheit, welche mir das Recht ertheilt hatte, ungerufen bei Ihr mich zu melden, und obwohl Sie meinte, einen Brief hätte Tieck immerhin zu schreiben vermocht, so ward doch gleich für denselben Tag Audienz für den Dichter anberaumt, und der Geschmeidige wußte

seine Sache so anmuthig zu verfechten, daß ihm huldvoll vergeben ward.

Unter anderen jungen Künstlern war Maler Glink durch Cornelius zur Unterstützung empfohlen worden und zwar zu einer Reise nach Italien. Nach Schluß der Verhandlung schrieb der Kronprinz 8. August 1823:

„Vor einiger Zeit, lieber Ringseis, empfing ich vom 26. Juli Ihren Brief und gebe Ihnen hiemit den Auftrag, wenn jetzt der junge Maler Klink[1]) nach Rom mit königlichem Stipendium reist, demselben von mir 250 fl. zahlen zu lassen, oder was besser ist, nur so viel auf die Hand baar, als er nothwendig hat; als Kreditbrief auf verschiedene Städte des Weges das übrige angewiesen; nebst dem damit er nicht — oder doch nicht arg — geprellt werde, machen Sie, daß er von Einem, der mit Vetturino bereits gereist ist, Verhaltungsmaßregeln bekomme. Auf daß Klink nicht durch mich aufgehalten werde, schließe ich hiemit die Weisung an Staatskassier v. Ertl ein, obige Summe von meinem Gelde auszustellen; was davon baar, auf welche Weise in Kreditiv, darüber benehmen Sie Sich oder lassen Sich benehmen mit Herrn v. Ertl; Cornelius aber lasse ich sagen, daß ich diese Unterstützung auf seine Empfehlung gebe." Und in der Nachschrift: „Ich halte für besser, wenn der noch nie in Italien gewesene nicht im August, alswo die Hitze gar heftig ist, sondern erst gegen Ende September, oder mit Anfang dessen zweiter Hälfte dahin abgehe und früher soll Klink das Geld nicht empfangen, denn ich will nicht Schuld sein, daß ich durch dieses (ihn) der Fiebergefahr ausgesetzt habe. Recht bald einige Zeilen von Ihnen."

Glink sollte, wie wir bald hören werden, in bester Hut seine Reise antreten; obigen bezeichnenden Zug von des Kronprinzen eingehend gewissenhafter Sorgfalt aber wollte ich nicht unerwähnt lassen. Aehnlich heißt es unterm 15. Juni 1823:

„Da wie Sie schreiben, Schlotthauer von Zeit zu Zeit, öfters, braucht Erholungen zu haben, so sagen Sie ihm ja,

[1]) Soll heißen Glink.

daß ich nicht nur nichts dagegen hätte, sondern dringend wünsche, daß er, um seine Gesundheit zu erhalten, aussetze mit der Glyptothek al fresco Arbeit; Menschenpflicht und Kunstliebe heischen es.“ [1])

Einstweilen war das Vorhaben einer abermaligen Reise nach Italien neu aufgenommen, und im Juni 1823 schrieb er mir:

„Unter ärztlichen Händen befinde ich mich, doch hat es nichts zu bedeuten und desto gesunder wird's mit dem herzlichen Ringseis, sehr wahrscheinlich nächsten Herbst über die Alpen und die Appeninen und über's Meer gehen, mich wohl fast ausschließlich theilend zwischen Rom und Palermo, also zwischen Kunst und Natur. Wie viel Zeit vor deren Beginn (die, wenn sie stattfindet, wenige Tage nach des Königs Namensfest angetreten werden wird) wünschen Sie zu wissen, ob sie zu Stande kommt? Cornelius ist doch alsdann ... noch in München? Schon vor geraumer Zeit habe ich mir einiges bemerkt, um darüber des großen Meisters Ansicht zu vernehmen; wie sehr freue ich mich, seinen Carton und das was er gemalt haben wird, zu sehen“ ... Und am 12. Juli: „Sie können Ihre Einrichtung treffen zum Aufbruch wenig Tage nach dem Maximiliansfeste, nach den Alpen, jedoch ohne außer Ihrer Frau und Freund Cornelius, auf deren Verschwiegenheit ich zähle, sonst aber auch niemand davon zu sagen, bis ich es Ihnen nicht schreibe.“

In einem Brief vom 25. Juni ertheilte er durch mich ausführlichen Auftrag an Bildhauer Haller, die Brustbilder von Cornelius und Klenze in Gyps zu ver-

[1]) Originell in dieser Richtung ist folgendes Geschichtchen, das mir aus ächter Quelle mitgetheilt worden: In einem Hause, das sich öfter des Besuches von Ludwig I. erfreute, zog man sich einst bei solchem Anlaß das Mißfallen des Allergnädigsten zu und er schied in allerungnädigster Stimmung. Schon hatte er die Gasse betreten, als er umkehrte, anläutete und zur geöffneten Hausthüre hineinrief: „Jetzt kein Wasser trinken, es ist ungesund, in den Verdruß hineinzutrinken.“ Fort war er wieder. — Für den, welcher Ludwig I. gekannt hat, ist das Geschichtchen vollkommen glaubhaft.

fertigen, damit sie im Fall des Gelingens später in Marmor ausgeführt würden; nachdem mit gewohnter Umsicht und Bündigkeit das Geschäftliche besprochen worden, heißt es:

„Klenzen werde nichts von dieser Bestellung (weder von Cornelius noch seiner) geschrieben, wozu Sie die geeigneten Maßregeln ergreifen werden. Es soll bei seiner Rückkehr ihm eine Ueberraschung abgeben. Schön wird sich's ausnehmen, wenn in die Glyptothek-Sammlung tretend die Blicke zuerst auf die Bildnisse ihrer beiden Künstler fallen, auf den, der sie gebaut, auf den, der ihr Inneres verherrlicht. Daß sie hermenartig, gewandlos zu werden haben, solches bemerken Sie Hallern."

Am 21. September aus Würzburg: „Cornelius Gedanke, ein Transparent-Gemälde im Römersaale für des Kronprinzen von Preußen Ankunft zu verfertigen, theilte mir derselbe zu seiner Zeit mit und bekam die Antwort, daß es mir recht sei, wenn die Malerei al fresco der Glyptothek keine Verzögerung dadurch erleidet. Nachträglich sagen Sie ihm nun von mir, daß wenn in diesem Falle es stattfinde, er es doch nur allein auf den Kronprinzen von Preußen beziehen soll, nämlich das Lob, denn obgleich ich es nicht veranstalte, ist es doch in einem mir gehörigen Gebäude, und so würde es einen gar zu eitlen Schein auf mich werfen; demnach wenngleich etwa Lob für mich ausgedrückt wäre, wünsche ich recht sehr, daß Cornelius solches ändere. Viel Freundliches dem großen Künstler von Ihrem Ihnen sehr gewogenen Ludwig, Krpr."

„Würzburg, 3. Oktober 23. So bin ich denn schon wieder unter den Händen der hochlöblichen Fakultät, heute ist es der siebente Tag, daß ich von der Gelbsucht befallen bin, ein vermaledeites Uebel, ich habe sie stark, da es aber nicht die schwarze ist, ich auch fieberfrei mich befinde, hat es nichts zu sagen. Aber meine schöne Vorhaben, zum Oktober-Volksfest zu kommen, zehn Tage in München zuzubringen, in der Gesellschaft des lieben Kronprinzen von Preußen (den ich so lange schon zum Schwager zu haben wünschte), dieses alles ist nun vereitelt. Drücken Sie doch ja, wo Sie's am rechten Orte finden, mein lebhaftes Bedauern aus und daß ich nach ärztlicher Vorschrift handle, meine Ankunft in München so verspätend, daß ich den 12. nicht da sein darf, daß ich nicht nach Tegern-

see gehe, und bereits am 18. dieses Morgens die Hauptstadt wieder verlasse, nach dem Süden eilend. Euch gewaltigen Herren muß man ja gehorchen. Lassen Sie doch gleich Cornelius und Klenze obiges wissen, desgleichen daß ich in München den 15. Nachmittags oder Abends anlangen werde. Mein Vergnügen, unserem großen Künstler über das drücken Sie aus, was Sie mir zu seiner Zeit geschrieben, daß er Hallern[1]) uns nicht entziehen will, es wäre ein recht empfindlicher Verlust gewesen. Gleichfalls Cornelius, daß wegen meiner gar zu geengten Zeit er das Transparent nicht hinausschieben soll; Frage bliebe überdieß, ob man sie herausfände, dann ob ich der Nachtluft mich aussetzen dürfte. Muß ich ja ohnehin so viel entbehren! Ihre liebenswürdige Ehehälfte wird meine Selbsucht nicht verwünschen, denn ihr verdankt sie (um so viel) länger den Besitz ihres Muckel. Nun leben Sie wohl, mein Ringseis, mein lieber Ringseis. Ludwig, Kronprinz."

Nachschrift: „Cornelius Brustbild lasse ich vorsätzlich ganz wie die für Walhalla verfertigen, damit es einstens hinein kann, doch so etwas verspreche ich nicht, das wäre meinen Grundsätzen entgegen, aber das glaube ich sagen zu können, daß Cornelius nicht glaubt, welch hohe Meinung ich von ihm habe."

Also gut, ich sollte und wollte wieder nach Italien, und meine Friedel sollte auch dahin. Was oben der Kronprinz vom längeren Besitz ihres Muckel sagt, bezog sich nur darauf, daß sie ja nicht in meiner Gesellschaft reisen konnte; in Rom hofften wir uns zu treffen und eine Weile wenigstens die Herrlichkeiten gemeinsam zu genießen. Zu Anfang des Jahres hatte der Gnädigste einen Brief geschlossen mit den Worten:

„Daß an dieses Jahres Ende ein Ringseis mehr auf Erden weile, wünscht Johann Nepomuks sehr gewogener Ludwig, Kr."

Der Wunsch hatte sich nicht erfüllt, noch auch (zu unser Beider Herzeleid) waren uns Hoffnungen bescheert; so lag von dieser Seite kein Hinderniß im Weg. Fräulein Regine Vonderthann, eine junge Freundin meiner

1) Den Bildhauer.

Frau, zeigte Lust, die Zeit der Abwesenheit ihres Bräutigams, des Dr. Horner, durch eine so schöne Reise auszufüllen und bot ihren Wagen an, während ein Münchener Kutscher, Namens Raffler, den aber die italienischen Paßbeamten als Don Raffaele behandelten, Führung und Pferde lieferte. Als Theilnehmer und Schützer fanden sich ein uns bekannter dänischer Kunst- und Alterthumsforscher Dr. Hoyen und der oben erwähnte junge Maler Glink, der aber freilich in Ansehung seiner Sprach-Unkenntniß und seiner Unerfahrenheit eben so schutzbedürftig wie schutzverleihend erschien.

Als ich denn am 18. Oktober früh halb 4 Uhr reisefertig zur Residenz enteilte, ließ ich meine Friedel in etwa gleicher Reisefertigkeit zurück, denn noch am selben Vormittag umgaben unter freundlichen Abschiedsgrüßen Graf Seinsheim, welcher den Prinzen erst später einholen sollte, Therese v. Schilcher und ein Landsmann von mir, der in unserer Abwesenheit ob unseren Schätzen in der Wohnung lagern und wachen wollte, den Reisewagen, in welchem voll Reisefreudigkeit meine Getreue und ihre Genossen in langsameren Tagfahrten uns, den rascher in Extrapost Voraneilenden, über die Alpen nachfolgten in's hesperische Land.





Elftes Kapitel.

Dritte Reise nach Italien. 1823—1824.

Ein Vorwort.

Gott hat es also gefügt, daß kurz nach Erscheinen meines Heirathskapitels in diesen Blättern [1]) meine Friedel nach langer Alterskrankheit und schließlich mehrjähriger Umnachtung des einst so reichen Geistes von mir genommen worden, am 2. Oktober verflossenen Jahres (1877). Meinen halberblindeten Augen war es nicht mehr beschieden, ihr geliebtes Angesicht zu schauen, das nach Bericht der Umgebung in unaussprechlicher Schönheit des Ausdruckes wie der Züge, leidensmüd und leidensverklärt, beinah lächelnd im Todesschlummer ruhte. Meine Seele aber labt sich an der Hoffnung, die innigst Geliebte in unverwelklicher Schönheit wieder zu begrüßen. — Indessen finde ich in jener eigenthümlichen Fügung eine besondere Berechtigung, jeden theilnehmenden Leser dieser Gedenkblätter um ein frommes Memento für die theuere Dahingeschiedene zu bitten.

1. In Rom.

Die St. Paulsbasilika; Persönlichkeiten; das collegium germanicum. Friederikens An- und Unterkunft; kleine Erlebnisse. R.'s Abreise nach Sicilien und Friederikens Berichte.

In Rom, wo ich mit dem Kronprinzen noch im Oktober anlangte, (um die Kleinigkeit von etwa 20 Tagen früher

[1]) Den historisch-politischen.

als meine „Lohnrößler“) — in Rom hatte sich in der Zwischenzeit mancherlei verändert. Der edle, milde und in seiner demüthigen Standhaftigkeit so ruhmreiche Pius VII. war im September 1823 von hinnen geschieden, ohne mehr den Verlust zu erfahren, den wenige Tage vorher die ewige Stadt durch den Brand der herrlichen Basilika St. Paul vor den Thoren erlitten hatte — Allen, welche dieselbe vor der Zerstörung gekannt, zum unvergänglichen Leidwesen. Ich besitze von derselben ein werthes Andenken: Etlichen Schlacken der Brandstätte entragt ein aus dem Erz der geschmolzenen Pforten gegossenes Kreuzchen, worauf die Inschrift eingegraben steht: In hoc signo vinces. Der neuerwählte Papst Leo XII. hatte es einer ihm befreundeten Fürstin von Hohenlohe geschenkt und diese verehrte es mir, ihrem Arzte. Sie bewog auch den Papst, in seinen bedeutenden körperlichen Leiden mich zu Rath zu ziehen, aber als er mich wollte rufen lassen, da war ich eben mit dem Kronprinzen nach Neapel und Palermo abgereist und so unterblieb es gänzlich.[1])

Niebuhr war im Urlaub aus Rom geschieden, worauf, seinem Begehr entsprechend, die Entlassung vom Gesandtschaftsposten folgte. Bei meinem alten Bekannten, dem Legationsrath Bunsen, der bald darauf an Niebuhr's

---

[1]) Bei meinem letzten Abgang aus Rom hat mir die Fürstin für ein von ihr begünstigtes Frauenkloster in Deutschland das auseinandergelegte Gebein eines heiligen Leibes mitgegeben. Wie die guten Nonnen mit der Zusammensetzung zurechtgekommen, ob es ihnen nicht ein wenig ergangen wie St. Peters unberufenem Nachahmer im Märchen, das weiß ich nicht. Die Sache fiel mir kürzlich ein, als ein berühmter Kollega von mir in seiner anatomischen Genauigkeit Aergerniß genommen an den Backenzähnen, womit an irgend einem heiligen Leib die Kinnlade vorn sich ausgestattet zeigte. Er witterte frommen Betrug. Der Irrthum ist aber an einem ächten heiligen Leib so denkbar als an einem unterschobenen.

Stelle trat, ward ich sehr freundlich aufgenommen. Die vielerlei Güte und gefällige Aufmerksamkeit, die er und seine vortreffliche Gemahlin, geb. Miß Waddington aus England, mir und meiner Friedel sammt Gefährtin erwiesen haben, behielten wir dankbar in steter Erinnerung, so weit auch leider Bunsen's Wege und Gesinnungen seitdem von den meinigen sich getrennt haben.[1])

Zu unserer beiderseitigen Freude traf ich in Rom Christian Brentano, wohlgemerkt, nicht Clemens,

---

[1]) Anm. d. Schreib. Obschon Ringseis durch Bunsen's Verhalten in der Kölnersache schmerzlich verletzt gewesen und seinen Glauben an die volle Lauterkeit von Bunsen's Charakter erschüttert fand, so äußerte er einmal in seinen letzten Jahren: „Bunsen ist vielleicht von katholischer Seite hie und da zu streng beurtheilt worden. Allerdings hat er sich große Blößen gegeben und war rationalistisch gestreift; meines Wissens aber hat er den Boden positiven Glaubens nie ganz verlassen. Wie Schelling und Schubert träumte er von einer Zukunfts-Kirche, ja er hoffte, selber sie zu gründen; hiemit hingen die Einführung des preußisch-englischen Bisthums in Jerusalem und später seine Theilnahme an der Evangelical Alliance zusammen." — In der That sehen wir aus dem sehr lesenswerthen Lebensbild der Freifrau v. Bunsen (zusammengestellt aus ihren Briefen von Augustus Hare, deutsch von H. Tharau, bei Perthes, Gotha 1881), daß ihr Gemahl im Glauben an Christus entschlafen ist. Wenn er dabei in der schier unvermeidlich gewordenen Rechthaberei den Glauben allein betonte, so ändert dieß nichts an der Thatsache.

Wiederum erzählte R.: „Bunsen ist nicht nur gegen mich und meine Frau, sondern überhaupt gegen die Deutschen in Rom immer gefällig gewesen, so unter Anderem gegen Ernst v. Lasaulx. Als er später in starken Artikeln der hist. pol. Bl., welche ihn empfindlich verletzten, Lasaulx's Feder zu erkennen glaubte, bat er Cornelius, Lasaulx an jene Freundlichkeiten zu erinnern. C. wollte den Auftrag an mich weiter geben, ich lehnte ab, denn ich wußte den wirklichen Verfasser, welcher mir bekannt hatte, gewisse Punkte, womit er Bunsen so bös getroffen, habe er nur richtig errathen." —

welcher, trotz allem was man davon gefabelt hat, niemals in Rom gewesen ist.[1]) Christian, unter ganz anderen Bedingungen die ewige Stadt betretend und unter völlig verschiedenen Eindrücken sie genießend, als bis da-

---

Indeß können wir nicht umhin, beispielshalber einen Beleg beizufügen für die unglaublich behagliche Leichtigkeit, womit ein Mann wie Bunsen über Katholisches aburtheilt. Im erwähnten Lebensbild erfahren wir:

„Am 4. Nov., dem Fest des hl. Karlo Borromeo, den Bunsen als ‚den ehrwürdigsten aller modernen Heiligen und überhaupt als den anständigsten unter ihnen' beschreibt" u. s. w.

Es wäre wissenswürdig, was Herr v. B. an einem Franz v. Sales, einem Vincenz v. Paul, einem Franz Xaver, Franz Solanus, Peter Claver u. s. w. u. s. w. minder „Anständiges" gefunden.

(Ueber Frau v. Bunsen siehe Beilage 2 zum 11. Kapitel).

[1]) In jüngster Zeit hat Ernst Förster in seinem vielfach sehr verdienstlichen Gedenkbuch über Peter Cornelius ohne unser Wissen und Zustimmen einen Brief meiner Frau vom 24. Dez. 1823 an den Künstler veröffentlicht, worin mehrmals von Brentano als in Rom mitanwesend die Rede ist. Möglich, daß meine Frau die Taufnamen verwechselte, vielleicht aber hat der Herausgeber die Initiale C. mißdeutet und falsch ergänzt; denn er setzt immer Clemens anstatt Christian. Ob meine Frau am 24. Dezember Christian schon persönlich gesehen hatte, weiß ich nicht, da ich schon am 30. November mit dem Kronprinzen Rom verließ; keinenfalls kannte sie ihn näher; und es mochte ihr wie vielen Anderen die Brentano'sche Originalität befremdlich sein; dazu vielleicht eine kleine Empfindlichkeit zu Gunsten ihres Gatten wegen des oben im Text zu erwähnenden, vor ihrer Ankunft vorgefallenen Streites über Rom; kurz, sie erzählt leichthin plaudernd, wie's unter Freunden geschieht, und nicht ohne Behagen ein über Chr. von irgend einem Witzbold in Umlauf gesetztes Geschichtchen, das sich dann als durchaus erfunden zeigte. Als sie Christian näher kennen lernte, gewann sie ihn herzlich lieb, fand großes Gefallen an seinen interessanten Gesprächen, und sicherlich hätte sie nie genehmigt, daß obiger Brief veröffentlicht werde. Leider hat der Herausgeber auch im zweiten Theil seines Werkes keine genügende Berichtigung gebracht.

hin mir zu Theil geworden, war von Vielem dortselbst höchlich eingenommen und erbaut und so geriethen wir einmal bei Overbeck in ziemlich heftigen Streit über Römer und römische Zustände. Overbeck stimmte theilweise mir, theilweise Christian zu, wogegen O.'s Frau ganz und übertrieben auf Seite des Letzteren stand. Mochte Christian immerhin Manches zu günstig betrachten, so mußte ich doch nachträglich mir gestehen, daß er, der wie sein Bruder Clemens in merkwürdiger Weise Scharfblick mit Tiefblick verband, obendrein Gelehrsamkeit und zwar auch theologische besaß, — in seinem Urtheile vielfach den richtigen Standpunkt eingenommen, von welchem ich bis dahin nur allzu oft durch eigene mitgebrachte und durch fremde Vorurtheile, besonders von Akatholiken mich hatte hinwegdrängen lassen.

Seit den Tagen der französischen Invasion war die herrliche Stiftung des hl. Ignatius, das Kollegium Germanicum, von Seite der Deutschen, also derjenigen, für welche er es gegründet hatte, völlig unbenützt geblieben. Da war es Brentano, der sich das zu Herzen nahm und mit großer Lebhaftigkeit mir sein Bedauern darüber aussprach, damit ich es an den Kronprinzen brächte. Auch dieser fing, sobald ich ihm davon gesprochen, lebendig Feuer und beauftragte unseren Gesandten Card. Häffelin zu einleitenden Schritten. Ich meine, mit Card. Consalvi seien, obschon er nicht mehr Staatssekretär war, die ersten Verhandlungen gepflogen worden, und hocherfreut habe er Seiner Heiligkeit davon Kunde gegeben. Wirklich kam durch des Kronprinzen Vermittlung die Sache bald in's Reine und die ersten Deutschen, die wieder in's Kollegium eintraten, waren meines Wissens zwei Söhne eines Münchner Webers und Graf August v. Reisach, der nachmalige Bischof von Eichstädt, dann Erzbischof von München-Freising und schließlich Kardinal.

Der Ankunft meiner Friedel sah ich mit Sehnsucht entgegen. Schon auf der Reise, während wir voraneilten, waren meine Gedanken viel zu ihr zurückgeflogen, theils im vergeblichen Wunsche, daß wir zusammen fahren, schauen, genießen könnten, theils in freudiger, die Tage nachrechnender Theilnahme, wie sie, die so warm für Kunst und Natur Empfindende, jetzt die Alpen, jetzt die ersten italienischen Städte und Landschaften durchwandre und welche Freuden ihr dabei erblühen. Wo es anging, ließ ich kleine schriftliche Botschaften, im Hausraum gekritzelt, für sie zurück, durch Bekannte, durch Wirthsleute u. s. w.[1]) — uneigennützig genug, denn mich konnte schwerlich vor Rom eine Nachricht von ihr ereilen.

Einschaltung der Schreiberin. Dafür grüßt Friederikens Tagbuch oftmals in kurzen, kräftigen Erinnerungen den „lieben Guten", den „Seelenguten", die „Seele so krystallen rein", den „trotz glühender Phantasie so Verständigen, so ruhig Klaren" — letzteres, wenn der zwar recht wackere und gutherzige, zugleich belehrend geistvolle Hoyen in nervöser Reizbarkeit sich in den Wirthshäusern u. s. w. als ungenügsam und schwer zu befriedigen zeigt. Sie gedenkt, wie viele Steine ihr R. schon am ersten Tag werde gespalten haben, jubelt, wenn ihr unerwartet ein herzlich anmuthiges Briefchen des dreifach Lieben entgegenfliegt, dankt ihm im Geiste, daß er die herrliche Reise ihr gestattet, freut sich aber, je näher sie rückt, je mehr auf Rom.

Auch sonst enthalten Tagbuch und Briefe Friederikens allerhand hübsche Züge und Einfälle; — so wenn sie gutlaunig berichtet, wie Herr Raffler, der Kutscher, „drauf losraffelt", er, der schon viermal in Italien gewesen, noch immer die Kunst des Reisens nicht versteht und doch vorzüglich zu diesem Beruf sich erlesen wähnt, oder wenn sie das kunstreich geflochtene und verstoppte Flick- und Netzwerk an der Beinbekleidung ihres Gondoliers mit dem vermauerten Maßwerk gothischer Thürme vergleicht, oder den Musen zu ihrem Einzug in's Theater von Viterbo Reiterstiefeln wünscht. Hat sie im Appennin einmal über eine französisch geputzte Wirthin zu klagen, welche hochfrisirt auf dem Stuhle sitzt und ihre mit Korallenbändern geschmückten Arme müssig in den Schooß legt, während der Koch die zahlreich herum-

[1]) Siehe Beilage 1 zum 11. Kapitel.

streichenden Katzen an jeder der übelbereiteten Speisen verkosten läßt, so funkelt dafür in einer anderen Wirthsküche an den freilich vom Rauche pechschwarz gefärbten Wänden alles Zinn- und Kupfergeschirr in blanker Reinlichkeit, die Speisen munden, die Betten erquicken. Muß sie über Manches im Lande lächeln, über Manches die Achsel zucken, so fühlt sie dann wieder sehr wohlthuend sich berührt von der zuvorkommenden Dienstfertigkeit Einheimischer, deren Einer die Bitte, sich nicht länger zu bemühen, mit der Erinnerung erwidert, er sei elf Jahre in der Fremde gewesen und wisse wie werthvoll es sei, gefälligen Menschen zu begegnen. Entsetzt sie sich über die Bettler, welche ihre oft grausigen Gebresten (eine, wie es scheint, ohne Knocheninhalt schlapp herniederhangende Hand, ekelhafte Auswüchse u. s. w.) dem Fremden zudringlich unter die Augen halten, so vernimmt sie, da sie in Florenz eines Abends um eine Ecke biegend voll Ueberraschung acht schwarzvermummte Gestalten mit Fackeln begegnet, die geräuschlos eine verhüllte Tragbahre auf den Schultern bringen, — sie vernimmt, sagen wir, mit freudiger Ehrfurcht, was ebenso ehrfurchtsvoll ihr mitgetheilt wird von den herrlichen Leistungen der Bruderschaft della Misericordia.[1]) — Wir freuen uns mit ihr, wenn der Merkur des Gian Bologna so schwebend vor ihr aufsteigt, daß sie sich Glück wünscht, noch eben vor seinem Abflug eingetroffen zu sein, wenn sie den Mondschein auf einem Tyroler Wasserfall, die fremdartigen Natureindrücke des Südens oder heilige Schauer in herrlichen Kirchen, vor Titians Himmelfahrt Mariä u. s. w. mit rascher Feder andeutet, und lachen mit ihr, wenn sie die eigene und der Gefährtin Furcht vor den Räubern des Appennin in humoristischen Zeichnungen lustig hinwegspottet; überall athmet lebendig warme oder heitere Empfindung.

Am Tage, da sie ihr 32. Jahr vollendete, war es Friederike beschieden, in der ewigen Stadt einzutreffen. Von einer Anhöhe herab breitet sich in leichtem Morgenduft eine schöne weite Landschaft vor ihr aus, die fröhlichen Muthes zu Fuß dem aufwärtsklimmenden Wagen vorangeschritten ist; am Saum des Horizonts entdecken sich unbestimmte Formen einer Stadt mit mächtiger Kuppel; eine Ahnung durchzuckt sie, nicht voreilig will sie jauchzen und wendet sich an ein paar vorüberwandernde Männer von schöner Gestalt in ländlicher Tracht: — „Signori, come si chiama questa città?“ Im Ausdruck der Verwunderung und Würde antworten sie: „E Roma, Signora!“

---

[1]) Siehe Beilage 1 zum 11. Kap.

Und mit ausgebreiteten Armen und einem Sprung gegen den Wagen, wo die Reisegefährten in Schlummer hindufeln, schreit sie jubelnd: „E Roma, è Roma, è Roma!“ Nun strecken Alle die Köpfe heraus, nun schreien Alle: „Rom! Rom!“ Und aus Mänteln und Krägen sich loswickelnd arbeiten sie sich aus dem Wagen, um des ersehnten frohen Anblickes zu genießen. Noch eine letzte Geduldprobe, noch ein Anhalten zum Mittagessen, noch ein sich Einpacken in den Wagen, noch ein Weiterziehen, Hügel auf, Hügel ab, noch ein sich Neigen der Sonne, bis auf einmal die recht hellstrahlende Freudensonne ihr aufgeht und zwei Miglien vor Rom ihr Ringseis ihr entgegenkommt. Schluß der Einschaltung.

Mit beiden Bunsen und in ihrem Wagen war es, daß ich am 14. Nov. hinaus vor Porta del Popolo fuhr, wo meine Friedel sammt Gefährten mir erschien und wir mit tausend Freuden uns begrüßten. In der Nähe vom Palazzo Caffarelli, wo Bunsen wohnten, hatten dieselben für meine Erwarteten ein Quartier auf Monte Caprino, dem tarpejischen Felsen, ausgemittelt, wo nicht nur der herrlichste Blick links auf die Titusbäder, das Kolosseum, das Forum, die Kaiserpaläste, in der Ferne die Bäder des Caracalla, das Sabiner-Gebirge, Sta. Balbina und Sta. Sabina, rechts auf Trastevere und viele antike und moderne Bauten das Aug' entzückte, sondern auch die Nachbarschaft dem gütigen Ehepaar es ermöglichte, den zwei weiblichen Neulingen mit Rath und That auf vielerlei Weise beizuspringen. Die Frau des Malers Eggers, ebenfalls im Palazzo Caffarelli wohnend, hatte die Zimmer der beiden Frauen mit Blumen und Früchten geschmückt und so ward ihnen der Eintritt ein recht lieblicher.[1])

Ein Brief Friederikens nach München sagt:

„Am 15., also während wir noch mit Aus- und Einräumen beschäftigt waren, besuchten uns Klenze und der Hofmarschall, beide vortrefflich aussehend und sehr heiter. Nachdem wir in einer Trattorie gespeist hatten, machten wir Sr. H. dem Kron-

---

1) Siehe Beilage 2.

prinzen unsere Aufwartung. Ich habe den Prinzen seit vielen Jahren nie so gesund und herrlich aussehend gefunden, er ist voll Munterkeit und Freude. Gott erhalte ihn so; sein Leben ist aber auch so zweckmäßig und durchaus geregelt, daß Ringseis innig erfreut das Beste hofft. Er bewohnt ein schönes Haus auf Trinità di Monte und hat sich in den dritten Stock logirt, um die Aussicht recht zu genießen."

Vorläufig, d. h. bis zur Abreise des Kronprinzen nach Palermo, auf welche Stadt sich dießmal der Aufenthalt in Sizilien beschränken sollte, waren mir 16 Tage gegönnt, welche ich mehr oder minder meiner Friedel und ihrer Freundin widmen konnte. Die Abende und vielmals auch die Tage gab der Gnädigste mich frei, und trotz der Entfernung unserer Wohnung vom „Gaisberg", wie der Tarpejische nun harmlos genannt wird, ließ ich es nöthigenfalls mich nicht verdrießen, an Einem Tage dreimal dort zu erscheinen, um die Frauen mit Stadt und Menschen bekannt zu machen. Häufig geleiteten uns die an keine eigene Wirthschaft Gebundenen unter den Landsleuten, wo nicht zu den Merkwürdigkeiten, so doch zu den Trattorien,[1]) und selbstverständlich mußte die Gesellschaft auch bei Don Raffaelle de Anglada unter dem üblichen Genuß von Alice (Sardellen), von Oliven und spanischem Pfeffer die feierliche Weinprobe halten, wobei der Gnädigste nicht verschmähte, mein Gast beim fürstlichen Spanier Alicante zu sein. — Ein anderes Frühstück gab uns auf Ponte Rotto der Baurath Klenze, ein Versprechen lösend, das er auf der Hinreise gethan. Als wir nämlich eines Abends bei unfreundlicher Witterung müd und durchfroren in Terni angelangt waren und in den kalten Zimmern mit ihren Ziegelböden trübselig

---

1) Anm. der Schreib. Siehe Beilage 2. Auch in diesem Kapitel verweisen wir Verschiedenes, was früher in Anmerkung gestanden, unter die Beilagen.

umherstanden und saßen, da seufzte Klenze voll Mißmuth: „Ein paar Flaschen Aleatico wollt' ich Dem verehren, der heut mich zum Lachen brächte." Mir war selber nicht am behaglichsten zu Muth, aber jetzt fing ich Geschichtchen und Schwänke zu erzählen an, bald brach die Gesellschaft in Gelächter aus, der innere Frost und die Verstimmung waren gehoben, der Aleatico folgte nach in Rom.

Bei einer Mahlzeit, zu welcher ein paar Tage nach ihrer Ankunft meine Damen vom Kronprinzen geladen wurden, erschienen auch die beiden Malerinen B. und Ellenrieder, letztere ein gar liebenswürdig-edles, bei großem Talent höchst anspruchsloses Wesen. Bekanntlich war der Kronprinz etwas schwerhörig; in weit höherem Grad waren es aber die zwei Künstlerinen und dabei, besonders Frl. B., nicht ohne Redseligkeit. Da gab es denn bei Tisch eine solche Perlenschnur von Mißverständnissen, daß die Mitanwesenden auf eine wahre Folter gespannt waren. Einmal rief der Prinz, sein Glas erhebend und auf Vorherbesprochenes anspielend: „Pereat, Sie wissen schon, B., was ich meine!" Ehrerbietig erhob auch diese ihr Glas, knixte und erwiderte in verbindlichstem Tone: „Ihre Majestät die Kaiserin von Oesterreich!" Die trocken sottovoce eingestreuten Bemerkungen des Baron Gumppenberg waren nicht geeignet, uns ernsthafter zu stimmen. Als der Kronprinz die Tafel aufgehoben und sich zurückgezogen, auch die zwei Künstlerinen sich entfernt hatten, da brach der angehäufte Lachstoff endlich mit solchem Ungestüm hervor, daß wir Herren in Gumppenberg's Zimmer uns auf den Boden warfen vor wehthuendem Lachen.

Mit dem alten Maler Müller — ich weiß nicht mehr, warum man ihn Teufelsmüller nannte, — gerieth ich jenes Jahr absichts- wenn auch in seinem Sinne

nicht schuldlos, hart zusammen. Er speiste einmal beim Kronprinzen und erzählte Lustiges, was mich zu einem ganz harmlosen Scherz veranlaßte; Müller gab eine grobe, beleidigende Antwort, die ich natürlich — an des Kronprinzen Tafel — mit Stillschweigen aufnahm. Nach Tisch aber stellte ich ihn zur Rede, und was vernahm ich nach manch leerem Wort als innersten Grund für des alten Künstlers Zorn? „Ich weiß es," fuhr er vor Ingrimm bebend heraus, „ich weiß es gewiß, daß Sie den Overbeck für einen bessern Maler halten als mich." Nun war ich entwaffnet; ergeben in mein unvermeidliches Schicksal kehrte ich mich zur Gesellschaft.

Einst kamen wir auf unseren Wanderungen nach San Sebastiano, wo bekanntlich schlechte Luft herrschte. Der Pater, der uns umherführte, glaubte es einer besonderen Gnade des hl. Sebastian zu verdanken, daß er in 11 Jahren, die er dort verlebte, nur neunmal das Fieber gehabt.[1])

Bei meiner Abreise nach Neapel konnte ich meine Friedel und ihre Freundin mit beruhigtem Herzen zurücklassen.[2]) Die Herrlichkeit zwar des tarpejischen Felsens erschien auf die Länge als zu entlegen und wurde mit einer netten Wohnung in „Via Felice" vertauscht, wo zwei ältliche Schwestern, scherzhaft le Gnocchi (die Klößchen) genannt, ihre Wirthinen wurden und sie mit befriedigender Kost versorgten.[3]) Eine Kaffeeschenke im unteren Stock führte zu Ehren der drei unschönen Lenkerinen den Titel alle tre grazie. Bei Bunsen erschienen meine Damen nach wie vor, außerdem bei Baron Reden, dem

[1]) Ich höre, daß jetzt durch Anpflanzung von Eukalyptusbäumen seitens der Mönche die schlimmsten Gegenden um Rom herum entfiebert werden.

[2]) [3]) Siehe Beilage 2.

hannöverschen Gesandten, wo an den Gesellschaftsabenden besonders die Engländer wie Ebbe und Fluth kamen und schwanden,[1]) bei den Ehepaaren Overbeck, Catel, Johannes und Flora Veit,[2]) Platner, Eggers u.s.w.; auch in ein paar italienischen Häusern fanden sie sich sympathisch angezogen. An der italienischen Höflichkeit fällt Friederiken auf, daß sie nicht, wie die französische, in hergebrachten festen Formen sich bewege, sondern in freier, reizender Herzlichkeit, die bei der angeborenen Grazie und Schönheit dieses Volkes, besonders eben an Römern und Römerinen, einen bezaubernd zu nennenden Grad erreiche. — Zugleich war für die fernere Besichtigung Roms gesorgt; die Landsleute Glink,[3]) Heinrich Heß, dessen jugendliche Heiterkeit uns manch' fröhliche Stunde bereitet hat, Schnorr,[4]) Begas, Herr v. Elsholtz und verschiedene Andere, besonders Prof. Steudlin (Hof-

---

[1]) Siehe Beilage 2.

[2]) „Bei Deinem geistlichen Schätzchen, der lieben hübschen Flora Veit, waren wir auch ein halbes Stündchen," meldet Fr. schon am 1. Dezember.

[3]) Glink war ein bescheidener wackerer Mensch. Seine Schweigsamkeit, die besonders von des anderen Mitreisenden Hoyen Gesprächigkeit sich abhob, seine kurze Figur und seine schlichte Weise hatte ihm bei den Damen den freundlichgemeinten bayerischen Spitznamen „Bummberl" eingetragen. Zu Salurn in Tyrol frug während dem Essen die Kellnerin, auf ihn weisend, der sehr dunkel von Augen-, Haar- und Hautfarbe war: „Ischt derr Herr a ganzzer Wellscher?" Allgemeines Lachen. „Weil ih noh kein Wort von ihm g'hört hab." Nun muß der Schweigsame selber lächeln. — Glink war ein begabter Künstler, von dem ich noch einige treffliche, liebenswürdig empfundene Bilder erworben habe. Merkwürdigerweise hat Rom nicht an ihm angeschlagen; „jetzt," meinte er damals, „weiß ich meinen Lehrer Langer erst recht zu schätzen."

[4]) Siehe Beilage 2.

meister bei Fürst Galitzin [1]) machten es sich zur freundlichen Pflicht, die Damen zu geleiten, woraus dann unvorbereitet am Abend heitere Picknicks entstanden, indem die Herren in den nächsten Gassen umherliefen, kalte Küche und Wein zusammenzuholen, aus Brod die fehlenden Teller und Löffel schnitzelten und Kisten und Kasten zu Sitzen umgestalteten. Schnorr vermittelte Friederiken die Erlaubniß, ein Bild von Reinhold zu kopiren; [2]) die ehemaligen Hausleute vom tarpejischen Felsen luden sie herzlich und uneigennützig ein, auch ferner in ihrem Garten zu zeichnen, und so füllten sich die Tage recht angenehm aus.

Selbst Thorwaldsen kam öfter zu Besuch, erwies sich höchst liebenswürdig, begleitete die Beiden durch Straßen und Plätze und machte sie aufmerksam auf dieses und jenes. Kannte doch Keiner von den Fremden die ewige Stadt nach ihrer künstlerischen Seite so gut wie er, der bereits 30 Jahre in ihr verbracht hatte; und dennoch versicherte er, noch immer von Zeit zu Zeit in Hofräumen und Winkeln neue Entdeckungen bis dahin ihm unbekannter Kunst-Merkwürdigkeiten zu machen. „Wie ist doch Thorwaldsen so freundlich und artig," schreibt Friederike, „schade, daß nicht zur rechten Stunde die Rechte ihm erschienen; er wäre gewiß ein sehr guter lieber Ehemann geworden und manche seiner üblen Eigenschaften im Keim erstickt." Man hielt ihn nämlich nicht für glücklich, er habe sein Schicksal nach der Herzensseite verpfuscht. Dann lachte man über höchst auffallende Züge jener Engheit in Geldsachen, wie sie gerade bei Künstlern und zudem bei Junggesellen nicht selten mit Zügen der Großmuth sich beisammen finden, indem der ideale Trieb und der selbstsüchtige bald miteinander ringen, bald unvermittelt hintereinander herlaufen; dem entsprechend ein

[1]) [2]) Siehe Beilage 2.

Gemisch von oft beleidigendem Mißtrauen mit unbegreiflicher Sorglosigkeit. So erzählte Frau Butti, seine sehr rechtschaffene Hausfrau (häufig die Mutter der Deutschen genannt), die manchen Ausbruch seines Mißtrauens geduldig zu verschlucken pflegte, sie habe, da er einst nach Dänemark verreiste, seine Abwesenheit benützt, um die in schrecklicher Unordnung gehaltenen Zimmer, die man sonst niemals putzen durfte, recht gründlich ausstauben und reinigen zu lassen; aus Vorsicht habe sie überall selbst mit Hand angelegt und da fand sie hinter Büsten versteckt auf einem hohen Kasten verstaubte Papierchen, untersuchte sie zum Glück, ehe sie dieselben fortwürfe — was war hineingewickelt? Echte Perlen und Edelsteine! „Tritt man aber in seine Werkstatt, dann vergißt man all solchen kleinen Spuk, denn hier herrscht ganz und überwältigend sein guter Genius.“ Thorwaldsen's Deutsch ließ hie und da zu wünschen übrig; als die Pliniuseiche zu Grunde ging, sagte er von derselben: „Sie sind alt geworden, sie sind einen schönen Tod gestorben, sie sind in sich selbst zusammengefallen.“

Um jene Zeit geschah es im Laden eines Büchsenmachers auf dem spanischen Platz, daß ein Engländer über den Preis eines von ihm bestellten Pistols mit dem Manne in Streit gerieth und sich soweit vergaß, ihm eine Ohrfeige zu geben. „Auf einen Schlag einen Stich,“ sagt der in seinem Ehrgefühl höchst empfindliche Römer, und so griff auch unser Büchsenmacher in höchster Wuth nach dem Messer und versetzte dem Fremden mehrere Stiche in den Unterleib, entfloh sodann und, wie man glaubte, zu den Franziskanern, während der Getroffene in der Werkstatt liegen blieb. Alles gerieth in Aufregung; Heß kam eben zu dem ergreifenden Moment, als der zitternde Vater und der Bruder des Mörders eingezogen wurden

und dann in der Werkstatt Alles still ward, man meinte, daß bereits Todesruhe dort eingetreten. Das war nun nicht der Fall, doch blieb der Betroffene durch den Blutverlust in großer Lebensgefahr — um so tragischer, wenn es wahr ist, was man nachträglich erzählte, nicht der Beleidiger habe die Wunden erhalten, sondern ein Freund, der sich dazwischen geworfen, ein Verlobter, den seine Braut nun pflege. Ob er gerettet worden, weiß ich nicht.

Gelegentlich eines Besuches der Engelsburg schrieb mir Friederike:

„Manche der Gefangenen, die kleinerer Vergehen schuldig sind, genießen der Freiheit, herumzugehen. Die römische Justiz soll bei allen Gebrechen doch das Gute haben, daß sie keinen Unterschied des Standes macht und den Vornehmen wie den Gemeinen straft.“ Bemerkenswerth erscheint es, daß man den heimlichen Diebstahl mehr verabscheut, als den offenen Raub. „Wenn Jemand einen Menschen auf der Straße angreift und ihm seine Habe abnimmt, so wird er gelinder behandelt, als wenn er heimlich in einem Hause, wo er aus- und eingeht, eine Kleinigkeit mitnimmt, und zwar aus dem Grunde: Beim offenen Angriffe kann man sich noch vertheidigen, beim heimlichen Raub aber ist das mißbrauchte Vertrauen das Strafwürdigste. — Unter den Gefangenen sollen auch Ehebrecher sein; denn wenn hier ein Mann zum Bischof geht und beweisen kann, daß aus dessen Sprengel Jemand seine Ehe gestört oder gar zum Bruche gebracht, so wird der Ehestörer oder -Brecher ohne Weiteres eingesperrt. Leider ist durch gegenseitige Toleranz diese weise Strenge ziemlich aufgehoben worden.“

Ein andermal erwähnt Friederike:

„Wenn ein Mann eine Frau schlägt, wird er so strenge behandelt, daß Mancher auf fünf Jahre deßhalb in's Gefängniß kam.“

Als der Papst um jene Zeit schwer krank gewesen, schrieb mir Friederike am 28. Dezember:

„Mit dem Befinden des Papstes geht es besser, doch glauben die Aerzte, daß er schwerlich länger als zwei, höchstens

sechs Monate leben werde. Jetzt schon wieder läßt er sich Arbeiten vorlegen; die Thätigkeit des Geistes scheint dem Willen, Gutes zu wirken, ganz gleich zu stehen. Kurz nach seiner Erwählung klopfte es um Mitternacht an der Pforte des großen Spitales — man erkundigt sich, wer herein wolle? Leo XII., war die Antwort. Er ging von Bett zu Bett, untersuchte selbst, befragte, und war über den Zustand, in dem er diese Anstalt fand, sehr unzufrieden, besonders als er auf den Betten der Kranken eine Menge Wanzen entdeckte. Am folgenden Mittag kam er noch einmal in Begleitung des Kardinals X., des Protektors der Anstalt, der aber noch nicht in dieselbe gekommen war. Der Papst ließ sich Alles zeigen, versuchte die Kost und durchging abermals alle Säle; die Weiber schlugen, als der heilige Vater in ihrer Mitte war, einen solchen Lärm, daß er sich die Ohren zuhielt und Ruhe gebot. Eine Alte nahm sich auf seine Aufforderung den Muth, ihm die Klagen der Kranken vorzutragen, worauf der Papst dem Kardinal und anderen Vorstehern sehr ernste Worte gesagt habe. — Es ist Sitte gewesen, daß man auf Neujahr der Familie des Papstes Glückwünsche schrieb, alle Kardinäle ꝛc. Leo verbot es ausdrücklich für seine Brüder; seiner Schwester als Dame möge man es als Höflichkeit erzeigen; den Uebrigen gebühre dergleichen nicht. — Er soll seine Verwandten in gehöriger Entfernung zu halten wissen, um auch den Schein einer Bevorzugung derselben von sich zu laden."

Die strenge Behandlung von Kardinälen gefiel den Römern wie den Fremden. Als aber bald darauf einige Maßregeln zur Volksreform ergriffen wurden, die in ihrer Schärfe vielleicht mehr wohlgemeint als durchführbar waren, z. B. um Streit und Mord beim Wein zu verhüten, das Gebot, daß in den Verkaufslokalen der Wein wirklich nur verkauft, nicht getrunken, sondern mitgenommen werde, da sank der Thermometer der Begeisterung rasch um viele Grade. Ein Kardinal, dem man Antheil an mißliebigen Erlassen zuschreiben mochte, wurde beim Aussteigen aus dem Wagen mit Pfeifen begrüßt, und da vollends der Papst die Funktionen in der Peterskirche nicht selber halten

konnte, da hieß es mißvergnügt bei den schaulustigen Fremden und den gewinnsüchtigen Einheimischen: „Warum wählt man auch einen Papst, der unaufhörlich krank ist!“ Am 2. Januar aber schrieb Friederike an die Schwester:

„Es ist für Kirche und Staat ein unendlich großer Verlust, wenn Leo XII. so früh stirbt, als zu fürchten ist; er zeigt den größten Eifer für die Verbesserung des Volkes, und hat wirklich mit Aufopferung seiner selbst in der kurzen Zeit seines Pontifikats schon sehr viel Großes unternommen. . . . . Die Sicherheit zur Nachtzeit in den Straßen soll ungestört seyn, Diebstahl in den Häusern sehr selten, der Weg nach Neapel am Tage sicherer als sonst.“

Bei Nacht mit Extrapost zu reisen galt als unrathsam, weil die Postillone unzuverlässige Leute sein sollten.

Wenn übrigens die Sicherheit der Landstraßen an gewissen Stellen zu wünschen ließ, so war rührend die zarte Liebe, welche in einem Frauenkloster Rom's den Anlaß gegeben, alle Nacht um ein Uhr aufzustehen und den Chor für Reisende zu beten, daß Gott sie vor Unheil behüten möge.

Da ich diese Notiz einem Briefe Friederikens entnehme, so sei noch Etliches aus ihren Aufzeichnungen hier eingereiht:

„Wir stießen bei Monte Caprino auf einen Geistlichen, der dem Volk auf der Straße eine Predigt hielt. . . . Es hat etwas Ergreifendes, der Priester auf einer Erhöhung, das Kreuz nebenan, Bruderschaftsmänner tragen ein paar brennende Lichter in Laternen, das Volk um ihn her. Es ist wohl gut, besonders in unseren Tagen, wenn die Prediger manchmal das Volk aufsuchen, gleichsam mit ihrem Besuch überraschen und es nicht darauf ankommen lassen, ob dasselbe in die Kirche geht oder nicht.“

„Eine Leiche ward offen getragen und geleitet von einer Bruderschaft, die weißgekleidet, verkappt und barfuß ging. Es war ein alter Mann, sein Anblick nicht abschreckend. Eigenthümlicher Eindruck, einem Menschen, den man nie gekannt, zum ersten Male auf seinem ernsten letzten Gange zu begegnen.“

Und am 31. Dezember:

„Es regnet stark, doch zieht feierlich, offen, die Leiche eines jungen Mannes vorüber. Sylvesterabend des Jahres und des Lebens! Gott sei seiner Seele gnädig!“ — „Heute bringt man das Hochwürdigste Allen, die nicht ausgehen können — in unserer Nachbarschaft einer Frau, die von einem Pferd überrannt worden.“ — „1. Januar 1824. Wir wollten im Lateran beichten, wo auf einer großen Anzahl von Beichtstühlen die Sprache angezeigt ist, die darin gesprochen werden kann. Wir gingen auf Lingua germanica los, aber leider war der deutsche Priester in's Vaterland gereist; ein Kirchendiener meinte, wir könnten ja bei Lingua spagnola zusprechen.“

Nachdem Friederike am Christabend eine Bescheerung nach deutscher und zwar künstlerisch deutscher Weise bei Bunsen mitgemacht hatte, schreibt sie am 5. Januar:

„Der heutige Abend ist hier zur Bescheerung der Kleinen bestimmt. Die Idee gefällt mir eigentlich noch besser, als unser Brauch zu Christkindchen: der Vorabend des Tages, an welchem die Weisen aus Morgenland dem Jesukindlein ihre Gaben gebracht.[1]) Ein ganzer Laden voll Berchtesgadener und Nürnberger Waaren versetzte mich recht angenehm für einen Moment in die Heimath; die weiß und roth lackirten Puppengesichter mit den Zinnoberlippen, goldenen Ohrenringelchen und schneckenförmig gemalten Locken sahen mich wie alte Bekannte an, nicht weniger freuten mich die wackelnden Hühner mit dem rothen Tuchkamme am vergoldeten Kopf, zwischen den blaurothen Stäben der geblümten Hühnersteige.“

[1]) Gewiß ist unsere heimische Sitte an und für sich nicht minder schön; schließen die Römer sich den Weisen an, so wir uns den Hirten. Aber die Bescheerung ist bei uns so überwuchernd geworden, daß die Andacht entschieden darunter leidet, selbst in christlich gesinnten Familien. Möchte man doch auch bei der Feier am häuslichen Herd mehr Gewicht auf die heilige Poesie legen, als auf Menge und Reichthum der Geschenke! Welch ernsteren Fingerzeig über entchristlichte Weihnachtsfeier in den Häusern so vieler Namenchristen kann es geben, als daß auch in Judenhäusern, in „aufgeklärten“ natürlich, der „Tannenbaum“ geputzt wird?!

2. Nach Palermo.

In Neapel; Ueberfahrt. Aufenthalt in Palermo; Wetter; des Kronprinzen Treiben; Ausflüge, Festlichkeiten. Oeffentliche Zustände. Rückfahrt. Eine ungnädige Vergünstigung.

Nun zu unserer Reise nach Palermo.[1]) In Neapel speiste einmal der Kronprinz, und wir mit ihm, beim Fürsten Butera, — eine ganz ungeheuere Tafel, an welcher nebst einheimischen Würdenträgern fremde Gesandte und die Spitzen des noch immer im Lande weilenden österreichischen Militärs sich befanden, darunter jener vom Könige mit dem Herzogstitel geschmückte Kommandirende, von welchem im 9. Kapitel die Rede gewesen. (Dem österreichischen Militär aber war ausdrücklich gesagt worden, daß Baron Frimont zusätzlich Herzog von Antroboco sei.) Ich saß zwischen meinem früheren Bekannten und Patienten, dem russischen Gesandten Graf Stackelberg und dem Minister Medici, einem geistreichen und gebildeten Mann, welcher, wie einst Graf Montgelas bei uns, die Ministerien des Auswärtigen, des Innern und der Finanzen in seiner Hand vereinigte.[2])

---

[1]) Spätere Anm. der Schreib. Zur Zeit, als die Erinnerungen in den „Hist. pol. Bl." erschienen, waren R.'s Briefe von dieser Sizilienreise abhanden gekommen. Erst vor Kurzem hat eine gütige Hand dieselben, wenn auch nicht vollständig, uns wieder verschafft. Damals bestimmt, von Friederike der alten Mutter in Schwarzhofen und einigen Freunden mitgetheilt zu werden, scheinen sie nun in Bischof Sailer's Nachlaß gefunden worden zu sein. Gemäß der Freiheit, welche R. überhaupt uns eingeräumt, schalten wir Stellen daraus, wörtlich oder verarbeitet, hier oben in den Text ein.

[2]) Anm. der Schreib. Vgl. weiter unten über Medici. — An Friederike schreibt R.: „Es wurde fast bloß französisch gesprochen; nun sagen mir selbst meine Freunde nach, daß ich sehr schlecht spreche, ich entschuldigte mich deßhalb bei meinen Nachbarn, aber

An der Tafel des österreichischen Kommandirenden, General Koller, trafen wir verschiedene höhere Offiziere und deren Frauen. Etliche der letzteren dankten ihren Rang offenbar der Langweile einsamer Standquartiere in der Pußta, in den halbzivilisirten Grenzländern, vielleicht auch irgend einem uns näher gelegenen Landstädtchen. Eine von ihnen kritisirte sehr wichtig mißbilligend ein Theaterstück, indem sie die zur einzelnen Charakterrolle passenden Reden und Handlungen als aufgestellte Axiome und Vorbilder dem Verfasser in die Schuhe schob.

Auch bei Drummond, dem englischen Gesandten bei der Pforte, speisten wir. Ich meinte aber, bei allen diesen Gastereien herrsche keine wahre Heiterkeit, weil man seine Worte allzu sehr wägen müsse, obwohl in Italien unendlich viel weniger Steifigkeit zu treffen als bei uns. — Von Drummond's Frau hieß es, sie habe jährlich 200 Tausend Gulden Einkünfte, die sie, einem Testament zufolge, jedes Jahr verzehren müsse.

Ich ersuchte den Vorstand der kgl. Mineraliensammlung in Neapel, er möge gegen bayerische Steine, die ich mit mir führte, z. B. Berylle von Bodenmais, im Tausch mir vesuvianische Produkte geben. „Ich bedaure, das nicht zu können," erwiderte er; „ich erhalte selber keine, denn Monticelli" (der bekannte Mineralog und Entdecker des nach dem Kronprinzen von Dänemark so genannten Christianit) „hat den Vesuv so gut wie in Pacht genommen; er besoldet sämmtliche Arbeiter, ihm alles Merkwürdige zu bringen." Daß dieser Vorstand, der mir gutmüthig und von gelassener Gemüthsart schien, aber ein Schüler Werner's war und Neptunist, um

sie waren so gütig, zu versichern, ich spreche sehr gut." (Er besaß bei übler Aussprache einen großen Wortschatz, und Leichtigkeit der Wendung.)

dieses wissenschaftlichen Umstandes willen von Monticelli höchst leidenschaftlich angefeindet wurde, davon habe ich mich selber überzeugt.

„Den 8. Dezember wurde Pompei besucht mit seinen neuen Ausgrabungen, darunter das sog. Chalcidium das merkwürdigste. Auch einige Wandgemälde fanden sich. Man erkennt, daß dieselben von gemeinen Zimmermalern kommen, und dennoch welcher Styl, welche Auffassung, welche Natur und Lebendigkeit! ....

Den 9. bestieg ich den Berg, worauf das Castell Sant' Elmo liegt und sah vor mir ausgebreitet: ganz Neapel, den rauchenden Vesuv, die großen Erdzungen, die den gewaltigen Meerbusen einfassen, die Inseln Capri und Ischia mit ihren Spitzen, Buchten und Vorsprüngen und tausend anderen Herrlichkeiten, alles bei dem heitersten, glänzendsten Himmel und bei ungeheuren Massen von Licht und Schatten, ich glaubte im Lande der Seligen zu sein; und wer glaubte es nicht? Aber bald drückt der Gedanke: du mußt wieder niedersteigen; wann wirst du, und wirst du je diese Zauberinseln wiedersehen? Wie habe ich gewünscht, mein liebes Friedel bei mir zu haben! Vielleicht aber sehe ich, mit ihr zusammen, diese Wunder-Herrlichkeiten nach der Rückkehr aus Sizilien von einem noch höheren, schöneren Standpunkt, vom Kloster auf Camaldoli.

Abends Oper in San Carlo: Il matrimonio segreto. Der Kronprinz hatte, was er gewöhnlich thut, uns alle in seine Loge geladen. Es waren drei erste Sänger und Sängerinen, die Vorzüglichsten Lablache, der bei einer ungeheuren Stärke der Stimme so gut spielt wie singt, und Madame Fodor; diese hat jährlich 40 Tausend Gulden Gehalt und zwei Einnahmen überdies.

Den 10. um 3 Uhr Nachmittags bestiegen wir das Schiff Il Leone, dasselbe, das uns schon vor sechs Jahren nach Palermo geführt. Um 4 Uhr, nachdem die Depesche der Regierung an Bord war, segelten wir aus dem Hafen, den Wind im Rücken, „vento in poppa“. Um 6 Uhr hatten wir Capri erreicht. Es war heller Mondschein. Muthwillig und in großen Sätzen sprangen die 4—6 Fuß langen Delphinen manchmal heerdenweise zu beiden Seiten des Schiffes über das Meer hervor. Der Schiffer, in alter und neuer Zeit, hält den Delphin für seinen Freund und gibt nicht zu, daß man ihn kränke.

Nach 8 Uhr ward der Wind sehr heftig; schnell wie ein Pfeil und in Sätzen, ähnlich den Delphinen, sprang das Schiff von Welle zu Welle; die Schiffer versicherten, bei Fortdauer dieses Windes würden wir nach einer Fahrt von 18 Stunden in Palermo sein. . . . Der Kronprinz litt wenig, ich fast gar nichts. Fürst Butera läßt eben ein Dampfschiff in England bauen und auf diesem wird man in Zukunft die Fahrt immer in 22 Stunden machen. Da wird Sizilien viel häufiger besucht werden. Butera erhält ein Privilegium auf zehn Jahre.

Am 10. Morgens wurde der Wind schwächer, und noch schwächer gegen Mittag, wir langten aber doch Abends 6 Uhr im Hafen von Palermo an, nachdem wir also einen Raum von 72 Stunden in 26 zurückgelegt hatten. Die Ueberfahrt für unsere Gesellschaft kostete 270 fl. Das vorige Mal zahlte der Kronprinz, der das ganze Schiff für sich gemiethet hatte, für die Herfahrt 900 und die Rückfahrt 600 fl.; es wurden gleichwohl viele andere Reisende aufgenommen. Dieses Mal bezahlten wir als einzelne Reisende. Wer ein Kämmerlein und ersten Tisch hat, bezahlt 50 fl.; wer im gemeinschaftlichen Zimmer schläft und an der gewöhnlichen Tafel ißt, 8 fl., gemeine Schiffer u. dgl. nur 2 fl. 30 kr.

Beim Aussteigen wurde der Kronprinz von österreichischem und neapolitanischem Militär mit Musik empfangen. Er verbat sich aber sogleich alle Auszeichnung."

Auf einem mit „Palermo" überschriebenen Zettel — von welcher meiner Reisen weiß ich nicht — finde ich unter Anderem zur Erinnerung verzeichnet: „Forderung (eines Trinkgeldes) von Seite eines Telegraphisten, weil er zuerst die Ankunft des Prinzen angezeigt", [1]) sodann eines Mauthner's, „weil er uns so günstig durchgelassen." — „Heiseres Schreien der Schiffer. Drängen beim Auspacken; Raufen, weil Jeder etwas tragen will" (soll übrigens in nordischen großen Landungsplätzen kaum geringer sein.) — „Krätze an einer Verkäuferin von Kastanien. (Aerzt-

[1]) Hiebei ist selbstverständlich nicht an die heutige Telegraphie zu denken.

lich) beobachtete Läusesucht. — Unter der Vorhalle einer Kirche liegt bettelnd ein wörtlich und vollständig Nackter. — Bläulich-schwarze Farbe der Gesichter; die verschiedenen Volksstämme kenntlich."

„Baron Gumppenberg und Klenze sind erstaunt über die Pracht und Schönheit des Himmels von Palermo und über die wunderbar fantastischen Formen der umgebenden Berge.

Beiliegendes Blümchen hab' ich den 14. Dezember auf dem Monte Pellegrino gepflückt, dem Berge, wo die hl. Rosalie begraben liegt. Ich bitte, es meiner lieben Mutter zu schicken." [1])

Ein im Hause des Fürsten Butera lebender Landschaftsmaler, Tyroler von Geburt, erzählte mir von seinen Reisen. Ich fragte, wo es ihm am besten gefallen habe, und siehe, mit dem meisten Wohlgefallen sprach der im paradiesischen Sizilien lebende Sohn der Alpenwelt von — Holland. Aehnliches hat mir einmal Clemens Brentano von sich bekannt. Auffallend ist auch, daß Holland viele große Landschafts-Maler hervorgebracht hat, Neapel und Sizilien schier keinen.

Der bewunderte blaue Himmel verschwand bald. Wir trafen in die Regenzeit und so hieß es denn:

„Palermo, 30. Dezember 1823.

Nach 14 Regentagen ist heute der erste sonnige Tag; der Himmel blau und licht, nur hin und wieder mit Lämmerwölklein bedeckt; die gelblichen und röthlichen Massen des Pellegrino in wunderbarer Beleuchtung, der Meerbusen wimmelnd von Fischerbooten, das Ufer von Spazierenden und Kutschen; alles freut sich des freundlich erwärmenden Gestirnes. Ich war in den vergangenen Regentagen, im schauerlich kalten Zimmer, nicht aufgelegt zum Schreiben; aber die Sonne, die alles weckt, stimmt auch mich so freudig, daß ich, herzlich aller meiner Lieben gedenkend, meines Friedel, meiner Mutter, Schwestern

---

[1]) Anm. der Schreib. Ein andermal heißt es an Friederike „Eines der beiden Blümlein ist für Dich, das andere für meine Mutter."

und Freunde, daß ich hier am Meer fröhlich den Stift ergreife zum Schreiben. Es ist hier, im Freien, selbst an Regentagen, nicht kalt; aber, bei heiterem Himmel, ist es heute so warm als bei uns im Juni; unzählige Pflanzen blühen jetzt im Freien. Ich schrieb neulich, daß es geschneit habe; aber jener Schnee, welcher fiel und hier gewöhnlich fällt, ist nicht flockig, sondern sehr kleinkörnig wie Hagel und gleicht also, die Größe ausgenommen, dem Hagel, der bei uns im Sommer fällt. — Indem ich eben den Fischern zusehe, bemerke ich und bemerkte es schon öfter, daß überall rings um die Kähne das Meer spiegelglatt, während es an allen anderen Stellen in kleinen krausen Wellen bewegt ist. Auf mein Befragen erzählen die Fischer, daß sie dieses bewirken durch etwas Oel, welches sie rings um die Kähne in's Meer gießen, und ich erinnere mich, daß Columbus einmal etwas ähnliches gethan.

„An mildwarmen Tagen wie der heutige, pflegen die Schiffleute am Meeresufer im Sande zu liegen, eingehüllt in ihre Kapuzinerkutten, schlafend oder wach in das Meer hinausschauend. So sahen wir heut Einen liegen, ganz steif, als könnte er sich nicht regen, obwohl er übrigens ganz gesund aussah. Seine starre Ruhe war uns auffallend und wir betrachteten ihn geraume Zeit; was geschieht? Nach einer Weile kriecht ein kleines kleines Büblein aus der Kutte hervor, dann ein zweites und endlich gar ein drittes; wahrscheinlich hatten diese geschlafen und der alte Bär hielt so still, um sie nicht zu wecken.

„Der Kronprinz befindet sich ganz vortrefflich; er ist außerordentlich vergnügt, trotz des üblen Wetters. Täglich macht er große Spaziergänge zu Fuß. Die Palermitaner finden sich sehr geschmeichelt durch seine ausgezeichnete Vorliebe für ihre Stadt und durch seinen langen Aufenthalt; er ist in vielen Gesellschaften das tägliche Gespräch, è un vero filosofo, sagen sie.

„In diesen Tagen gingen Baron Gumppenberg und ich nach Monreale; es ist eine nicht unbedeutende Stadt, zwei Stunden südlich von P. auf einem Berge. Auf dem Hinwege Morgens hatten wir schönes Wetter und sahen mit Bewunderung und Entzücken unter uns das von drei Seiten von Bergen umgebene Thal, worin Palermo liegt, reich selbst im Winter an mannigfaltigen Früchten, und glänzend in den

buntesten Farben. In gedrängter Fülle stehen Citronen-, Orangen- und indische Feigenbäume mit ihren prächtigen Früchten, dann der Johannisbrod-, der Oel- und europäische Feigenbaum, der Mandel- und Lorbeerbaum, (die Mandeln blühen schon), in einer Häufigkeit wie bei uns die Haselnußstauden; der Wunderbaum, welcher das als Arznei so treffliche Ricinusöl liefert; Oleander und Myrthe sind wie kleine Bäume; aber auch Euphorbien (wozu die Teufelsmilch) und Solanen (wozu unser Seidelbast gehört) wachsen hier (im botanischen Garten) zu der Größe unserer Zwetschgenbäume. Ist die Gegend schon so herrlich im Winter, was muß sie sein im Frühling und Herbst; selbst der November ist hier noch sehr schön; nach einer 20jährigen Witterungsbeobachtung des Abbatte Scina sind Dezember und Jänner die zwei übelsten Monate, in denen die meisten trüben Tage, die häufigsten Regen.

„In Montereale besahen wir zuerst den Dom. Er ist gebaut unter den normanischen Königen, in einem Mittelstyl zwischen Basilika und gothischer Kirche, in drei Schiffen; die Mauern des Mittelschiffes ruhen auf antiken Säulen von verschiedenem Durchmesser; Decke und Architrav sind im Winkel gewölbt, aber nicht im spitzigen, sondern im stumpfen. Vor etwa zwölf Jahren verbrannte ein Theil von Dach und Decke; das vordere Drittel ist seit einigen Jahren wieder hergestellt und die Mosaiken ganz erneuert. Decken und Mauern, somit das ganze Innere außer den Säulen (wie in St. Markus zu Venedig), mit Mosaik belegt, und diese besteht aus den schönsten und verschiedensten Metallfarben; die Pracht und Herrlichkeit davon ist unaussprechlich, verhältnißmäßig viel größer als in St. Markus, weil das Werk im Glanz und in der Frische der Neuheit strahlt.[1]) Es kommt wenig Licht von außen und der Raum ist mehr erleuchtet durch den Schimmer der Steine. Ganz dieser ähnlich, nur kleiner, ist die Kirche

---

[1]) Anm. der Schreib. Friederike aber bemerkt schon über St. Markus, daß trotz des Alters der Kirche so Ruß wie Staub dem schlüpfrigen Material nicht viel anhaben gekonnt, daher es auch noch glänze wie neu; der Grund besteht aus einer Glasmasse mit Gold oder Farbe vermengt, die Bildgestalten aus achteckigen Steinchen von der Größe etwa eines Pfennigs.

in der hiesigen Residenz. Alle Wände in ihr sind bedeckt mit Mosaik-Bildern aus der Geschichte Jesu und der Apostel, — im Hintergrund [1]) das Kolossalbild Christi. Hier wohnten in der Christnacht, von 11—2 Uhr der Kronprinz und wir den geistlichen Verrichtungen bei; die Kirche war mit unzähligen Kerzen erhellt, und der Eindruck davon auf uns alle außerordentlich.[2])

„Nach Weihnachten veranstaltete die hiesige Gesellschaft des Museums, dem Kronprinzen zur Ehre, einen Ball. Die Sizilianer, die seit Besetzung des Landes ungemein zurückgezogen leben, erschienen hier sehr zahlreich; mehrere österreichische Generäle und Offiziere ... versicherten, seit drei Jahren hätten sie in Sizilien keinem so schönen Feste beigewohnt. Der Kronprinz war sehr vergnügt und wir verließen die Gesellschaft erst nach 1 Uhr.

„1. Jän. 1824 Abends. Vor sechs Jahren feierte ich mit dem Kronprinzen den Antritt des Jahres auf dem Schiffe Tartaro, vor drei Jahren in Rom in Gesellschaft von Künstlern und da sehr fröhlich. In der vorigen Nacht waren mit dem Kronprinzen nur Baron Gumppenberg und ich Theilnehmer der Feier; denn Klenze ist noch nicht zurück von seiner Reise.[3]) Omne trinum perfectum. Der Kr. wünschte sich in diesem Augenblick lebhaft nach Rom, auch ich dachte daran, aber ebenso lebhaft an die Neujahrs-Feier in München im vorigen und vorvorigen Jahre. Kaum rauschte der erste Flügel-Schlag des jungen Jahres, als wir alle uns von den Stühlen erhoben und anstießen: ‚Auf alles Heil, das der Himmel uns in diesem Jahr gewähren wolle;‘ ‚auf's Wohl der bayerischen Herrschaften,‘ ‚auf's Wohl unserer abwesenden Frauen,‘ ‚auf's Wohl aller Lieben jenseits der Alpen.‘ Es wurde noch viel fröhlich und herzlich zusammen gesprochen, dann wünschten wir Alle uns und den entfernten Lieben gute Nacht.“

„Palermo, 13. Jan. 1824.

Heut ist ein mildwarmer schöner Tag, zwischen vielen vielen Regentagen, der vierte ganz schöne seit unserem Hier-

[1]) D. h. hinter dem Altar.

[2]) Vgl. Einschaltung im 7. Kapitel, Bd. I. S. 445.

[3]) Von welcher vermuthlich in einem verloren gegangenen Brief die Rede.

sein; ich bin auch dem Himmel dankbar dafür, indem ich schreibe. Bei Naßkälte schrumpfen Herz und Finger ein, und man fühlt sich zu allem Guten mehr aufgelegt im milden Strahl des Lichtes; ich muß aber Licht und Wärme außer dem Hause suchen, und es ist auch im Freien, daß ich dieses schreibe.

„Liebe Friedel, alle deine Briefe haben mir große Freude gemacht; ich bitte dich, fahre fort, mir so fleißig und ausführlich zu schreiben. Dein Bildniß, von H. Heß in Papier ausgeschnitten, ist sehr ähnlich und ich sehe es oft an in Ermanglung des Originals.

„Daß dir Rom ungemein gefallen müsse, sah ich voraus; es gefällt immer mehr, je länger und je öfter man es sieht; es ist unerschöpflich an Großem und Herrlichem, und kein Mensch kann sagen, daß er je in Rom alles (Sehenswerthe) gesehen. Welch einen Schatz von Erinnerungen sammeln wir uns, und wie wollen wir davon zehren bis in unsere späten Tage, wenn der Himmel uns sie bescheert!

„Was für ein Bild malst du denn für mich? Das soll ich wohl nicht eher erfahren, bis ich es sehe.

„Unser Leben hier ist fortwährend sehr einfach. Der Kronprinz geht, so wie es nur das Wetter erlaubt, spazieren in allen Gegenden in und außer der Stadt: lesend, bemerkend, mit Hunderten redend, sich um Alles erkundigend. Er macht viel von sich reden: ‚Was will er wohl hier, wo kein Hof, keine Jagd, fast keine Gesellschaft, keine Kunst-Werke, keine Sammlungen?‘ — ‚‚Es gefällt ihm die herrliche Natur.‘‘ Ihnen gefällt seine Einfachheit, Freundlichkeit, daß wir mit ihm in Einem Wagen fahren, an Einer Tafel speisen; wer ihn hört, erstaunt über seine vielseitigen Kenntnisse, besonders in der Geschichte; ‚è un portento, un miracolo,‘ hörte ich Mehrere sagen.“

So äußerte an der Tafel des Vizekönigs [1]) ein Schiffskapitän aus Venedig: „Ich glaubte, die Geschichte meiner Vaterstadt gut inne zu haben, aber der Kronprinz von Bayern weiß davon mehr als ich.“ Des Prinzen histo-

[1]) Anm. der Schreib. Der „Vizekönig“, wie R. erzählend ihn nannte, ist ohne Zweifel Eins mit dem „Luogotenente“ weiter unten im Brief.

rische Belesenheit war überhaupt sehr groß; so z. B. kannte er die Einzelgeschichte von Reichsstädten wie Hamburg und anderen mehr.

„Ich lese und studire hier viel, besonders naturhistorische und medizinische Werke, um einige Lücken in meinem Wissen auszufüllen, da ich bei meiner vielseitigen Beschäftigung in München manches Nöthige nicht lesen konnte; fast täglich gehe ich in den botanischen Garten, in welchem beständig viele Pflanzen im Freien blühen. Mit allen, die hier von Mineralogie etwas wissen und treiben, bin ich in thätigem Verkehr; aus Sizilien allein müssen für mich wenigstens vier Kisten Mineralien nach München abgehen, noch eine große aus Neapel und eine aus Rom. Das wird meinem Friedel rechte Freude machen; denn was mich freut, freut auch mein Friedel.[1]) In diesen Kisten sind auch Meermuscheln für die Kinderchen meiner Schwestern. Unter den Mineralien sind wunderbare Dinge."

Bei einem Besuche der königlichen Mineraliensammlung trug ich dem Vorstand an, mir Schwefelkrystalle gegen bayerische Steine auszutauschen, die ich ihm schicken würde. Er erwiderte, hiezu fehle ihm die Machtvollkommenheit, und in Neapel anzufragen sei zu weitläufig. Am nächsten Morgen erschien bei mir ein Diener des Kabinets mit einem der schönsten Schwefelkrystalle aus demselben, den er um geringen Preis mir bot. Ich schenkte ihm das Geld unter der Bedingung, daß er augenblicklich den Stein an seinen Ort zurückschaffe, (worüber ich Kontrole führen konnte,) und schärfte ihm ein, solche Gewissenlosigkeit nie wieder zu begehen. Der Mann war sehr beschämt; ob's geholfen hat, weiß ich nicht.

„Vor einigen Tagen war unsere ganze Reisegesellschaft bei dem Luogotenente (Statthalter), dem principe di Campofranco, zur Tafel geladen. An dieser Tafel ward uns vom Vino di Faro, den die Sizilianer so gerne trinken,

---

[1]) Anm. der Schreib. Obiges ist halb schalkhaft gemeint, denn Friederike bat ihn immer, seine Sammellust zu mäßigen.

ein sehr alter Jahrgang vorgesetzt; der Wein hatte in der Länge der Zeit die Röthe völlig eingebüßt und war farblos geworden.

„Zugegen waren außer den Damen des Hauses: der junge Herzog von Monteleone, der mütterlicherseits von Ferdinand Cortez abstammt, und in Sizilien, Neapel, Spanien und Südamerika begütert ist; der Herzog von Trebia (von der Familie Lancia), dessen Vorfahrer, Ritter Lanz aus der Oberpfalz, mit den Hohenstaufen nach Sizilien und Neapel kamen,[1]) und dessen Frau von Kaiser Karl V. abstammt; der Herzog Serrafalco, ein sehr kenntnißreicher Mann, der hier und im Mailändischen Besitzthümer hat und künftigen Frühling oder Sommer von letzteren nach München kommen will, — er ist Finanzdirektor; der österreichische General Rezai u. s. w. Ausgezeichnet höflich und anspruchslos ist das Benehmen der hiesigen Vornehmen, Reichen und Beamten. Eine Bemerkung, die ich schon auf meinen früheren Reisen gemacht, und auf der gegenwärtigen wieder mache, ist diese: In ganz Italien ist der Verkehr und das Benehmen zwischen Höheren und Niederen, Vorgesetzten und Untergebenen viel natürlicher, ungezwungener und weniger steif als bei uns; jener grobe, beleidigende Beamtenstolz in Ton und Sitte, der mir bei uns so oft vorgekommen, ist in Italien etwas ganz unbekanntes. Wie oft sah ich in Rom Kardinäle mit Menschen aus allen Ständen und diese mit jenen ohne alle Förmlichkeit, leicht und zwanglos sich benehmen. Das Nämliche gilt von Sizilien und Neapel. Der dirigirende Minister in Neapel, Medici, wurde in seiner und meiner Gegenwart von seinen Leuten il Cavaliere Medici genannt, desgleichen angeredet: „Signor Cavaliere,“ wie bei uns: Herr von X oder Y! Hingegen ist hier, durch die spanische Hofsitte, die Trennung und Entfremdung zwischen dem regierenden Haus und den übrigen Ständen sehr groß; darum wundern sie sich so sehr über das freundliche Verhältniß zwischen unserem Kronprinzen und seiner Umgebung. Wenn am neapolitanischen Hofe

---

[1]) Einer soll mit Konradin enthauptet worden sein. Des Herzogs Bruder, der mir davon erzählte, hieß Graf Somatino. Die germanische Mischung im Blute dieser adeligen Herren und Damen gab sich noch durch vieles Blondhaar und blaue Augen kund.

eine Aufwartung ist, so antwortet gemäß der herrschenden Sitte der König oder der Kronprinz nie mit einer Silbe.

„Der hiesige Statthalter ist außerordentlich geliebt und geachtet; während der Revolution hat er viel beigetragen zur Beruhigung und Versöhnung der Gemüther, was alle Partheien anerkennen; dagegen war sein Bruder, neapolitanischer General, im wörtlichen Sinn in Gefahr, vom wüthenden Pöbel zerrissen zu werden.

„. . . . Unter den hiesigen Augustinern ist einer, P. Pasquale von Stadtamhof, ehemals Beichtvater bei dem deutschen Regiment in neapolitanischem Dienste. Dieser hat mir erzählt, daß er und alle Geistlichen während der Revolution genöthiget wurden, Schildwache zu stehen und Kokarden zu tragen; selbst der Erzbischof mußte Patrouille machen.

„Die hiesige Junta war fest entschlossen, den Oesterreichern den Eintritt in's Land zu wehren; der Statthalter überzeugte sie aber von der Unmöglichkeit und Ungereimtheit dieses Vorhabens und sie danken es ihm nun.

„Vor vier Tagen wurde ein junges Weib gehängt, weil sie ihren Vater umgebracht hatte."

„Palermo, 30. Jänner 1824.

Gestern sollte das Packetboot, der Leone, und wir mit ihm abgehen. Aber ein Sturm aus Nordwest hinderte die Ausfahrt. Alle Abschiedsbesuche sind gemacht, alle unsere Sachen zum Einschiffen bereit, ich habe daher Muße, meine Reisebeschreibung fortzusetzen.

„Unsere Lebensweise war in der letzten Zeit von der früher beschriebenen nicht verschieden, außer daß Baurath Klenze seit dem 21. unsere Gesellschaft wieder ergänzt hat.

„Bisher hab' ich mit Absicht vermieden, über die inneren, politischen, ökonomischen und moralischen Angelegenheiten Siziliens zu schreiben, theils um längere Zeit beobachten zu können, theils weil ich darüber nicht von hier einen Brief abschicken wollte.

„Sizilien ist gegenwärtig ein im höchsten Grade unglückliches Land. Um aber Einsicht über den Ursprung und die allmählige Entwicklung seines Elendes zu bekommen, muß man ein Jahrzehend zurückgehen.

„Vor 1814 versah Sizilien eine Menge Länder mit Getreide, Oel und Früchten, welches alles auf fremden Schiffen,

die hieher kamen, ausgeführt wurde; diese Gegenstände waren auch im Preise.

„Vor 1814 war der neapolitanische Hof, und mit ihm 60 Tausend Neapolitaner in Sizilien.

„England bezahlte jährlich eine halbe Million Gulden Subsidien, die mit dem, was die englische Armee kostete, in Sizilien verzehrt wurden.

„Seit 1814 aber kommen unzählige russische Schiffe aus Odessa, und zum Theil aus Egypten, und führen Getreide u. s. w. von dort überall hin, wo man es bedarf.

„Hier in Sizilien reift das Getreide zwar viel früher als in Rußland, (schon anfangs Mai,) es ist besser als in Rußland, aber man hat keine Schiffe, es auf ihnen zu verfahren; auch ist wegen Mangel an Straßen der Transport aller Dinge aus dem Innern des Landes an die Küsten so kostspielig, daß man z. B. geräuchertes Fleisch u. s. w., das aus Amerika hieher gebracht wird, wohlfeiler kauft, als das im Lande zubereitete.

„Die großen Güterbesitzer haben daher seit mehreren Jahren wenig oder gar kein Getreide, Oel u. s. w. verkauft; in manchen Gegenden hat man es nicht der Mühe und Kosten werth gehalten, es zu erndten. Besitzer, die ehemals von ihren Gütern 20, ja 100 bis 200 Tausend Gulden jährlich Einkünfte hatten, sind in solcher Noth, daß sie häufig keinen Thaler im Hause haben und Hemden und Hausgeräthe versetzen. Ein Monteleone hat 120 Tausend Gulden Ausstände bei 8000 Personen, und fast mit allen muß er Prozeß darum führen.[1]) Der Principe Belmonti hat von seinen Unterthanen 200 Tausend Gulden Ausstände.

„Hier, im Kornlande, leben viele Menschen von Disteln, wie ich von Augenzeugen gehört, denn es ist dem Armen noch nicht geholfen, wenn man ihm Korn schenkt und wenn dies der Müller umsonst mahlt; man müßte ihm zugleich Geld geben,

---

[1]) Anm. der Schreib. Die Gesammtzahl seiner Prozesse soll, wie R. durch den Sohn des Herzogs gesagt worden, damals sechzehntausend betragen haben. Wir werden aber sogleich sehen, daß es nicht in allen sich um einfache Schuldausstände gehandelt, sondern in einigen um rechtliche Prinzipienfragen.

damit er die königliche Abgabe für das Mahlen bestreiten könnte; Geld haben aber Wenige zu verschenken.[1])

„Nur der Principe di Trabia, der Handel treibt, ist noch wohlhabend unter so Vielen, die es einst waren.

„Da wegen Verarmung der Güterbesitzer, auch der Handwerksleute nur wenige Beschäftigung haben, so arbeiten jetzt viele Meister, welche einst 10—12 Gesellen hatten, im Taglohn.

„Das Unglück ward vergrößert durch Einführung des französischen Gesetzbuches; dieses mochte eher passen in einem Lande, wo alle Feudal-Einrichtungen vernichtet waren, wie in Frankreich, aber unmöglich hier, wo die ganze, hier ganz besonders verwickelte Feudalverfassung nebenher aufrecht erhalten wurde, — eine moderne schwere Kuppel auf einem baufälligen gothischen Dom. Seit der Einführung des französischen Gesetzbuches hat sich hier auch die Zahl der Prozesse und Advokaten auf's Doppelte vermehrt; mit seinem Bruder hatte ein Monteleone 44 verschiedene Prozesse, wovon er schon 29 gewonnen.[2])

„Von der Willkür bei den Gerichten hat man keine Vorstellung. Abwärts von . . . ., der seinen Eid schon so oft gebrochen, scheut sich selten Jemand, falsch zu schwören. Von den 13—18,000 Gefangenen sind noch wenige verhört worden.

---

[1]) Anm. der Schreib. Zur Ergänzung vgl. 7. Kapitel, Bd. I. S. 425. Eine kleine Wiederholung zwischen dort und hier entschuldige der Umstand, daß das Betreffende weder dort noch hier mochte gern entbehrt werden.

[2]) Anm. der Schreib. Ringseis sagte hierüber später: „Es erhoben nämlich in Folge der neuen Gesetze alle jüngeren Söhne und deren Kinder gleichen Erbanspruch mit den Erstgeborenen; und um diese Ansprüche auszufechten, wurden viele von ihnen selber Advokaten. Aehnlich waren alle Abgaben strittig geworden und mußten jede einzeln von den Adeligen, die nicht Willens waren, auf ihre herkömmlichen Rechte zu verzichten, vor Gericht eingeklagt werden. Die Verwirrung war eine heillose. Die Einführung des Code Napoléon hatte der sonst verständige, aber von liberalen Ideen berückte Minister Medici auf dem Gewissen. — Wenn ich aber dieses revolutionäre Verfahren auch einen Wahnsinn nenne, so will ich damit noch lange nicht der verrotteten Adelswirthschaft in Sizilien das Wort geredet haben."

Diese kosten jährlich ungeheuere Summen; sie arbeiten nichts; nicht einmal die Hemden und wollenen Kittel, welche die Züchtlinge tragen, werden im Lande gemacht.

„Ohngeachtet dieser Noth fährt man fort, die Zahl der hochbesoldeten Staats-Beamten zu vermehren; man machte zu Staatsräthen Leute, die nie in einer Kanzlei, zu Generälen Leute, die nie beim Militär, und zu Admirälen andere, die nie auf der See gedient; das Königreich beider Sizilien, das fast keine Schifffahrt hat, soll nur Einen Admiral weniger haben als England.

„Die Neapolitaner sind gehaßt; den neapolitanischen Ministern, die während der Anwesenheit des Hofes öfter hier beleidiget wurden, wirft man vor, daß sie aus Rache das Unglück Siziliens wollten.

„Soviel Zunder der Unzufriedenheit mußte, wenn ein Funken darauf fiel, wohl schnell entzündet werden. Dieß geschah durch die neapolitanische Revolution.

„Die Oesterreicher halten nun zwar gewaltsame Ausbrüche zurück; man ist auch mit ihrer Zucht äußerst zufrieden; jedoch muß ihr Aufenthalt natürlich die Abgaben, und somit den Geldmangel, eine Hauptquelle der Unzufriedenheit, vermehren. Es verschworen sich daher Einige aus der gewerbtreibenden Klasse, um die Oesterreicher durch Vergiftung von Fleisch, Brod und Wein zu vertilgen. Jedermann ist überzeugt, daß nach Abzug der Oesterreicher die Unruhen wieder ausbrechen; der König will daher diese, so lange er lebt, im Lande behalten, sagt man."

„Den 31. Jänner. Der ungünstige Wind dauert fort; es hat auch in der vorigen Nacht Schloßen geworfen; es ist so kalt, daß mir beim Schreiben die Finger erstarren; man kann auch nicht spazieren gehen, weil der Wind zu heftig. An solchen Tagen ist selbst in Sizilien nichts unbehaglicher, als der Aufenthalt in den Zimmern; ich legte mich manchmal mit Filzschuhen und Mantel in's Bett; öfter saß ich, mit des Kronprinzen Erlaubniß, im Mantel bei Tisch. Baron Gumppenberg und ich haben uns hier die Füße erfroren, während es im Freien so warm ist, daß man die Röcke auszieht; liegt doch ein Theil von Sizilien südlicher, als die Nordwestküste von Afrika.

„Die Spuren des Erdbebens sind hier noch sehr bedeutend; mehrere Häuser, Paläste und Kirchen sind ganz eingestürzt, 6—800 sind noch jetzt gestützt, fast alle haben gelitten. Ent-

stünde bald wieder ein Erdbeben, — und man ist nicht ohne Furcht deßwegen, — ich glaube, fast ganz Palermo würde einstürzen.

„1. Februar. Gestern Abend wurde uns angekündiget, daß der Wind sich günstig zeige und daß wir Abends absegeln werden. All unsere Sachen wurden an Bord geschafft, wir selber gingen hin und brachten die Nacht da zu, aber der Wind hörte wieder auf und wir kehrten heute früh wieder in die kalten Zimmer unseres Gasthauses zurück.

„Den 6. Febr. an Bord, Mittags.

Gestern endlich, um 10 Uhr Nachts, segelten wir aus dem Hafen von Palermo, der Wind war aber nicht besonders, die ganze Nordküste liegt in einer Entfernung von 8—10 Stunden vor uns ausgebreitet, der Tag ist hell, und wir sehen, was auf keiner der bisherigen Ueberfahrten geschehen, in Südosten den Aetna vor uns; ein Streifen dicken Rauches, wie uns scheint, zieht von seiner Spitze westwärts. Vor Sonnenaufgang dünkte uns der Berg ohne Schnee zu sein; jetzt aber erscheint er, mit allen nahen Bergen, von oben bis zur Meeresfläche beschneit; dieses ist aber nur scheinbar; denn in einer Entfernung von 40—50 Stunden (so weit ist bis zur Ostküste), verschwinden, wegen der Rundung des Meeres, die unteren Theile der Berge. Der Wind kommt fast ganz aus Norden, wir können daher nur durch Laviren vorwärts kommen.

„Den 7. Febr.: Der Wind ist sehr heftig, aber (noch) von Norden; mit diesem Wind könnten wir nach des Kapitäns Versicherung morgen vor Tunis sein; wir sind auch der Westküste Siziliens ziemlich nahe.

„Den 9. Febr., im Angesicht der Insel Ponza, nahe bei Terracina, somit näher bei Rom als bei Neapel:

Gestern war ein furchtbarer Sturm und fast ganz aus Norden. Das Schiff neigte sich beständig so stark von Norden gegen Westen (?), daß die Ebene des Verdeckes mit dem Meer einen Winkel von 45 Graden machte; der Vordertheil des Schiffes, über den Rücken der Wellen hinabgleitend, schien oft senkrecht in den Abgrund zu stürzen. Die Wellen schlugen über das hohe Verdeck hinüber, die Vorwärtsbewegung war so schnell, daß das Meer nicht wie ein reißender Strom, sondern wie ein Wasserfall an uns vorbeirauschte; selbst kein Schiffer konnte gehen oder stehen, ohne sich einzuhalten; ich wurde ohnm=

los, wenn ich mich über das Verdeck hinweg dem Wind entgegenstellte; von den 50 Reisenden waren die meisten krank und im Bette; Herr v. Klenze litt erstaunlich. Außer mir und Baron G. konnten es Wenige auf dem Verdeck aushalten. Während dem Sturm ward eine Wendung des Schiffes gemacht; der Wind, der bis jetzt bloß schief in die Segel blies, faßte das Hauptsegel des hinteren Mastes mit senkrechter Gewalt und brach in einem Augenblick den größten Segelbaum ab, so daß Seile, Tücher und Hölzer mit großem Getöse herunterrasselten; einige Seesoldaten fingen zu heulen an; drei Schiffsoffiziere stritten sich über die vorzunehmenden Bewegungen des Schiffes und der Segel; nur der Kapitän Baturso war immer ruhig. Auch ich war ohne Furcht; denn was konnte uns in einem großen Schiffe Gefährliches begegnen auf hohem Meer? Nur in der Nähe von Küsten und Sandbänken ist Gefahr. Gleichwohl hatte der Telegraph nach Neapel berichtet, daß unser Schiff mit den Wellen kämpfe.“ —

Während dieses trotz Allem sehr gefährlichen Sturmes schien ununterbrochen die Sonne. Die geängsteten Reisenden, die nach südlicher Weise laut betend zum Himmel riefen, flehten den Kronprinzen an, er möge seine Autorität zur Geltung bringen, damit an einer der kleineren Inseln gelandet werde. Der Kronprinz erklärte, hier habe er sich dem Kapitän zu fügen, der ja auch die Erfahrung besitze; doch sprach er mit diesem, und der Kapitän schalt über den Unverstand der Leute, welche ihn veranlassen wollten, sein Schiff mit Absicht in die Nähe von Klippen und somit fast zweifellos zum Scheitern zu bringen.

Während des Sturmes war ich Zeuge eines sehr boshaften Aktes südlicher Wuth. Von zwei im Takelwerk arbeitenden Matrosen mußte der Eine den anderen etwas höher Befindlichen gereizt haben und dieser Letztere trat nun dem unterhalb an einer Segelstange Hangenden mit voller Wucht der genagelten Schuhe anhaltend auf die bloßen Hände; der Getretene mußte den Schmerz aushalten, denn

ließ er los, so stürzte er rettungslos in das sturmzerwühlte Meer.

Als ich einmal in meinem Kabinchen auf dem Pfühle lag, hörte ich im Nebenkämmerchen den Baurath Klenze stöhnen: „Ach, kann ich denn nicht sterben?!" dann schleppte er sich zu der viereckigen Fensteröffnung und stieß, um frische Luft zu erhalten, den mit einer Eisenkette befestigten Holzwürfel, der sie verstopfte, hinaus. Meine Lucke hatte ich mit meinem Holzwürfel verschlossen, weil bei der stürmischen See einige eingedrungene Wasserwogen mich fast in meiner Kajüte ersäuft hätten. Mich christlich erinnernd, daß eine Gemüthsbewegung, z. B. Entrüstung, höchst vortheilhaft auf den armen Todessehnsüchtigen zu wirken vermöchte, erhob ich in frommer Absicht mich ebenfalls vom Bett, ergriff ein vorhandenes Schilfrohr, öffnete meine Lucke und stieß hinauslangend mit Kunst und Gewalt Klenze's Würfel in die seinige, — Klenze ihn wieder hinaus, ich — wupp — ihn wieder hinein, er zum zweiten-, zum drittenmal hinaus, ich — wupp — ebenso oftmal hinein, Klenze flucht, ich breche in ein Leib und Seele heilsam erschütterndes Gelächter aus, endlich merkt er den Spuk und wettert über den Bösewicht, aber den Tod, glaub' ich, hat er sich nicht mehr gewünscht.

In einem Anhang zu obigem Briefe heißt es an die Freunde in der Heimath.

„Rom, den 21. Febr. 1824.

Die Post geht bald ab. Ich berichte daher nur ganz kurz, daß wir am 10. Nachmittags 4 Uhr im Hafen von Neapel anlangten, daß ich in einem der Kähne, welche dem Schiff entgegenfuhren, meine Friedel fand mit Regine und einem Großhändler Fellinger aus Neapel, daß der Kronprinz noch in der folgenden Nacht abreiste, ich mit seiner Erlaubniß noch vier Tage in Neapel zurückblieb und vorgestern Abends hier angekommen bin."

Um Mitte Januar war es gewesen, daß meine Damen in guter Begleitung in Neapel eingetroffen. Dank der unermüdlichen Dienstfertigkeit eines italienischen Reisegefährten[1]) und der großen Freundlichkeit deutscher und dänischer Familien, an welche sie empfohlen waren, vermochten sie auch vor meiner Ankunft in Stadt und Gegend sich umzusehen, ja sogar eine Vesuvbesteigung zu wagen.[2])

Jene mir gewordene Vergünstigung, dem Kronprinzen erst in einigen Tagen nachzufolgen und sohin die Reise mit meinen Damen zu machen, beruhte keineswegs auf reiner Gunst, vielmehr auf einer kleinen Ungunst, das wußte ich sehr genau. Nicht so sehr die Ungnade, als deren Veranlassung — worüber ich bald berichten werde, — trübte einigermaßen meine Stimmung. Doch genoß ich jene etlichen Tage recht gern meine Freiheit und mein Zusammensein mit Friederike im schönen Neapel. Nach Rom begleitete uns für etliche Wochen die liebenswürdige Dänin Frl. Susette Dalgas aus einer jener Familien, welche für Friederike so gütig gewesen. —

3. Wieder in Rom. Schloß Columbella. Heimkehr.

Allerhand Erlebnisse. Ein Herzens- und Gewissensfall. Auf Columbella. Professur. Heimreise und Schlußbetrachtung über die drei Romfahrten.

Mit Christian Brentano begann alsbald wieder der Verkehr, und nun lernte auch Friederike den eigenartigen Mann, der ihr anfangs so befremdlich geschienen, herzlich schätzen und an seiner köstlichen und mannigfaltigen Unterhaltung sich weiden. Bald gab er uns Tiefsinniges zum Besten, bald Witziges, bald seine merkwürdigen Erlebnisse mit der Nonne von Dülmen, bald Züge aus dem

[1]) Signore Pasquale; siehe Beilage 4 a } zu 11. Kapitel.
[2]) Siehe Beilage 4 b—e } zu 11. Kapitel.

italienischen Volksleben, so z. B. wie einem Manne, der von Räubern zum Tod verwundet und von Gendarmen zu spät befreit worden war, seine Tochter immer zugerufen: „Verzeiht, Vater, verzeiht, damit Gott auch Euch verzeihe!" — [1])

Ein trauriger Fall machte um jene Zeit viel von sich reden. Römische Sorglosigkeit hatte an einem Uferpfad der Tiber eine schmal eingeengte Stelle unterwaschen und verspülen lassen. Ein hübsches, liebenswürdiges und noch sehr junges englisches Fräulein kam mit gesetzten Begleitern zu Pferd dahin. Roß und Reiterin stutzten — so erzählte man sich — die letztere wollte einen anderen Pfad aufsuchen, da ergriff einer der Herren das Thier am Zügel, um es hinüberzuführen, aber es gleitet aus mit den Hinterfüßen und stürzt in die Fluth, die das junge Mädchen von dannen reißt. Man wirft sich ihr nach, umsonst! Sie kämpft, aber sie ist zu schwach, zu rasch hinweggerissen, noch breitet sich das lange blaue Reitkleid auf der gelben Welle aus, dann verschwindet sie, die (vielleicht nicht ohne Schuld des Leichtsinns) verzweifelnden Männer zurücklassend. Dem an sich traurigen Ereigniß gab es noch eine besondere Färbung, daß Miß Bathurst Tochter jenes englischen Obersten war, der zu Napoleons Zeit auf einer Kourierreise von London nach Berlin verschwunden, ohne daß man je wieder sichere Nachricht von ihm erhalten hätte; man wollte Erschießung durch ein heimliches französisches Kriegsgericht in Braunschweig muthmaßen, doch ohne sicheren Anhaltspunkt. Aus den Armen der in Turin

---

[1]) Anm. der Schreib. „Brentano nahm mit großer Rührung von mir Abschied," erzählt R. seiner Frau, nachdem er Rom endgültig verlassen hat; in der That hing Jener an R. mit großer Liebe.

lebenden Mutter hatte der Oheim das arme Mädchen geführt, in der Absicht, Vaterpflicht an ihr zu erfüllen, und ihr unwillentlich so das vorzeitige Ende bereitet. Ich suchte nachher die Unglücksstelle auf, die allerdings solch ein Wagstück von Männern für sich selbst, geschweige für ein Mädchen, als höchst bedenklich erscheinen ließ. Von Anstalten zur Ausbesserung des Pfades war noch weit und breit nichts zu merken.

Das gemeine Volk in Italien sieht, daß häufig Fremde um theueres Geld solche Dinge erwerben, deren Werth ihm durchaus nicht einleuchtet (manchmal auch sonst keinem vernünftigen Menschen), und auf dieses hin wagt es denn zuweilen etwas kühne Versuche. Dem Grafen Seinsheim und mir bot ein Bursche einmal ein Thier zum Verkauf; aber was für ein Thier? Eine Fledermaus. „Ei," frugen wir ihn, „was verlangst du für diese kostbare Bestie?" „Eh!" meinte er, „uno scudo", das wäre wohl nicht zu viel. „So?" erwiderte der Graf; „nun, weißt du was! In Deutschland habe ich ein Schloß, da fliegen diese kostbaren Thiere nur so unterm Dach herum. Die will ich dir alle schenken ohne Ausnahme, wenn du kommen willst und sie zusammenfangen, da wirst du in Bälde ein reicher Mann werden." Die gräfliche Familie v. Seinsheim-Grünbach wird Aufschluß geben können, ob der Italiener das großmüthige Anerbieten sich jemals zu Nutzen gemacht.

Jener bekannte hannöver'sche General Baron Dörnberg, welcher als Hesse den Aufstand gegen Hieronymus Bonaparte versucht und nach dessen Mißglücken sich hatte flüchten und verbergen müssen, und für seine Frau drei Jahre verschollen war, weilte mit seiner Familie nun in Rom. Der Baronin war von ihren schweren Prüfungen eine tiefe Melancholie zurückgeblieben, und nun wollten es der General und die ältere Tochter ihr sorgfältig ver-

bergen, daß der an Lungenübel erkrankte Sohn unrettbar verloren sei; ebenso sorgfältig verbarg sie vor ihnen ihre Erkenntniß des unheilbaren Zustandes und mich als Arzt machten alle Theile zum Vertrauten ihrer Aengsten und Qualen. — Aufsehen erregte bei den Besuchern des Hauses ein kleines Töchterchen von genialen Anlagen, verständig und unterrichtet gleich einer erwachsenen Person — sogar was man vom Fortifikationswesen ihr mittheilte, begreifend und bewältigend — und trotz dieser Frühreife noch im Besitze kindlich lebhafter Unbefangenheit. —

Der Fasching, theils in Neapel, theils in Rom zugebracht, hatte uns nicht besonderes Vergnügen gewährt (was vielleicht in unserer Stimmung lag), obschon auf dem Festino deutsche und italienische Dichter mit Maskenfreiheit meiner Friedel in kurzen und langen Gedichten huldigten. Nun nahten die Chartage mit ihrer für deutsche Mägen schwer bezwingbaren Fastenkost ohne alle Zuthat von Eiern, Milch, Butter u. s. w.

„Ich hatte so satt daran," schreibt Friederike, „daß ich mit wahrem Mitgefühl (am Charsamstag nach der Auferstehung) die Töpfe sprengen sah. Es war sehr lustig, wie Knaben und Große mit etwas Pulver Geschirre, worin Fastenspeise gekocht worden, so zerstörten; den ganzen Vormittag ein beständiges Knallen, manchmal gingen ganze Batterien von Fastentöpfen los."

Aus der Sistina wurde ich an einem der Chartage ohnmächtig getragen, was vielleicht mit der römischen Fastenkost zusammenhing. Endlich kamen die österlichen Feierlichkeiten und noch oftmal hat es Friedel mir vorgerupft, daß aus meiner Schuld die Redensart an ihr wahr geworden: „In Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen haben." In der Nähe von St. Peter sprang ich nämlich schnell noch ein vier Treppen hoch hinauf, nach einem Kranken zu sehen; als wir dann dem

Quirinal zueilten, strömte schon die gesegnete Menge in gehobener Stimmung uns entgegen.

Die Zeit der Abreise kam. Friederike und Fräulein Regine gingen mir voraus nach Florenz, wo der Rath eines Sach- und Ortskundigen entscheiden sollte, ob für sie das Bad von San Giuliano bei Pisa geeignet sei. Für Reisegesellschaft war gesorgt. Ich aber ging mit dem Kronprinzen und den übrigen Herren zu Anfang Mai nach Villa Columbella bei Perugia, wo der Gnädigste 8—14 Tage als Gast des Marchese Florenzi zu weilen gedachte.

Hiemit komme ich an eine Episode, über welche sonder Zweifel mein dienstliches und persönliches Verhältniß zu dem geliebten gnädigsten Herrn mir bescheidenes Stillschweigen auferlegen würde, wenn diesem nicht gewichtige Erwägungen entgegenstünden. Ich spreche von jenen phantastischen Vergötterungen der Schönheit, jenen schwärmerisch leidenschaftlichen Lieben Ludwigs I., die so viel Aufsehen gemacht, ihn schließlich die Krone gekostet und hiedurch sich leider zu Thatsachen von weltgeschichtlichem Belang gestempelt, aber auch eine Fluth von Fabeln nach sich gezogen haben. Ich müßte Welt und Zeit nicht kennen, wollte ich mich der Erwartung hingeben, daß nicht noch manch geschäftiges Händepaar Alles zusammentragen werde, was einen Schatten auf das Leben dieses vielfach großen und ruhmreichen katholischen Fürsten zu werfen vermag. Obschon nicht durchaus im Klaren über die Rechte der Kirche und obschon seinen Katholizismus gern und ausdrücklich unterscheidend von „Ultramontanismus“, wollte Ludwig I. seiner Absicht nach doch ein getreuer Sohn dieser Kirche sein und gilt mit vielfachem Recht als solcher und als ihr Förderer und Beschützer. Wie uns mit Bedauern, so erfüllt es Andere mit Behagen,

die Schwächen und Verirrungen eines solchen Regenten zu beobachten, und sie vergrößern deren Schatten nach Möglichkeit.[1]) Wenn nun ich, sein wiederholter Begleiter, der ich durch eine Reihe von Jahren ihm nahe gestanden wie Wenige, über die angedeutete Schwäche mich gänzlich stumm verhalte, wie soll man es auslegen als besten Falles: die Pietät und mein Dienstverhältniß zwingen mich zu schweigen, wo ich sonst nach meiner Gesinnung nur zu tadeln und in keiner Weise die allgemeine Anklage zu mildern vermöchte. Dem aber ist nicht also. Ich kann nach bestem Wissen und Gewissen über meinen geliebtesten Fürsten ein weit günstigeres Zeugniß ablegen, als Viele gewärtigen. Will ich dieses Zeugniß aber einigermaßen begründen, so muß ich, wenn auch in aller Kürze, Züge aus dem vertrauteren Umgang erzählen, die allerdings unter anderen Umständen dem Siegel schweigender Zurückhaltung verfielen; ich enthülle sie, obgleich darin sich auch die Schwäche meines theuersten Gebieters enthüllt, ich enthülle sie aber, weil durch den Nebel phantastischer Leidenschaft hindurch ein so guter und rührender Untergrund zum Vorschein kommt für Jeden, den nicht Parteisucht verblendet.

Daß ich jene schwärmerischen Leidenschaften meines hohen Herrn, jenes gefährliche Spielen und Schwelgen eines schönheitstrunkenen Sinnes nicht zu rechtfertigen gedenke, brauche ich nicht erst zu sagen; daß aber gerade diese auffallenderen Verhältnisse nicht dasjenige gewesen, was die ihm abhold gesinnte oder am Skandal sich erfreuende Welt am allerliebsten darin sähe, daß dieselben vielmehr ihren Verlauf nur in Herz und idealer Phantasie genommen, das hat Ludwig I. nicht nur mir selber oftmals

[1]) Noch jüngst kam uns ein derartiges Pamphlet in einer außerbayerischen Zeitung zu Gesicht.

betheuert, sondern ich bin es auch im Innersten überzeugt.[1]) Bekanntlich hat König Ludwig trotz derselben seine schöne und seelengütige Gemahlin, die er aus liebender Wahl gefreit hatte, auch bis zu ihrem Tode von Herzen geliebt und jene anderweitigen Begeisterungen sogar mit der paradoxen Behauptung zu rechtfertigen gesucht, sie seien durch die geistige Anregung, welche sie ihm gewährten, für das Glück seiner Ehe höchst förderlich.

Indem ich obige Ueberzeugung darlege, spreche ich nicht ein Urtheil über den gesammten sittlichen Wandel meines inniggeliebten Fürsten aus. Einen Zug aber aus meiner eigenen Erfahrung erlaube man mir hier einzuflechten: Ein sehr schönes Mädchen, in der übelsten Absicht ihm gegenübergestellt, hat er mitleidig behütet und meine Hilfe in Anspruch nehmend, dasselbe aus schnöder Lebenslage gerissen und mit der ihm eigenthümlichen Umsicht und Ausdauer zu einem rechtschaffenen Broderwerb heranbilden lassen. Ein sehr ausgezeichneter Pfarrer, der auf meine

[1]) Ein Beweis dafür, wie auch das betrübteste unter König Ludwigs Liebesspielen von ihm als ein ideales behandelt worden, liefert unter Anderem folgender von einem der Interlokutoren mir zweifellos verbürgte Umstand: Als König Ludwig schon lang dem Thron entsagt hatte, war einst mit ihm die Rede von Mme. de Pompadour. „Maitressenwirthschaft," sagte er entrüstet, „Maitressenwirthschaft — ja das wäre das Wahre!" Er hatte das Bewußtsein, daß auch Lola Montez für ihn keine Maitresse im gewöhnlichen Sinn gewesen. Daß trotzdem die Folgen denen einer Maitressenwirthschaft in Manchem gleichkamen, mochte er, wenn überhaupt er es klar überschaute, zum Theil denjenigen zur Last legen, die durch Widerspruch gegen eine vermeintlich harmlose Liebhaberei seiner persönlichen und königlichen Selbstständigkeit zu nahe getreten und so ihn gereizt und in falsche Bahnen getrieben. Doch haben wir auch Belege dafür, daß er sich selber mit Peccavi in dieser Sache nicht verschonte und sie jedenfalls nachträglich beklagt hat.

Vermittlung bei dieser Rettung mit thätig gewesen, wurde hiedurch dem Kronprinzen näher bekannt, und wenn er in der Folge einen hervorragenden Bischofsstuhl eingenommen, so verdankte er es zwar vor Allem seinen Verdiensten, die aber ohne jene Verkettung vielleicht nicht zu des Königs genauerer Kenntniß gelangt wären. Und nun kehre ich zu meinem Ausgangspunkte zurück.

In meiner Erzählung vom Fasching des Jahres 1821 habe ich der wundervoll schönen Marchesa Florenzi Erwähnung gethan und scherzend auch der Verheerung, welche sie in unserem Wagen auf dem Corso angerichtet. Bei unserem dießmaligen Aufenthalt aber loderte und zwar sehr bald das Huldigungsfeuer des Kronprinzen in hellen Flammen und er hielt dieß für eine harmlos erlaubte Sache, besonders so lang keine ernsten Mahner dem süßen Schwärmen entgegentraten. In Palermo war es, daß ich mir erlaubte, ihm schriftlich ein Warnungswort zuzurufen. Obschon er anfänglich dasselbe nicht ungnädig aufnahm, so folgte doch jene sauersüße Erlaubniß nach, daß ich in Neapel bei meinen Damen bleiben dürfe. In Rom herrschte Kühle gegen mich und bald mußte Baron Gumppenberg mir den Vorschlag machen, fortan mit meiner Frau zu speisen. „Ich mag meinen Arzt nicht mit zu Tische haben, so wenig wie meinen Beichtvater,“ äußerte der Gnädigste gegen die übrigen Herren. Ein andermal stichelte er mit den Worten: „Kommen Sie, Klenze! Diese Doktoren — Tod; Künstler — Leben!“ — „Warum hat denn nicht Klenze den verrenkten Arm einzurichten bekommen?“ schmollte hierüber meine Friedel. Auch ich war verstimmt und wir besprachen, ob ich nicht meinen Abschied begehren sollte. Wenige Tage vorher aber war der uns so gütig gesinnte Graf Seinsheim in Rom eingetroffen; dieser wie Baron G. beschwichtigten mich wohl-

wollend, und so unterblieb, was ohne Zweifel eine Thorheit gewesen wäre.

Es war natürlich, daß je länger je mehr sowohl Römer als Fremde an der feurigen Huldigung des hohen Herrn theils wirkliches, theils obligates Aergerniß nahmen. Unerträglich fand man es vollends, daß am Gründonnerstag der Kronprinz, nachdem er in öffentlicher Kirche die heiligen Sakramente empfangen hatte, ebenso öffentlich mit der Marchesa auf dem Corso spazieren fuhr. Für ihn aber ist es recht bezeichnend, daß er ganz vergnügt und treuherzig meinte: „Jetzt endlich werden die Römer doch die Ueberzeugung haben, daß mein Verhältniß zur Marchesa ein reines und unschuldiges ist, weil ich an diesem heiligen Tag nach Empfang der Kommunion mich Allen mit ihr gezeigt habe.[1])

Gegen Schluß unseres Aufenthaltes in Rom muß es gewesen sein, daß der Kronprinz, gedrängt durch die Mißbilligung, der er begegnete, den Fall einem Jesuiten vorlegte. Dieser entschied in unserem Sinn. In leidenschaftlichem Schmerz rief der Prinz: „Wenn es Sünde ist, so muß ich es lassen, aber es ist mein Tod!" Der Tod hätte wohl auf sich warten lassen, so meinte auch der klar besonnene Graf Seinsheim; aber man wußte nicht wie beruhigen und trösten, war in schweren Aengsten

1) Wo er in seinem Gewissen sich rein fühlte, da konnte es ihn von Herzen aufbringen, wenn nur von fern auf Mißdeutbarkeit seiner Schritte hingewiesen wurde. Einem schönen Fräulein, dessen Charakter er hochschätzte, dessen Geist und Anmuth er bewunderte, ließ er seinen Besuch im Haus ihrer Eltern ankündigen; das Fräulein bat einen Herrn seiner Umgebung, die zugedachte Ehre von ihr abzuwenden; ärgerlich ließ der hohe Herr ihr sagen, der Kronprinz habe das Recht, in jedem Frauenkloster Besuch abzustatten; doch hatte sie ihren Wunsch erreicht und seine Gnade ward ihr darob nicht entzogen.

für den hohen Herrn, dessen beweglich reizbare Konstitution allerdings eine schnelle Rückwirkung aller geistigen Eindrücke auf das Gesammt-Befinden äußerte, und es fand sich Jemand, der einen anderen Geistlichen aufsuchte, einen Schweizer und Ordensmann von hohem Rang, den aber ich in Folge persönlich gemachter Beichterfahrung für einen heimlichen Jansenisten angesehen.[1]) „Wenn die Sache so liegt, wie Ihr berichtet," erwiderte dieser, „dann ist sie ja harmlos." Ich wußte nichts von der Anfrage, noch von dem Bescheid und konnte nicht begreifen, warum eines Tages der Kronprinz wie ausgewechselt bei Tisch erschien, strahlend und prickelnd von Freude, bis mir nach Tisch durch Baron Gumppenberg das Räthsel gelöst wurde.[2])

Jene ganze Sache mag es gewesen sein, an welche König Ludwig bei einem verwandten, nur viel traurigeren und folgenreicheren Anlaß gedacht hat. Das Ministerium Abel war abgedankt, weil es der Lola Montez das Indigenat und die Erhebung in den Grafenstand verweigert hatte. Das freisinnige „Ministerium der Morgenröthe"

---

[1]) „Ich halte nicht viel vom vielen Beichten und Kommuniziren," hatte er gesagt, als ich äußerte, ich glaubte in Zukunft öfter zu den heil. Sakramenten gehen zu sollen. Das machte mir den Mann ordentlich unheimlich.

[2]) Anm. der Schreib. Ein hochverehrter Berichterstatter schreibt in den „Hist. pol. Bl.," Bd. 93 ,S. 83: „Als Ergänzung des hier (von Ringseis) Gesagten kann ich aus allerbester Quelle den Wortlaut der Antwort angeben, welche der Kronprinz von dem oben erwähnten Jesuiten erhielt, die mich auf den Inhalt der Anfrage schließen läßt. Die hl. Schrift, sagte dieser, ein äußerst milder und ruhiger Priester, weiß nichts von platonischer Liebe zu einer anderen Person, sondern nur, daß der Mann sein Weib lieben soll. Da ist nichts von Rigorismus, nichts von Laxismus; es ist die Lehre des Evangeliums. Er konnte nicht anders antworten. Sagt doch schon der klassisch gebildete Kardinal Bona in seiner Manuductio: Pernicies est amor, quem Platonicum vocant."

war vermöge Leistung jener Gefälligkeit in's Leben getreten. Viele Professoren der Universität hatten den abgetretenen Ministern eine Dankadresse für ihre Standhaftigkeit gewidmet und der Zorn des Königs hierüber bot den Morgenröthlichen willkommenen Anlaß, ihren Frei- und Hochsinn durch Absetzung von ihnen mißliebigen Professoren darzuthun. Auch Görres und ich sollten wie billig von der Gesellschaft sein. So erbittert aber der König war — „den alten Mann laßt mir in Ruh'," erwiderte er in Beziehung auf Görres, „und der Muckerl," fuhr er fort, „der meint es gut, der hat mir schon manche bittere Wahrheit gesagt."

Mit derben Wahrheiten hat übrigens auch die schöne Marchesa Florenzi, um auf sie zurückzukommen, ihren feurigen Bewunderer nicht verschont, wie ich mit eigenen Ohren es mit angehört. Ueberhaupt konnt' ich an ihr kein kokettes Wesen bemerken, sie blieb immer gelassen, wenn schon so hochfürstliche Huldigung ihr mochte schmeichelhaft sein.

Wie lang die Kühle meines Gnädigsten gegen mich gebauert hat, weiß ich nicht mehr; soviel ist gewiß, daß, wenn nicht früher, so doch auf Schloß Columbella das Eisrindchen geschmolzen ist.[1]) Die Marchesa zog mich ärztlich zu Rath über ein Leiden, das mit erzitalienischer Unbefangenheit auch vor dem Kronprinzen verhandelt wurde. Als ich es näher auf's Korn genommen, zeigte sich ein sehr böses unheilbrohendes Uebel, das bis dahin

---

[1]) Anm. der Schreib. Sehr gespannt kann das Verhältniß auch in Rom nicht gewesen sein, denn am 28. März meldet Friederikens Tagbuch, wie nebst anderen Besuchern der Kronprinz und seine Herren den Abend bei ihnen zugebracht. „Der Prinz schlief, wir schwätzten und lachten bis gegen 12 Uhr." Später wird von einem gemeinsamen Besuch der Villa Ludovisi berichtet.

kein Arzt erkannt hatte. Der Schmerz des Kronprinzen bewog mich, ohne viel Ueberlegung hinzuwerfen, geradezu unmöglich sei eine Rettung nicht. Augenblicklich nahm er mich beim Wort und begehrte, daß ich selber das Rettungswerk unternähme, mein längeres Ausbleiben wollte er in München verantworten. Ich erschrak. Abgesehen von allem Anderen war es mir zuwider, gerade hier zurückzubleiben und das in's Blaue hinein auf weiß Gott wie lang; denn, war überhaupt eine Heilung sehr unwahrscheinlich, so ganz sicherlich eine rasche. Aber der Prinz bestürmte mich, und um mich lind zu stimmen, sollte mit des Marchese Genehmigung auch meine Frau, die bereits in San Giuliano war, auf das Schloß geladen werden. „Das wird nicht angehen," wendete ich ein, „sie hat eine Freundin bei sich und kann diese nicht verlassen." — ‚So möge die Freundin auch mitkommen.' Und er schrieb an meine Frau ein sehr verbindliches Briefchen. Aber Friedel und ich waren einig darüber, daß sie (des ‚in jeder Hinsicht so ausgezeichnet wackeren Ringseis' . . . ‚liebenswürdige, geistreiche, brave Ehehälfte') ruhig bleiben sollte, wo sie war, indessen ich in Gottes Namen dem Ansinnen bis auf Weiteres willfahren wollte.

Der Kronprinz reiste ab und ich blieb. Da mir kein anderes Geschäft oblag, als die Eine Kranke zu beobachten und zu versorgen, so durfte ich kühne Mittel wagen, die ohne so fortgesetzte Bewachung nicht rathsam gewesen wären, und die Apotheker von Perugia, welche nach meinen Verordnungen die Arzneien zu liefern hatten, meinten kopfschüttelnd: „Dieser deutsche Doktor bringt unsere kleine Marchesa um's Leben." Der deutsche Doktor hat sie aber nicht umgebracht, sondern über all sein eigenes Hoffen hergestellt, sie hat noch mehrere Jahrzehnte gelebt und in zweiter Ehe einen Engländer, Bruder der Frau von

Bunsen geheirathet. — Sie war eine Frau von Geist, und hat, wenn auch nicht ohne meine Nachhilfe, eine Schrift von Schelling in's Italienische übersetzt.

Ueber die Verdrießlichkeiten der Hauptsache hinweggesehen, bot sowohl vor als nach der Abreise des Prinzen mein Aufenthalt manches Antheilerregende. Das Gut lag in wunderlieblicher Gegend; rings, fast so weit das Auge reichte, sanfte, allenthalben mit Korn, Oliven und Reben bewachsene Hügel, im südlichen Hintergrund die noch im Mai mit Schnee bedeckten Apenninen; das von Ahnen ererbte Schloß selber thronte inmitten jener Höhen auf einem schönen fruchtbaren Hügel. Zugleich mit mir weilte auf dem Schloß, um der Marchesa Unterricht im Deutschen zu ertheilen, der Maler Rehbenitz, welcher nach vollendetem Studium der Jurisprudenz sich der Kunst zugewandt hatte, ein sehr wackerer frommgesinnter Mensch, befreundet mit Bunsen und Schnorr, verschwägert mit Overbeck. In beschränkter Lage kam ihm die auf ein Jahr angetragene Bestallung als rechte Hilfe vom Himmel; aber so bescheiden war er und so gewissenhaft, daß er Bedenken hegte, die ausgesprochene Besoldung anzunehmen, weil sie doppelt soviel betrug, als er erwartet hatte; Baron Gumppenberg und ich mußten erst ihm zureden, das Geschenk der Vorsehung sich gefallen zu lassen. Ich verkehrte viel mit ihm und besitze als Andenken daran fünf Bleistift-Zeichnungen von seiner Hand: Zwei liebliche Ansichten von Columbella, die Porträte von Cornelius und Overbeck und mein — des Giovanni Moretto, wie man dort mich nannte — selbsteigenes Bild, deß trüber Ernst die Verstimmung ahnen läßt, worin ich mich dazumal befand.

Am 13. Mai machten Graf Seinsheim, Baron Gumppenberg und ich mit vier Bedienten einen Ritt nach dem fünf bis sechs Stunden von Columbella entfernten

Monte Corona, der seinen Namen trägt als der höchste unter vielen umgebenden Bergen.. Auf seiner Spitze und seinen Abhängen besuchten wir eine Einsiedelei von Camaldulensern, bestehend aus einer Kirche, einem größeren zusammenhängenden Gebäude und etlichen zwanzig, durch schmale gepflasterte Wege verbundenen einzelnen Häuschen; jedes von einem Gärtchen umgeben, ringsumher ein ernster großer umhegter Fichtenwald, in ihm viele auf- und abwärtssteigende gerade Gänge, an deren Enden überall das heilige Kreuz aufgerichtet sichtbar wird. Mit großer Freundlichkeit führte uns Einer der Mönche in der Kirche, im Kloster, in einigen der Häuschen und im Walde herum. Allenthalben tiefes Schweigen und die blendendste Reinlichkeit, das Bild der Ruhe und des Friedens, und in leuchtender Sonnenpracht entzückte uns an diesem über's Getümmel der Welt erhabenen Ort die Aussicht in die Ferne und in die Tiefen ringsherum, wo reißende Waldströme brausen und der junge Tiberfluß in baumreicher Schlucht von den Höhen herab seinem stolzen Geschick entgegenstürzt. Hier leben diese Mönche, deren schweigende Gestalten wir hie und da wandeln sahen, abgelöset vom Irdischen, in Betrachtung der ewigen Dinge, wenden sich von derselben zu strenger körperlicher Arbeit, welche ihren Geist heilsam abspannt, ohne ihn mit geringeren geistigen Interessen zu füllen, so daß er möglichst unbeschwert, nach Abspannung und Ruhe, sich wieder aufschwingen kann zur innigsten Gegenwart Gottes. „Mir war sonderbar zu Muth," schrieb ich damals an meine Friedel, „wie reizend schien es mir, jährlich einige Wochen hier zuzubringen und sich ganz der strengen Regel des Ordens zu unterwerfen!" Eigentlich aber wollte mich es bedünken, daß wenn ich nicht schon verheirathet gewesen, dieß vielleicht die Stätte meines Bleibens geworden wäre.

Nachdem wir Alles betrachtet hatten, führte man uns in einen Speisesaal und bewirthete uns sämmtlich mit Kaffee; auch ein Mittagsmahl ward uns angeboten. Es war eben allgemeines Kapitel und Mönche aus den verschiedensten Gegenden hier versammelt. Seit 15 Jahren lebte im Orden ein Deutscher, ein Prinz von Hessen-Homburg, den wir leider nicht sahen, weil er Kränklichkeit halber auf einer Villa des Klosters weilte. Von einem anderen Mönch bemerkte unser Führer, daß er französischer General gewesen, und von einem dritten erzählte er folgende Geschichte: Als rühmlich bekannter Porträtmaler lebte derselbe vor Zeiten in Neapel. Die Königin Karoline — Tochter der Kaiserin Maria Theresia — trug nur widerwillig das Joch einer sehr strengen Etikette und umging dieselbe zuweilen mit jugendlicher Unbesonnenheit. So wollte sie einst sich ohne Vorwissen des Königs malen lassen und beschied unseren Künstler in ihre innersten Gemächer. Als aber während einer der Sitzungen unerwartet der König gemeldet wurde, da entsank ihr der Muth, sich zu ihrem Wagestück zu bekennen, und sie befahl dem Maler sich unter das Bett zu verbergen. Zu Widerspruch und Ueberlegung war keine Zeit, er gehorchte. Eine bis zwei Stunden blieb der König bei seiner Gemahlin, eine Ewigkeit für den Geängstigten, der laut- und regungslos in seiner hochbedenklichen Lage verharren mußte. In solch' qualvoller Erwartung trat ihm die Nichtigkeit aller irdischen Dinge vor Augen und er that das Gelübde, wenn er glücklich und unentdeckt von dannen gelange, der Welt Valet zu sagen. Im Orden von Camaldoli hat er sein Gelübde gelöst.

Man gab uns im Kloster ein Empfehlungsschreiben an die sog. Abtei am Fuß des Berges, wo sie eine Apotheke besitzen und ihre Kranken und Schwachen verpflegt werden.

Freundlich wurden wir auch hier aufgenommen und bewirthet, mit Suppe, Fischen, Eierspeise, Früchten und Wein, auch unsere sieben Pferde gefüttert. Geld, das wir geben wollten, ward nicht genommen. Unser Abschied war herzlich und gerührt.

Ebenso freundlich waren Empfang und Bewirthung in einer benachbarten Cisterzienser-Abtei, wohin wir ein andermal unseren Spaziergang richteten.

Daß wir Assisi und das uns nächstgelegene Perugia nicht versäumten, ist selbstverständlich.[1])

Wieder einmal ritt ich nach Gubbio, so meldete ich Friedel, „um Stoff zum Schreiben an Dich zu bekommen."

„Den 8. Juni Morgens um halb Viere saßen Rehbenitz und ich zu Pferd; eine schmale gutgebaute Straße führte uns beständig zwischen Eichenwäldern fast drei Stunden lang aufwärts; auf Perugia, das 1300 Fuß über der Meeresfläche liegende, blickten wir hernieder bei frischer und so heiterer Luft, daß es anstatt vier Stunden kaum eine von uns entfernt schien und wir deutlich die einzelnen Häuser unterschieden. In dieser Höhe war der Charakter des Landes der gleiche wie in Deutschland. Links und rechts romantische Thäler mit schönen Meiereien, Kirchen und Ruinen. Dann führte der Weg zwei Stunden fort abwärts in ein breites, mit Getreide, Reben, Kirsch- und Nußbäumen reich bebautes Thal; am nördlichen Ende desselben liegt Gubbio am untersten Abhang eines hohen Berges, auf dessen Gipfel ein Kloster dem heil. Ubaldus gewidmet. Neben diesem Berg erstrecken sich im Thale noch fünf bis sechs andere, durch schmale tiefe Thäler getrennt, alle oben spitz und wie sehr schiefe Dächer nach abwärts verlaufend, also von ganz eigenthümlichem Charakter. Die Stadt, ehemals Engina, dann Gobbi genannt, etruskischen Ursprungs, älter als Rom, gothisch

---

[1]) Ich habe eine Erinnerung, daß wir in Assisi zu eben der Zeit gewesen, als der Leib des heil. Franziskus erhoben wurde; doch weiß ich nicht, in welchem Jahr das war. (Aufgefunden wurden die Reste des Heiligen im J. 1818, also war es wohl bei der ersten Fahrt. — D. Redaktion der „Hist. pol. Bl.").

und vorgothisch im Styl, hat ein prächtiges Gemeindehaus, das einem ungeheuer breiten und hohen, oben aber flachen Thurme gleicht; ein vortreffliches Krankenhaus, das ein Kapital von 80,000 Scudi besitzt, als Vermächtniß eines reichen Mannes; einen Dom; eine Residenz, welche die alten Herzoge von Urbino sechs Monate im Jahre bewohnten; lauter Häuser aus roh behauenen Marmorquadern, sehr gutes Pflaster. Das Ganze macht einen gewaltigen Eindruck, besonders vom großen Platz aus, und erinnert mich etwas an Salzburg. Welche Städte hat Italien! Gubbio wird nun gar nicht genannt, weil es nicht an der Poststraße liegt. Wahrlich das Land der Städte! Auch mehrere gute alte Gemälde fanden wir und einen bischöflichen Kirchenornat mit einer Stola, worauf acht Bilder theils genäht sind (die Gesichter) und theils in Gold gewirkt (die Gewänder), die Zeichnung vortrefflich, die Figuren einen Fuß hoch, offenbar aus der Schule van Eyks — vorgeblich ein Geschenk des Kaisers Friedrich Barbarossa an den heil. Bischof Ubaldus, was aber unmöglich, da man im 12. Jahrhundert nicht so zeichnete. — Auf dem Heimwege begegneten wir vielen Schnittern und Mähern, deren zu Hunderten schon seit sechs Wochen nach der Maremma (dem römischen Meeresgestade) ziehen. Obwohl dort, wegen Hitze und feuchter Luft, fast ein Drittel erkranken und sterben soll: so wandern doch die Uebriggebliebenen mit neuen Schwärmen aus den Bergen des Appennins jährlich wieder hin, wie von einer Art Heimweh getrieben, denn sie führen ein ungebundenes, nomadisches Leben, im Freien, unter Zelten; haben Spiele, Tänze, leben ungezwungen mit dem anderen Geschlecht 2c."

Trotz des hier schließlich angedeuteten Unfugs half mein Aufenthalt in Columbella mein einseitiges Urtheil über den sittlichen Zustand der Halbinsel maßvoll berichtigen. Ich kam hier durch ärztliche Thätigkeit vielfach mit Städtern und Landvolk in Berührung; sie suchten mich auf oder beriefen mich in ihre Häuser. Allerdings erlebte ich auch hier einige Beispiele leidenschaftlicher Verirrungen und jener bedenklichen disinvoltura oder Ungezwungenheit, kraft welcher ein in sitten-

losem Kreise Lebender, selber unsittlich geworden, die ihn umgebenden oder berührenden unerlaubten Dinge und Verhältnisse mit einer den Nordländer schier versteinernden Einfachheit bespricht, als müßte das also sein, und diesen die übelsten Schlüsse auf allgemeine Verkommenheit ziehen läßt. Dicht daneben aber fand ich entzückende, kindlich rührende Lauterkeit und Einfalt in Sitten und Gemüth; da bestund sodann die nationale disinvoltura nur in einer reizenden Unbefangenheit geistiger und leiblicher Bewegung, und bei unverkümmerter Unschuld und Demuth in einem glücklichen Freisein von jener lähmenden, ja erdrückenden Schüchternheit, womit ländliche und kindliche Unschuld im Norden so häufig geplagt ist.

„Einen schönen Gebrauch haben sie hier, an Vorabenden von Festen, eine Stunde nach Sonnenuntergang auf allen Hügeln Feuer anzuzünden. So brannten neulich am Abend vor Himmelfahrt mehr als zweihundert Feuer ringsum; sie dauern nicht lange, da sie von Dornen sind; es ist aber ein herrliches Schauspiel."

Merkwürdig war mir die Wohlfeilheit der Lebensmittel. Von ganz köstlichem Landwein zahlte ich die Flasche, die drei römische Folietten enthielt, mit 1½ Bajoc., Muskat mit 5, 6 Baj., Rindfleisch (das Pfund oder die Tischration?) 5 Baj.

An den Landleuten beiderlei Geschlechtes fiel mir das Tragen hochreichender Stiefel auf, womit sie gegen die Schlangen sich schützen, die dort sehr zahlreich sind; (dennoch bin ich ärztlich zu einem Gebissenen gerufen worden). Auf allen Wegen findet man getödtete Schlangen, von den Bauern aus ihren Weinbergen und Feldern herausgeworfen.

Am 3. Mai meldete ich an Friedel:

„Der Architekt Hittorf, dem ich einige Recepte schrieb, hat mir sechs sizilianische Münzen gegeben, bronzene, von der größten Schönheit der Zeichnung, davon sollst Du ein Armband haben."

Mit diesen Münzen, welche Friederike große Freude machten, nahm es in der Folge ein klägliches Ende. Als sie in München dieselben einem erfahrenen Goldschmied zur Fassung übergeben wollte, ließ sie durch einen unserer Freunde sich bereden, sie lieber einem von ihm begünstigten, angeblich sehr geschickten, jungen Manne zu vertrauen, der erst ein Geschäft eröffne, daher billig sein werde und doch gewiß durch seine Arbeit sie befriedigen solle. Da sie eines Tages nachfragte, schien der junge Goldschmied sich selber nicht ganz behaglich zu fühlen, indem er ihr meldete, er habe die Münzen, um sie zu reinigen, in eine Säure gelegt. „Um Alles in der Welt, in eine Säure! Zeigen Sie her!" O weh! Da war nicht nur die herrliche Patina weggesäuert und gesäubert, sondern mit ihr auch die unvergleichliche Zeichnung, die mit dem Ueberzug allzu innig verbunden war, um sich ungestraft loslösen zu lassen; statt der kostbaren, uns unbezahlbar schönen Antiken sah man etliche unscheinbare zerfressene alte Kupfermünzen.

Am 9. Mai schrieb mir Friederike im Hinblick auf die mir angetragene Professur an der neu errichteten medizinisch-praktischen Lehranstalt zu München:

„Ja wohl wollen wir recht still und in Gott vergnügt leben — aber dazu gehört auch eine geregelte Eintheilung der Zeit und Geschäfte, und diese kann nicht statthaben, wenn Du Dir zu Deinen vielen Arbeiten auch noch die Professur aufladen läßt. Was Du abgeben und annehmen sollst, weißt Du am besten, sei daher jetzt darauf bedacht, überlege alles reiflich und tritt dann mit bestimmten Forderungen in München auf. Meine Meinung — kann ich Dir unmaßgeblich sagen — wäre: die ganze Professur an dieser unreifen Geburt von einer Universität ganz fahren zu lassen, da dieses Siebenmonatkind doch schwerlich zu einer rechten Manneskraft gelangen wird. Ich fürchte für Dich bei unsäglicher Mühe und Opfern wenig Erfolg und tausend Verdruß. Sei auch auf unser Einkommen bedacht, denn mit Nahrungssorgen zu kämpfen, wäre sehr hart." —

Ich aber schrieb ihr schon am 12. Mai von meiner Professur als einer entschiedenen Sache,[1]) und am 16., der Kronprinz werde mit Graf Thürheim sprechen, damit ich einen Gehalt als Professor bekomme, (das scheint also nicht ausgemacht gewesen zu sein). „Ein anderer Vortheil" (des Aufenthalts in Columbella, der mir auch ein eigenes Honorar eintrug) „ist, daß ich dieses halbe Jahr die Professur nicht auszuüben brauche, mich also länger vorbereiten kann. Und noch ein Hauptvortheil: daß ich mit Friedel über Pisa, Genua, Mailand, die Schweiz und einen Theil von Schwaben nach Hause reisen werde." Und so geschah es auch, ohne die frühere Verabredung mit ihren Reisegenossen, Herrn Rascher und Sohn aus Chur, aufzuheben. Sobald die Genesung der Marchesa so weit gediehen war, daß ich das Uebrige durfte der Natur und dem gewöhnlich vorhandenen ärztlichen Beistand überlassen, enteilte ich von Columbella, bevor etwa ein schriftlicher Auftrag längeren Verweilens dort erschiene. Wirklich kam ein solcher, nicht vor der völligen Herstellung zu scheiden; dieser holte mich aber erst in Mailand ein und von Umkehren war natürlich nicht die Rede.

Daß und wie sehr ich wieder in der Gunst des Kronprinzen gefestigt war, bezeugen viele herzliche Stellen seiner in der nachfolgenden Zeit geschriebenen Briefe.[2]) Man würde ihm aber sehr unrecht thun, wollte man dieß einzig seinem Interesse für die Marchesa und dem Dank für meine Hilfeleistung zuschreiben. Wo er einsah, daß

1) Das Anstellungsdekret datirt vom Anfang des Jahres.

2) Anm. der Schreib. Einmal heißt es: „Erhalten habe ich Ihre Briefe, der ich Wenige um ihrer selbst willen lieb gefunden wie diesen wackeren Ringseis." Ein andermal: „Ihrer liebenswürdigen braven Ehehälfte (der anderen werth, und das will viel sagen), desgleichen deren Freundin, freundliche Empfehlungen von mir."

er gefehlt, da trieb ihn seine Gewissenhaftigkeit, gutzumachen, und unbillig war Jener, welcher in Anspielung auf Ludwigs I. Wahlspruch gesagt hat: „Daß mich der König von meinem Posten entfernte, war nicht gerecht, und daß er mich wieder eingesetzt hat, nicht beharrlich.“ Sollte der König denn sich in der Gerechtigkeit für unfehlbar halten? Oder sollte er beharrlich sein im Unrecht?

Meine Reise mit Friedel und den Gefährten verlief sehr angenehm, nur hie und da versalzen durch die damaligen Mauthchikanen. Oft kam man an Einem Tag über mehrere Grenzen, weil die Länderzwickel und Enklaven so vielfach ineinandergriffen; wollte man nicht bestechen, und das mochte ich nicht, so war man hunderterlei Bosheiten und Plackereien ausgesetzt; die Plomben wurden so schlecht angemacht, daß sie herunterfielen und auf der nächsten Mauth Anlaß zu neuen Quälereien gaben, Alles beim Untersuchen durcheinandergeworfen u. s. w. In Bellinzona saß die gebietende Mauth mit dem Stock in der Hand, wir standen; Alles wurde herausgerissen, schlecht zugemacht, verrieben, die Schraube verdorben, endlich lief mir die Galle über und ich brach in heftigem Wort gegen den Zöllner los, da griff er mit einem abscheulichen Schimpfworte nach dem Messer und nur dem Sichdazwischenwerfen eines Anderen hatte ich es zu danken, daß er nicht auf mich losfuhr.

Im Uebrigen herrschte meist Fröhlichkeit und gegen Ende Juli begrüßten wir wohlgemuth die Frauenthürme von München.

Meine Romfahrten hatten hiemit ein Ende. Welches war denn der schließliche Gesammteinfluß, den sie auf meine innere Entwicklung geübt? Ich rede hier nicht von der intellektuellen Förderung durch den Umgang mit so vielen hochbedeutenden Männern, mit so vielen herrlichen

Denkmalen der alten und neuen Zeit; ich rede von meinen religiösen Ueberzeugungen. Der Leser hat es gesehen, nicht mit blinden Vorurtheilen zu Gunsten der ewigen Stadt, des römischen Stuhles, der Curie, war ich nach Rom gepilgert; vielmehr klebten an mir, besonders das erstemal, noch bedeutende separatistische Vorurtheile wider dieselben. Mit Leuten der verschiedensten Gesinnung hatte ich verkehrt, viel Ungünstiges hatte ich vernehmen müssen durch Männer, denen ich meine Hochachtung nicht versagen konnte und heute noch nicht versage; und selbst der Fürst, mit dem ich reiste, war zwar dem Willen nach ein guter Katholik, aber nicht so allseitig in den Geist der Kirche eingedrungen, daß er mir hierin Förderung sein konnte. Und dennoch! Wenn ich mich frage, wodurch mit der Zeit ich ein entschiedener Sohn meiner Kirche geworden, so muß ich meinem dreimaligen Aufenthalt in Rom eine hochbedeutende Stellung einräumen. Dem Geschrei der vielen Tadler entronnen und meine eigene Erfahrung über das Gut und Bös im kirchlichen Rom befragend, sah ich neben ausnahmsweise unwürdigen Erscheinungen, neben einer Anzahl gleichgiltiger, auch hochehrwürdige Gestalten meine Erinnerung beleben. Aber nicht hierin lag das Entscheidende. In der Entfernung fällt nicht nur all das kleinliche Gewühl, das durch Mißverständniß, Klatsch, Verdächtigung und Lüge den Staub um uns aufwirbelt, in sein richtiges Kleinheitsmaß zusammen, es tritt überhaupt das Persönliche weit zurück und immer deutlicher, immer herrlicher steigt in einfach großen Linien der Bau der Kirche mit ihrem Mittelpunkt empor und wirkt, noch ehe wir darüber denken, mit der unmittelbaren Wucht einer geheimnißvoll heiligen Größe, mit einer Kraft, die nicht von Menschen auszugehen vermag, sondern vom Wort: „Ich bleibe bei euch bis an's Ende der Welt."



Zwölftes Kapitel.

Bis zum Regierungs-Wechsel. 1824—1825.

Pflegekinder. Mitglied der Akademie. Geselligkeit, Freunde. Cornelius' Berufung als Director der Akad. d. K.; nochmal seine Gesinnung. Besuche von auswärts; ein Brief von Diepenbrock. vierzig Jahre alt.

So saßen wir denn wieder in München. Weil aber Gott noch immer den heißersehnten Kindersegen nicht gewährte,[1]) verschrieben wir uns aus Frankenburg erst ein liebes Blond-, dann ein liebes Braunköpfchen, nämlich zuerst ein leibliches und dann ein erheirathetes Töchterlein von Friederikens Schwester Therese in's Haus; später folgten noch andere nach auf kürzere und längere Zeit. Auch meine Schwester Kathrin und ihr Mann vertrauten uns ein Söhnchen zur Erziehung. So ward es rasch lebendig bei uns.

---

[1]) Anm. der Schreib. Einer jüngeren Verwandten, deren Eheglück Friederike mit ihrem eigenen vergleicht in den Worten: „Wir haben wahrlich beide das große Loos gezogen!" drückt sie den Wunsch aus: „Möge Der, der uns schon so viel gegeben — auch noch das Eine schenken" (Mutterfreude) „oder, sollte es denn nicht sein Wille sein, uns wenigstens mit seiner Kraft stählen, diese schwere Entbehrung mit frommer Ergebung zu erdulden. Mir wird diese schon dadurch zur Pflicht, als mein Ringseis auch in diesem Falle sich so wahrhaft hingebend in den Willen des Höchsten zeigt und die Nichterfüllung seines liebsten Wunsches so sanftmüthig erträgt, daß ich trotz der Heftigkeit meines Wesens mich auch zum stillen Dulden hingewiesen sehe." Schon früher redet sie davon, welch ein Kinderfreund er sei.

Die Akademie der Wissenschaften erwählte mich 1824 zu ihrem außerordentlichen Mitglied und an ihr hielt ich die Rede zur Eröffnung der medizinisch-praktischen Lehranstalt; das wird, so denke ich, die erste meiner öffentlichen Reden gewesen sein.[1])

Was ich durch die häufigen und langen Reisen an Praxis eingebüßt, gewann ich an hochwillkommener Muße zu gelehrter Arbeit. Die Anfänge meines Systems der Medizin waren gewissermaßen schon auf der Universität entstanden; nun aber krystallisirten sie sich allmählig zu größeren Gruppen, bis der Gedanke, ein Ganzes, Einheitliches zu gestalten, sich in mir festsetzte. — Immerhin hörte ich noch nicht auf, Stadtpraxis zu üben. Zu meinen damaligen Patienten gehörte der leider seinem frühen Ende schon entgegenwelkende geniale Frauenhofer, dessen Bescheidenheit seiner scharfsinnigen Forschergabe die Wage hielt und mir einen rührenden Eindruck hinterlassen hat.

1824 erhielten wir den Besuch von Fräulein Bunsen, die sich aus Holland nach Rom zu ihrem Bruder, dem preußischen Legationsrathe, begab, um dort zu bleiben. Jedoch kam sie in der Folge nach München zurück und ließ dahier sich nieder. Sie war eine der seltsamsten Erscheinungen, die je mir vorgekommen sind — den Kindern der Häuser, wo sie aus- und einging, ein Gegenstand scheuer Verwunderung. Von der Natur mit stark gezeichneten Zügen, scharfen Augen, tiefer Bläße, einer hageren Gestalt und feierlichen Grabesstimme bedacht, konnte sie auch im bildlichen Ausdruck der Gebärde sich schwer Genüge thun. Wollte sie z. B. die allerdings ge-

---

[1]) Anm. der Schreib. Eine briefliche Notiz Friederikens spricht von Lorbeeren, welche die Rede dem Redner eingetragen. Sie scheint nicht gedruckt worden zu sein.

waltige Spannweite der Hörner eines römischen Stieres bezeichnen, so war es ihr zu wenig, beide Arme weit auseinanderzubreiten, sie stieg dazu noch auf den Stuhl. Bei einer Anwesenheit ihres Bruders in München äußerte sie vor ihm gegen mich und meine Frau mit der sibyllinischen Begeisterung einer norddeutschen Professorin der Theologie: „In zehn Jahren wird unser lutherischer Pastor die Kanzel im St. Peter zu Rom besteigen" — als einer Simultankirche, war die Meinung. „Nun, so schnell wird es wohl nicht gehen, liebe Christiane," beschwichtigte ihr Bruder, den es in Verlegenheit setzen mochte, daß sie so aus der Schule schwätzte.

Um jene Zeit tauchte an unserem Gesichtskreis ein Wesen empor, das, ohne auffallendes Eingreifen in unser Geschick, doch während mehr denn vier Jahrzehnten vielfach in unser Thun und Treiben verwoben blieb als innig verehrte und geliebte Freundin, in deren wohlthuender Nähe mir zahllose geistig schöne und heitere Stunden geworden sind. Es war Emilie Linder, das Basler Fräulein — oder wie sie nach ihrer Heimath Brauch hätte genannt werden müssen, „die Basler Jungfer." Wer noch nichts von ihr wissen sollte, den verweise ich auf die gediegene und anziehende Lebensskizze, welche die „Hist. polit. Blätter" im J. 1867 von der edlen Freundin gebracht haben, dann auf Ernst Förster's „Gedenkbuch" über Peter Cornelius, auf die fesselnde Biographie von Clemens Brentano, welche, durch P. Diel unternommen, jüngst durch P. Kreiten zu Ende geführt worden; anderer Schriften nicht zu gedenken.

Mit einem Empfehlungsschreiben des wissenschaftlich und ästhetisch gebildeten Hofbuchdruckers Decker aus Berlin versehen, kam das Fräulein eines schönen Tages (1824) bei uns angefahren. Derselbe hatte sie, die in

der Malerei sich auszubilden dachte, auf München hingewiesen, wo eine neue Kunstepoche aufzudämmern scheine. Wohl ahnte sie damals nicht, wie einflußreich des Rathes Befolgung auf ihr ganzes äußeres und Seelen-Leben sich erweisen sollte, und daß dieser Ort mit der Zeit ihr zur bleibenden Stätte im Leben und endlich auch im Tode bestimmt sei. Wir fanden rasch Wohlgefallen an der Fremden, deren anspruchslose Einfachheit das rege Streben und die feine Empfänglichkeit hindurchschimmern und das Stillgründliche, Aushältige und Getreue der Begeisterung wie der Freundschaft wenigstens ahnen ließ. — Bei Kunstbeflissenen pflegt man nicht ohne weiteres Reichthümer vorauszusetzen, und obwohl das Fräulein nicht mittellos erschien, nahm doch, zu Rath und Hilfe in den materiellen Angelegenheiten des Lebens erbötig, meine Frau sich vor, die etwaigen Mutterpfennige, mit denen das gute Kind zwar nicht eben verschwenderisch, aber auch nicht haushälterisch umzugehen schien, nach Möglichkeit zusammenzuhalten. Wollte das Fräulein fahren, so warf Friederike leicht dazwischen, die Entfernung sei hiefür eine geringe; gefiel demselben bei der Besichtigung eine etwas kostspielige Wohnung, so meinte die bedächtige neue Freundin, es sei wohl auch Geeignetes um geringeren Preis zu finden — bis eine geschwätzige Kammerfrau mit der Zuversicht solcher Leute ihr offenbarte, das Fräulein sei reich, das Fräulein habe sicherlich eine Million Franken — (und das wollte zu jener Zeit in München was bedeuten!). Ohne sich eben auf die Quelle gänzlich zu verlassen, fand nunmehr Friederike sich des weiteren überhoben, ihre mütterlichen Ersparungskünste an der Schutzbefohlenen zu exerziren. Und bald sah sie denn mit Freuden, in wie gesegneten und segenausstreuenden Händen der schnöde Mammon sich diesesmal befand. Und daß er

wesentlich dazu beigetragen, die originell schöne Stellung des Fräuleins in München zu begründen und durchzuführen, läßt sich so wenig läugnen, wie daß er nur eben in Händen, wie die ihrigen, diese Zauberkraft besitzen konnte. — Mit Rührung und Freude darf ich mir sagen: Schier alle bedeutungsvollen Fäden im weiteren Schicksale des Fräuleins haben in unserem Hause sich angesponnen; aber mit welch unvergleichlich liebevoller Freundschaft hat sie es Friedel und mir an uns und unseren Kindern gelohnt!

Das Fräulein ließ sich, wie damals für Frauen gestattet war, als Zögling der Akademie einschreiben, fühlte aber bald das Unbehagliche ihrer Stellung unter den jungen Männern und nun vermittelte ich, daß mein Freund Schlotthauer ihr Privatunterricht zu ertheilen übernahm. Hiemit war ein neues Freundschaftsband angeknüpft. Was Frl. Emilie auf dem Gebiete der Kunst geleistet, war nicht sowohl an sich bedeutend, als daß es sie in folgenreiche Beziehungen setzte; zudem hat sie unter des Freundes Anweisung viele arme Kirchen mit Altarblättern, darunter trefflichen Kopien, hocherfreut.

Aus verschiedenen Lebensbildern ist bekannt, wie sich an eine Kunstpilgerfahrt des Fräuleins mit dem Ehepaar Schlotthauer im Jahr 1825 die Wiederbevölkerung des deutschen Klösterchens von Assisi geknüpft hat, der weiteren höchst wichtigen Folgen für Fräulein Emilie zu geschweigen. Aus besonderem Grund muß ich dennoch mich etwas darüber verbreiten. Zu einer Reise in's nördliche Italien aufgebrochen, waren sie durch das schöne Wetter nach Florenz, und da der Professor eben eine Arbeit in der Pinakothek vollendet hatte und sich nicht heimgedrängt fühlte, nach Assisi, der Stätte einer eigenthümlich heiligen Kunst und der schönsten religiösen Erinnerungen gelockt

worden. Der Vetturin überraschte sie mit der Frage, ob sie nicht ihre klösterlichen Landsmänninen, le bavarese besuchen würden; sie hatten keine Ahnung von deren Dasein gehabt. Stiftung dreier frommen Schwestern aus Niederbayern im 17. Jahrhundert, hatte das Klösterchen in den Revolutionsstürmen Aufhebung, dann in sehr kümmerlichen Verhältnissen Wiederherstellung erfahren; in der Heimath, wo ja selber alles Kirchliche so muthwillig war drunter und drüber geworfen worden, hatte man seiner vergessen, es kamen keine Kandidatinen mehr; von der kirchlichen Behörde war den Nonnen angekündigt, daß wenn ihre Zahl unter Zwölf herabsänke, sie italienischen Klöstern sollten zugetheilt werden, und schon sahen sie mit bangem Schmerz auf das kritische Zwölf sich zusammengeschmolzen. Da kamen die frommen Landsleute und das wohlwollende Schweizer Fräulein, und wie Engel vom Himmel wurden sie begrüßt und beschworen, in Bayern doch wieder Kandidatinen zu werben. Gering war die Aussicht, ausgegangen schien die Tradition des Klosterlebens; aber siehe, die leise verbreitete Kunde von den Sehnenden in Assisi fand wunderbaren, wenn auch der Menge nicht vernehmlichen Wiederklang, da und dort regte sich's, und manch wackeres bayerisches Mädchen hat seither sein reines Selbst und seine kleine Habe der bayerischen Stiftung in der geheiligten Stadt des Umbrierlandes zugewendet.[1])

[1]) Bemerkenswerth ist, daß schon bald von Seite bayerischer Regierung versucht wurde, diesen Kandidatinen aufgeklärt nationalökonomische Bedenken hindernd vor die Füße zu legen. Zwar kann die reichste Erbin nicht gehindert werden, ihre Millionen an der Seite eines beliebigen Ausländers in ferne Welttheile zu tragen, aber die kleine Aussteuer etlicher Bürgerskinder einem deutschen Kloster in Italien zu vergönnen, schien zu ruinos für den bayerischen Staat, als daß man nicht wenigstens eine Weile



Nun gemahnt mich ein Freund an folgenden, mir selber nicht mehr erinnerlichen Zusammenhang. Als nämlich an einem geselligen Abend — vielleicht bei Schlotthauer — die Reisenden ihre Assisi-Erlebnisse voll Theilnahme besprochen, und das aufwartende Dienstmädchen, das eifrig gelauscht, am nächsten Morgen ihrer Herrschaft erklärt hatte, sie sei bereit sich zum Noviziat in Assisi zu melden, und als in der Folge rasch nacheinander je eine Meldung eine weitere nach sich gezogen, da soll ich gedacht und gesagt haben: „Holla, wenn es noch so vielen Klosterberuf in Bayern gibt, da wäre es ja doch wohl möglich, für die Krankenpflege wiederum Ordensschwestern zu erziehen, wie ich sie von so segensreicher Wirksamkeit in Frankreich kennen gelernt." Und auf das hin hätte ich die nöthigen Schritte gethan. Mit den Schritten hat es jedenfalls seine Richtigkeit; war ja durch meine Erzählungen Kronprinz Ludwig schon lang auf die Trefflichkeit der geistlichen Krankenpflege aufmerksam geworden; als er zur Regierung gekommen, machte ich meine Vorstellungen. Aber erst nach langen Verhandlungen und nach Besiegung hartnäckigen Widerstrebens, welches der Unverstand im Magistrat geleistet hatte, kamen im März 1832 die ersten paar barmherzigen Schwestern endgiltig aus Straßburg nach München. (Zur Probe wurden schon früher ein paar vorausgesandt.) Wennschon ich selber mich jenes Zusammenhanges der Sache mit der Assisi-Klosterfrage nicht erinnere, so ist er mir doch völlig

---

den guten Kindern das Leben darum sauer machen mußte, bis König Ludwig zu ihren Gunsten eingeschritten. Ueber Gründung und Schicksale des Klösterchens bis zum Sommer 1878 ist einiges Nähere zu lesen im Oktoberheft jenes Jahres vom in Innsbruck erscheinenden „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu, Monatsschrift des Gebetsapostolats."

glaubhaft; da vollends der Erzähler mir sagt, er habe die Anekdote aus meinem Mund, so konnte ich mit Ueberzeugung von ihrer Wahrheit sie hier einschalten.[1])

Unsere Geselligkeit erhielt allmählig ein sehr angenehmes Gepräge, an welchem Fräulein Emilie sowohl thätig, als genießend Antheil nahm. Die Winterabende brachten literarische Genüsse im engen Freundeskreise, dazwischen größere Zusammenkünfte, in welchen bei grundsätzlich einfacher Bewirthung reger geistiger Verkehr und Frohsinn herrschten; im Sommer erfrischten uns höchst behagliche gesellige Spaziergänge, besonders in den malerischen Isarauen, wo schon der Anblick des raschen Gewässers fröhlich stimmt, nach Harlaching, nach Thalkirchen, nach dem lieblich gelegenen und eigenartig gebauten Maria-Einsidel mit seinem freundlichen, des Hauses ganze Tiefe durchmessenden Saal und den noch sehr ursprünglich kunstlosen Baumanlagen. Einer der wohlthuend anregendsten Genossen unseres Kreises war Freund Karl Hofmann, dessen ich schon im zehnten Kapitel erwähnte. Ich habe dort gesagt, daß er leider den christlichen Glauben verloren; ich hätte vielleicht ebenso richtig sagen können, er war noch nicht wieder zum christlichen Glauben zurückgelangt; denn die Wahrheit und der Adel seines Wesens in Verbindung mit vielen gesunden Anschauungen ließen

[1]) Anm. der Schreib. Sowohl R. als die barmherzigen Schwestern dahier haben es nie anders gewußt, als daß er die Einführung des Ordens in Bayern veranlaßt und durchgesetzt habe. Damit soll der Angabe im Lebensbild von Brentano, daß des Letzteren trefflichem Buch über „die barmherzigen Schwestern“ das Verdienst dieser Einführung zukomme, nicht widersprochen werden; Gott bedient sich zur Erreichung seiner Zwecke eben selten Eines Werkzeuges allein; es mag jenes (von Görres dem König Ludwig empfohlene) Buch immerhin noch eine letzte Zögerung beseitigt haben.



eine solche Rückkehr wohl hoffen. Seit Jahren mein treuer und in vielen Stücken auch gleichgesinnter Freund, ward er nach meiner Verheirathung unser häufigster Begleiter, unser Theilnehmer an Freud und Leid; er war ein kluger Rathgeber, dankbar für Freundschaft, unbestechlich gegen Schmeichelei, zartfühlend, bescheiden, großmüthig, gegen Alle freundlich und ehrlich, mit Wenigen vertraut, mehr oder minder bewandert in den verschiedensten Richtungen menschlicher Bildung, ein Born der anregendsten Mittheilungen und ebenso der genießendste Hörer bei Ernst und Scherz. Wie uns als Freund, so war er im Amt unvergleichlich durch Scharfsinn und Arbeitskraft.

Man mag es sich nun vorstellen, mit welchem Antheil wir bemerkten, daß dieser ausgezeichnete Freund je länger je mehr die ausgezeichnete Freundin, Emilie Linder, in ihrer Bescheidenheit schätzen und lieben lernte. Ihre selbstständige, in sich zurückgezogene Natur ließ es schwer errathen, ob das unverkennbare Zutrauen, womit sie dem seinigen entgegenkam, eine wärmere Neigung berge oder nicht. Trotz ihres festen Ernstes lag jugendliche Schwärmerei nicht außerhalb ihres Charakters und es schien, als gefiele sie sich vorderhand mehr in ideal freundschaftlichem Verkehr, als daß sie gesinnt gewesen wäre, den ernsten Schritt des Ehebündnisses zu thun. Doch glaube ich nach menschlichem Ermessen, daß das Verhältniß hiezu gediehen wäre, und noch heute steht im schönen Garten der Wilhelm v. Freyberg'schen Villa die Hofmanns-Linde, welche von Freunden damals in Erwartung eines solchen Abschlusses und in Anspielung auf beide Namen gepflanzt und betitelt wurde.

Obwohl ich damit abermals über den Zeitpunkt hinausgreife, mit welchem im Uebrigen dieß Kapitel schließen soll, will ich die angeregte Episode doch hier zu

Ende bringen. Im Frühjahr 1826 machte Hofmann mit mir und Friederike einen der gewohnten Spaziergänge; trotz lebendiger Besprechung von Schulplänen und Anstalten, trotz augenblicklich heiterer Stimmung klagte er, daß ihn seit einiger Zeit alles Arbeiten anekle, fast fürchte er, seinen Beruf verfehlt zu haben, er sehne sich zu reisen und auszuruhen. Offenbar litt er an Arbeitsindigestion. Marie-Einsidel wurde zum Sommeraufenthalt für die Sonntage in Aussicht genommen, wir sprachen sogar davon es gemeinsam zu kaufen.[1]) Auf dem Heimweg den Gottesacker durchkreuzend, äußerte er zu meiner Frau — ich war zu einem Kranken vorausgeeilt, — ehedem sei ihm dieser Ort ein Abscheu gewesen, jetzt habe er sich damit vertraut gemacht. Es war unser letzter gemeinsamer Spaziergang. Er wurde von einem Fieber befallen, das sich rasch zum heftig nervösen gestaltete ... „O Gott," rief ich mehr als einmal händeringend, „so Viele durften unter meiner Hand genesen, und soll ich den Freund nicht retten können?" Und König Ludwig schrieb mir: „O wie wünsche ich, daß Hofmann gerettet wird! Es wäre ein

1) Solche Gütchen wurden damals wegen Bodenentwerthung um Spottpreise losgeschlagen. In der That wurde auch obiges Schlößchen sammt Wald und Wiesen und einer Mühle (Alles dem Kardinal Häffelin gehörig) mir um 2500 fl. angeboten; später hätte der Wirth, der es gekauft hat, es um 40,000 fl. wieder veräußern können. Friederike war gegen den Kauf; sie meinte, nicht grundlos, bei unserer — besonders meiner — Neigung zu Gastfreundschaft kämen wir an so bequemer Stelle in Gefahr, uns schließlich selber nicht mehr zu gehören. Ebenso unterließen (oder versäumten?) wir, das ärarialische niedliche Schlößchen Neuberghausen mit schönem Garten und Feldern um 4500 fl., etliche Jahre nachher um 9000 fl. zu erwerben. „Greif zu, kauf es!" rief Ministerialrath v. Rudhart mir zu. Von einem späteren Besitzer hat es König Max II. um theueren Preis erstanden, um es in ein Damenstift umzubauen.

ungeheuerer Verlust für (mich)." Einen Augenblick faßte ich Hoffnung, aber in der Nacht, die jener Scheinbesserung folgte, erscholl plötzlich die Hausglocke, dann der Ruf von der Straße herauf, daß Hofmann höchst gefährlich liege. Kaum konnte ich aus dem Bett vor Erregung; betend, weinend, zitternd warf ich mich in die Kleider, eilte hin und fand — eine Leiche.

Die tiefe, wenn auch stille Erschütterung von Emilie Linder gab uns Aufschluß, wie nah der Entschlafene ihrem Herzen gestanden und daß vermuthlich ein Brautkranz sich hier in eine Todtenkrone verwandelt habe. Gott hatte ihr ein Leben bestimmt, das reich sein sollte an übernatürlichen Segnungen und an geistiger Fülle, aber von den hochbedeutenden Männern, die in der Reihe der Jahre dem feinverstehenden und tieffühlenden Wesen ihre Neigung zugewendet haben, und deren Jeder geeignet war, durch solche Huldigung ein weibliches Herz mit freudigem Stolz zu erfüllen, war Keiner berufen, sie heimzuführen. Gott beschied ihr, in Einsamkeit den Pfad zu wandeln, auf dem sie das Kleinod des Katholizismus erringen durfte. So tief sie durchdrungen war von Dank und Anbetung gegen die göttliche Führung, so hat sie dennoch das Opfer empfunden, das ihr auferlegt gewesen.

Aus Ernst Förster's Gedenkbuch über Cornelius setze ich folgende zwei Briefe meiner Frau an Freund Peter hieher:

„München, 16. August 1824.

Ringseis grüßt Sie, lieber Freund, durch mich, da selbst zu schreiben ein Drang der Geschäfte ihm unmöglich macht.

„Daß Direktor Langer todt und begraben, der neue Direktor aber noch nicht ernannt ist, werden Sie wissen. Alle Welt nennt vorzugsweise Ihren Namen; allein man hat unter der Hand ausgestreut: ‚Cornelius will nicht nach München — er zieht Berlin vor.' Niemand zweifelt, daß wenn Sie wollen,

die Stelle Ihnen wird, da der Kronprinz es wünscht, die Minister ihm nichts entgegen stellen können, noch wollen.

„Sie sollen, meint Ringseis, ja laut auftreten, damit Jedermann hören kann, wohin Sie Ihre Schritte wenden, und kein Drehen und Deuten, kein unter der Decke spielen möglich sei.

„Gott mit Ihnen und den Ihrigen Fr. Ringseis."

Sodann:

„München, 27. August 1824.

Lieber, verehrter Freund! Mit der allergrößten Freude setze ich mich heute zum Schreibtisch, um Ihnen im Namen von Ringseis zu melden, daß mitfolgendes Anstellungs-Dekret heute vom Ministerium des Innern an ihn mit dem Auftrage geschickt wurde, es Ihnen schleunigst zuzuschicken. Wir wünschen und hoffen, daß es Ihnen Freude macht, und segensreich für Sie und unser liebes Vaterland und für die Kunst im Allgemeinen werde. Und somit empfangen Sie es mit Gott, der Sie bald in unsere Arme führen möge. Vorerst bittet Sie Ringseis, Ihr treuer, Sie so innig liebender Ringseis, daß Sie unverzüglich antworten möchten, wenigstens ihm, was Sie zu thun gedenken und wann Sie kommen?

„Ich glaube, Ihre Frau wird sich über Ihre Anstellung in München freuen. Wie wir uns freuen, Sie wieder bei uns zu sehen, brauche ich Ihnen wohl erst nicht zu sagen. Sie sind gewiß von der Liebe Ihres Freundes überzeugt, sowie von der herzlichsten Achtung und Freundschaft Ihrer Sie verehrenden

Friederike Ringseis.

Peter's Antwort an Friederike lautet:

„Verehrteste Freundin! Ich sehe es als eine gute Augurie an, daß ich aus den Händen einer der schönsten und geistreichsten Damen meines neuen Vaterlandes die Urkunde meiner Kunst-Königs-Würde daselbst empfangen habe; offenbar ist dieses die entgegengesetzte Stimme (als) die den Mac-Bet als König begrüßte, und so werden die Folgen auch die entgegengesetzten sein.

„Ich bitte mein Andenken bei Ihrer interessanten Reisegefährtin, und dem schönen Fräulein Therese [1]) zu erneuen. Auch wäre ich sehr begierig zu wissen, was Sanct Klink in Rom macht? Mit ausgezeichneter Verehrung Ihr P. Cornelius.

Düsseldorf, den 21. September 1824."

---

[1]) Therese v. Schilcher.

Indessen schoben sich für Cornelius schwere Prüfungstage zwischen jene Ernennung und den Antritt seiner Stelle, indem noch in Düsseldorf seine Frau zum Tod erkrankte. Mit tiefer Rührung erfüllt der dießbezügliche Eingang seines Briefes an Schlotthauer vom 10. April 1825, wo er die Wendung zum Bessern anzeigt.[1]) Wie lebendig spricht in jenen Worten die katholisch-gläubige Gesinnung, welche den verborgenen Gott anbetet, wie derselbe in der gewandelten Hostie sein, des Cornelius, Haus betritt und von ihm angerufen wird um das gesundmachende Wort für die todkranke Frau! Förster, dessen Gedenkbuch in vieler Hinsicht mir große Freude gemacht hat — nebenbei will ich hier öffentlich ihm danken für das freundliche Licht, in welches er dabei mich setzte; ich weiß recht wohl, daß solches ihm von Vielen nicht zum Guten gerechnet wird — Förster betont an anderer Stelle seines Buche's gar sehr, daß Cornelius zwar gläubiger Katholik gewesen, aber beileib kein Ultramontaner. Hierüber ein Wörtlein der Auseinandersetzung:

Ich kann selbstverständlich bei der schwankenden Bedeutung des Wortes ultramontan nicht genau wissen, was Förster damit meine. Nicht einmal die Unterscheidung vatikanisch oder nichtvatikanisch ist auf damals anwendbar; ob das Vatikanum Cornelius zur Klippe geworden wäre, das kann weder Förster wissen noch ich; hierüber wollen wir von Freund Peter einfach das Beste denken. Soviel ist richtig: Von zwei Seiten war Peter in früheren Jahren vorübergehenden Entfremdungen oder besser gesagt Erkühlungen gegen die Kirche zugänglich: Einmal von Seite seiner künstlerisch feurigen Natur; muß

[1]) Der Brief ist mitgetheilt in den „Histor.-polit. Blättern" 1867 Bd. 60, S. 22—23 in Sighart's Lebensbild des Meisters, ferner bei Förster I. 351—52.

unser Herrgott es erleben, daß in Herzen, die sonst Ihm gehören, auf Zeiten Erkaltung eintritt, wenn eben ein Irrstern der Leidenschaft regiert, so hat die Kirche wohl das Gleiche zu gewärtigen. Der Schaden ist auf Seite des Einzelnen. Cornelius aber war nicht der Mann, der sich in solchen Erkaltungen und ihren Ursachen auf die Dauer behagte; gern warf er sich wieder an die Brust der treuen Mutter und suchte Erneuerung und Stärkung in ihren Heilsmitteln. Das weiß ich mit geschichtlicher, mir unwiderleglicher Bestimmtheit. — Die andere Klippe lag in seinem auch von Förster bezeugten, aber mehr zu Gunsten der eigenen Anschauung gedeuteten Oppositionsgeist. Wenn auf katholischer Seite mit Recht oder Unrecht Mensch oder Ding ihn ärgerte, so konnte man ziemlich darauf rechnen, daß alsbald auch Freund Peter in seinen Reden über die Schnur hieb. So schroff er manchmal auf eigenem Gebiet sein konnte — als Kunstreformator hatte er auch häufig ein Recht dazu — so grimmig verdroß ihn Schroffheit in Sachen der Religion. Und wenn auch seine Genialität und sein reiches Gemüth ihn zu tiefsinnigen Einblicken in das Feld der Theologie befähigten, so fehlte es ihm doch in früherer Zeit in dieser Beziehung an gründlich allseitigem Unterricht und sind darum verschiedene unkorrekte Aeußerungen in Wort und Bild von durchaus keinem autoritativen Belang. Da konnt' es ihm dann wohl geschehen, daß er die einzelnen edlen und großen Gestalten auf protestantischer Seite momentan verwechselte mit dem Protestantismus als Prinzip und gelegentlich die „freie Forschung" neben die „Autorität" hinsetzte, ohne sich's klar zu machen, wie dasjenige, was man mit dem schönen Namen freier Forschung bemäntelt, weiter nichts ist, als „freie Selbstglaubensfabrik," wodurch dann die Autorität einfach überflüssig wird.

Daß ich bei Gelegenheit nicht ermangelte, ihm die Nase auf Vorurtheile zu stoßen — wie wir denn auch unzähligemale in allem Glimpf und aller Freundschaft miteinander disputirt haben — zeigt folgende Stelle aus einem Brief des Clemens Brentano an Eduard Steinle vom 3. Januar 1840:

„Cornelius hat bisher auch in dieses Horn geblasen;[1]) da er aber neulich wieder sehr gegen die „Historisch-politischen Blätter" in's Blaue hinein renommirte, las ihm Ringseis eine Reihe von strengen Beschuldigungen Roms aus der Zeit vor der Reformation vor; da war Cornelius hocherfreut und sagte: ‚Das ist vortrefflich, das ist rechtschaffen und unparteiisch geschrieben; solche Schriftsteller kann und muß man ehren.' Ringseis aber sagte ihm: ‚So schmähe dann nicht mehr über sie,' und legte dem verblüfften Cornelius die „Historisch-politischen Blätter" vor, aus denen er gelesen hatte. Am folgenden Neujahrstag bei dem großen Handkuß bei Hof suchte Cornelius Philipps auf, reichte ihm die Hand und versicherte ihn seiner Achtung und Verehrung und sagte die Veranlassung."

Gänzlich aber muß ich, nicht nach Dafürhalten, sondern nach Wissen und Gewissen es bestreiten, daß etwa Cornelius, wie Förster zwar nicht behauptet, aber doch meint annehmen zu müssen, das hochheilige Geheimniß der Dreieinigkeit habe philosophisch vernebeln wollen und nicht in demselben Sinne wie der römische Papst und der letzte katholische Tagwerker an dieses Grunddogma des Christenthums geglaubt habe. Wo bliebe denn auch sonst die von Förster selber an Cornelius gerühmte Bibelgläubigkeit? Und wie hätte er dann mit solcher Inbrunst die sakramentale Gegenwart angebetet?!

Daß Peter's entschiedene Kirchlichkeit im Alter sich vollends gefestiget habe, gibt im Ganzen auch Förster zu, und je länger je mehr häufen sich die Zeugnisse von Katholiken und Protestanten, daß Cornelius je länger je

[1]) Der Klage nämlich über Fanatismus.

mehr das Stehen auf dem Felsen Petri im vollen Werth erkannt und betont habe. Wie er gedacht zur Zeit seiner höchsten Reife und Kunstvollkommenheit, zur Zeit als er die Cartone für das Berliner Camposanto erfand und vollendete, dafür hat meine Schreiberin schon im Schlußabschnitt des siebenten Kapitels einen Beleg beigebracht. Hier noch ein paar Züge.

Einmal da Cornelius Berlin auf eine Weile verließ, um in Rom zu arbeiten — es wird im Frühjahr 1853 gewesen sein — da hätte seine zweite Frau gern den Weg über Wien genommen, das sie noch nicht kannte, er aber wollte durchaus München berühren; „denn," so sagte er mir: „Es drängte mich, dir es auszusprechen, daß ich in kirchlichen Dingen nun völlig denke wie du." Gleiches scheint er (nach Förster, der es aber in die Zeit von C.'s letzter München-Reise verlegt) auch Schlotthauer gesagt zu haben.

Schon in früheren Jahren hatte mir Cornelius mit belustigter Schadenfreude erzählt, wie er Vossischen Shakespeare-Vorlesungen beigewohnt und wie bei gewissen Stellen der alte Schulmeister ganz ärgerlich gerufen habe: „Manchmal redet der Kerl, als wär' er katholisch!" Bei Cornelius' letztem Ausflug von Berlin nach München im J. 1864 sprach er mit mir und den Meinigen über seine eigenen Shakespeare-Blätter und wie er bei seinem genaueren Studium des Dichters zur vollständigen Ueberzeugung von dessen Katholizismus gelangt sei. Zum Beleg führte er unter Anderem die Scene aus Macbeth an, wie Macduff zum Sohn des ermordeten Dunkan spricht: „Dein Vater war ein höchst heiliger König; deine Mutter, die Königin, öfter auf den Knieen als auf den Füßen, starb jeden Tag ihres Lebens" — also katholische Ascese mit Ruhm ererwähnt; dann die Rede des Geistes in Hamlet: „Ich

bin deines Vaters Geist, verurtheilt, für eine gewisse Zeit in der Nacht zu wandern, am Tag jedoch in Feuerhaft zu fasten, bis die schnöden Sünden, begangen in den Tagen meines natürlichen Lebens, hinweggebrannt und gesäubert sind." Also das katholische Fegfeuer! „Und solche Dinge betont in einer Zeit, als darüber so grimmig gehabert wurde und man über Alles eher als über die kirchlichen Kontroverspunkte mit kühler Objektivität hinweggehen konnte." — Es gilt hier nicht zu entscheiden, ob Cornelius richtig geschlossen — ich theile seine Ueberzeugung — es gilt nur die Thatsache, daß diese seine Ueberzeugung ihm Freude gemacht.

Wie nun soll ich jenes Bekenntniß im Jahre 1853 und dieses freudige Bewußtsein des Katholizismus im Jahre 1864 vereinigen mit seinem bei Förster (II. 476) angeführten Widerstreben im Jahre 1863 gegen das „neugeschaffene Dogma" von der unbefleckten Empfängniß Mariä? Freut man sich einer Kirche, die unberufen neue Dogmen „schafft"? — Wie? Der hochgestimmte Cornelius sollte, zuwider aller Ueberlieferung der von ihm bereits so klar erkannten Kirche, jene armselige Vorstellung getheilt haben: der heilige Geist, der um die Erlösung des Menschengeschlechtes zu bewirken, eine Menschen-Jungfrau sich zur Braut erkoren und sie begrüßen ließ als „voll der Gnaden", — der heilige Geist hätte diese Jungfrau, Seine Braut, nicht bewahrt vor der allgemeinen Makel der Erbsünde? Es wäre also der Geist der Heiligkeit den erhabensten Bund, von dem jemals Menschenohr vernommen hat, eingegangen mit einem befleckten Wesen? — Diese Vorstellung sollte der für alles Erhabene so feurige Cornelius getheilt haben? Und wenn nicht, so hätte doch die dogmatische Besiegelung des längst Geglaubten ihn verdrossen?! Wohl gibt es seltsame Wider-

sprüche im menschlichen Herzen, aber das wäre einer der seltsamsten.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zum Cornelius von dazumal zurück, der, als er endlich im Juni 1825 in München erschien, begeistert gefeiert wurde. In Dachau schon empfing ihn eine Abordnung von Zöglingen der Akademie, ihm ihre Freude und Ergebenheit auszudrücken; ein Fackelzug folgte und Mahlzeiten, offizielle wie freundschaftliche, wobei mir ein Abendfest, das ich in meinem Haus ihm gegeben, in fröhlichem Erinnern geblieben ist; denn Alles hatte geholfen, es zu verschönern: die befreundeten Künstler mit stylvollem Transparent und sonstigem Schmuck, Dichter und Musiker mit Wort und Sang, Friederike mit fröhlich zubereiteten Scherzen; zu unserer großen Freude kam auch der Kronprinz, die Heiterkeit nicht beeinträchtigend, sondern durch Herzlichkeit steigernd; Cornelius selber, der als Einer der letzten erschien, war überrascht und gerührt.

Einmal aber äußerte sich Peter mißvergnügt, daß er in München gar nicht in vornehme Häuser geladen werde, wie ihm doch in Berlin geschehen. „Hast du denn auch Besuch gemacht?" frug ich ihn. „Das nicht!" erwiderte er. Und da ich ihn auf's Korn nahm, zeigte sich's, daß sein Hausgenosse, der Exminister Graf Montgelas sogar mit Besuch ihm zuvorgekommen, mein guter Peter jedoch, ohne alles Arg, das einfach hingenommen und keinen Gegenbesuch gemacht hatte. Die Künstler in Rom waren eben gewöhnt, in ihren Werkstätten von Fürsten und Fürstinen aufgesucht zu werden; daß er in seiner jetzigen Stellung andere Höflichkeitspflichten habe, mußte ich ihm erst auseinandersetzen; nun, da war's ihm dann auch recht.

In des Schaffens Lust rief er einmal: „Wenn's im Himmel keine Kunst gäbe, möchte ich gar nicht hinein!"

Und richtig verstanden, war er nicht zu tadeln. Der Himmel wäre eben nicht der Himmel, wenn eine berechtigte Seite unseres Wesens unbefriedigt bliebe. Gott ist eben auch ein Gott der Künstler.

Einen geselligen Abend bei uns verschönte L. Tieck durch Vorlesung aus Richard III. Er war auf einer Reise durch Süddeutschland begriffen,[1]) um die hervorragenden Bühnen in ihrem Zustand (oder Uebelstand, wie er meinte) kennen zu lernen. Die übermäßige Größe der Bühnen ärgerte ihn sehr, weil dabei alles auf Oper und Ballet berechnet, im Schauspiel aber anstatt Betonung — Geschrei, statt Ausdruck — Grimasse entstehen muß.

Friederike schreibt an ihren Bruder:

„Zum Ekel ist ihm der Luxus im äußeren Gepränge geworden, und das rothe Meer im Moses hatte ihn so verstimmt, daß er sehr verdrüßlich in einen Abendzirkel kam, wo wir ihn auch noch einmal sahen und ich das Glück hatte an seiner Seite einen recht schönen Abend zu verleben, indem ein sehr gebildeter Mann, mein Nachbar zur Rechten, ihn auf bescheidene Weise von einem Gegenstand zum anderen führte und Tieck, nach und nach wieder froh werdend, in reichem Maße die Quelle seines inneren Lebens ergoß . . . Natürlich kam auch die Rede auf Scott, dessen Waverley er hoch über alle seine übrigen Romane stellt, als die Frucht einer Reihe von Jahren Alles umfassend, was Schönes in seinen anderen Werken vorkommt, von denen die neueren leider nur zu oft von einer Art Geldspekulation zeigen. Tieck gefiel sich wieder so wohl in München, daß er den Wunsch, ganz hier leben zu können, wiederholt aussprach."

Tieck hielt wie Cl. Brentano große Stücke auf den Besitzer des Vorstadttheaters, den alten Schweiger[1]) (es ist dieses aber der Vater desjenigen, der vor etwa

[1]) Siehe 10. Kapitel.

[2]) „Die Anderen sind Künstler für's Publikum," soll Brentano gesagt haben, „Schweiger ist es für sich!"

zwanzig Jahren der alte Schweiger genannt wurde). Schon während seines früheren Aufenthalts in München hatte Tieck jenes Theater häufig besucht und bei solcher Gelegenheit durch Hinaustreten aus dem überfüllten heißen Raum in kaltes Regenwetter seine berüchtigte Gicht sich zugezogen.

In den Jahren zwischen meiner Heirath und dem Regierungsantritt Ludwig I. erhielt ich auch den Besuch meines Freundes Gotth. Heinrich Schubert auf einer seiner löblichen Wanderungen. Ich erzählte, wie Schubert selber berichtet, dem Kronprinzen von der Anwesenheit des berühmten Gelehrten und frug, ob ich denselben Sr. Kgl. Hoheit vorstellen dürfe; wie zu erwarten stund, ward dieses mit Freuden gewährt. Möge man Schubert's Bericht von seiner Audienz und von dem, was dann Schelling über den Kronprinzen gesprochen, bei Ersterem nachlesen.[1]

---

[1] „Der Erwerb aüs einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben." Erlangen, Palm und Enke 1856. Anm. der Schreib.: Da vorhin von der Geselligkeit in R.'s Haus die Rede gewesen, so seien auch hierüber Schubert's freundliche Worte hier eingeschaltet, obschon möglicherweise der Zeitabschnitt vor R.'s dritter Italienreise zunächst gemeint ist: „Im Hause und im Familienkreise meines lieben Freundes Ringseis... ist es mir immer sehr wohl ergangen. Schon damals war dieses Haus der anziehende Mittelpunkt für solche Leute, die sich mit Geist und Gemüth zur Rechten, nicht zur Linken hielten und welche mit jenen beiden Hauptgaben des inneren Lebens in besonders reichem Maße ausgestattet waren. Und nicht bloß aus München und aus Bayern allein versammelte sich da der geistige Adel von treuem, ächtem Blute, sondern aus allen Gegenden von Deutschland, sowie aus manchem anderen Lande fanden sich besuchende Gäste bei Ringseis zusammen, denen es hier, wenn sie von geistig gesunder Brust waren, gleichwie beim Athmen einer frischen, erquicklichen Alpenluft, warm und wohl zu Muthe wurde. Denn Ringseis, der feurige Kämpfer

Hier folge noch ein für Sailer bezeichnendes Bruchstück eines Briefes, den Melchior Diepenbrock mir im Juli 1825 geschrieben. Bekanntlich diente er zu jener Zeit dem betagten Weihbischofe freiwillig an Stelle eines Amanuensis, welchen derselbe bei seinen mageren Einkünften

für die Ehre seines Vaterlandes und für die Wahrheit seiner Kirche, meint es mit Allen treu und gut, welche die Wahrheit lieben und auf die rechte Ehre halten, die vor Gott und Menschen gilt. Auch ist er in geistiger wie leiblicher Hinsicht ein so reicher, freigebiger Hauswirth, daß er schon durch diese Eigenschaft die Gäste an sich zieht, welche an beiderlei Bewirthung ein Wohlgefallen haben. Denn er ist, so wie ich ihn kenne, nicht nur weitaus der gründlich gelehrteste, belesenste, vielseitigst unterrichtete Arzt, dessen forschender Geist durch alle Schulen seiner Kunst von Hippokrates' Zeit bis zur Gegenwart gegangen ist, sondern er hat mit demselben Eifer und eindringendem Verständnisse auch die ältesten wie neuesten Schulen der Weisheit besucht, darin ein Same der Wahrheit ist. Er selber, ein vertrauter Freund der Natur wie der Kunst, war . . . in vertrauten Verkehr mit jenen größten Meistern der Kunst getreten &c. . . . So sah es in dem Hause sowie in und mit dem Wesen des Mannes aus, bei welchem ich den Abend nach meinem ersten Besuche in der Glyptothek zubrachte. Ich fand da eine Gesellschaft solcher Art, wie ich sie vorhin beschrieben. So seelenvergnügt, so lebendig hatte ich nur wenige Abendunterhaltungen gefunden, als die damalige war. Ringseis in seiner heitersten Laune riß Alle mit sich in die gleiche Stimmung fort. Schlotthauer sang zu seiner Guitarre seine lieblichen Alpenlieder; der Bildhauer Eberhard, damals erst vor Kurzem aus Italien gekommen, sang Lieder vor eigener Komposition, in die wir Anderen einstimmten. Mit dem Gesange und den Gesprächen im besten Humor wechselten lehrreiche und ernste. Ringseis hatte als Arzt den Kronprinzen Ludwig . . . durch Italien und Sizilien begleitet; mit gleicher Lust und Freude sprach er, und hörten wir ihn sprechen von den Herrlichkeiten der Natur und der Kunst . . . als von dem eröffneten Sinn des geliebten jungen Fürsten . . . und von dem großen Berufe dieses so seltenen Herren für seine Zeit und Zukunft." U. s. w.

nicht hätte zu besolden vermocht. Diepenbrock rechnete sich dieses nahe Verhältniß zum größten Glück seines Lebens, war aber im Augenblick sehr bekümmert in Folge einer starken Erkältung mit beängstigenden Symptomen, welche der sonst rüstige Greis in seinem unerschöpflichen Berufseifer sich zugezogen. Er schreibt:

„Sie sehen es besser als ich ein, daß unter diese Anlässe (solch theure Gesundheit zu gefährden) neben die so oft wiederkehrende, so sehr anstrengende, und doch im Grund so wenig Heil und Frucht bringende Abhaltung feierlicher Hochämter, Vespern, Prozessionen und anderer Ceremonien, besonders die so beschwerlichen Amtsreisen zu rechnen sind; umsomehr da, außer den schon an sich damit verbundenen Strapazen, z. B. das beschwerliche Firmen in vollgedrängten Kirchen, das oft von früh Morgens bis Mittag, ja bis Abend dauert, ferner auf der Reise das Aussteigen bei jeder Pfarrkirche, das Sicheinleitenlassen zu Fuß durch Staub, Nässe und Koth, die abwechselnde Temperatur beim Eintritt in die kalten Kirchen, die Zugluft darin, sodann die wenige und unbequeme Nachtruhe, die ungedeihlichere Nahrung in manchen weniger gut eingerichteten Pfarrhöfen oder Wirthshäusern auf dem Lande u. s. w., für den Herrn Bischof noch besondere Beschwerden hinzukommen, nämlich 1) daß er nicht einen eigenen bequemen Reisewagen hat, sondern sich mit den zwei oder drei Geistlichen seiner Begleitschaft in einer schlechten, engen, unbequemen Miethkutsche behelfen muß; 2) daß sein apostolischer Sinn und Hirteneifer es ihm nicht zuläßt, das bei solcher Gelegenheit versammelte Volk ohne eine kräftige Anrede zu entlassen, so daß er auf diesen Reisen nicht selten an einem Tage in 6—8 verschiedenen Pfarrkirchen, die er durchreisend besucht, ebenso viele Anreden hält, — wobei wohl sein Geist, aber desto weniger sein Körper das 74jährige Alter vergessen mag; — 3) daß an jedem Orte die vielen Freunde, Schüler und Bekannte, die er überall hat, sich zusammenfinden, und seine wenigen Ruhestunden noch wieder besonders in Anspruch nehmen, und daß seine Liebe und Freundlichkeit allen diesen Ansprüchen, auf Kosten seiner Ruhe und Erholung, Genüge leisten will u. s. w. — Wenn nun auch der Herr Bischof von seinem jetzigen Uebel

sich noch vollkommen wieder erholen, wenn seine Gesundheit auch wieder ganz so rüstig werden sollte, wie sie zuvor gewesen, — so ist doch vorauszusehen, daß seine Kräfte . . . auf die Dauer unterliegen müssen. — An diese traurige Betrachtung knüpft sich . . . der Wunsch . . . daß doch endlich für den Abend eines so thatenvollen vielbewegten Lebens — nicht zwar ein Zustand völliger Ruhe, denn diesen erwartet sein reger, thätiger Geist wohl erst im besseren Jenseits — sondern nur eine den Kräften und Bedürfnissen eines fast 75 jährigen Körpers mehr entsprechende Stellung eintrete, eine Stellung, worin seine Kräfte mehr von der Peripherie der äußerlichen, zeremoniellen Funktionen, die sie unnütz aufreiben, in das ruhigere Zentrum des mehr geistigen Nachaußenwirkens und Belebens durch Zwischenglieder, zurückgezogen würde, kurz, eine Stellung, worin ein anderer, jüngerer, ihm im Geiste verwandter Mann das für ihn thäte, was er, der Greis, jetzt für einen Greisen thut, — und wodurch dann die frohe Hoffnung begründet würde, sein Licht noch lange zum Besten der Kirche und des Vaterlandes leuchten zu sehen. — Das ist es, was ich Ihnen . . . mitzutheilen mich gedrungen fühle; und zwar Ihnen vor Allen, weil ich Sie als einen der innigsten Freunde und Verehrer desselben kenne und weil Sie die Wichtigkeit dieser Eröffnung und das Gegründetsein meiner Besorgnisse am besten zu würdigen vermögen. Ich fühle mich nun beruhigt in dem Bewußtsein meine Pflicht gethan zu haben dadurch, daß ich Sie, für alle Freunde des theueren Mannes, aufmerksam machte auf die Gefahr."

Das Alles zielte natürlich auf Kenntnißgabe an den Kronprinzen ab, den Schüler und eifrigen Verehrer Sailer's. Ich finde daher den Passus wegen des Wagens, vermuthlich von meiner Hand, mit Bleistift unterstrichen. Ob in letzterer Hinsicht etwas geschehen, erinnere ich mich nicht; nur finde ich in einem Brief von Sailer selbst vom 9. Aug. 1825 folgende Worte: „Sailer ist wieder ganz hergestellt und juxta monitum unsres Kronprinzen sich schonend geworden." Und nachdem drei Monate später Ludwig I. den Thron bestiegen, wies er dem geliebten Lehrer das Schlößchen Barbing als Landsitz auf Lebensdauer an.

Die Unterstützung durch einen Weihbischof erfolgte erst 1829 durch die Konsekration des ehrwürdigen Regens Wittmann; bald darauf starb Bischof Wolf von Regensburg und Sailer bestieg dessen Bischofsstuhl, wodurch seine Verhältnisse von selbst sich änderten.

Zum Schluß dieses Flickkapitels noch einen Scherz. „He Muckel, laß dih weckn," sang es am Morgen des 16. Mai 1825 mehrstimmig vor der Zimmerthür —

He Muckel, laß dih weckn, Schlief außa aus da' Deckn!
Mirk auf, was mer sagn, Dein Stündl hat gschlagn.
An Schnalza hat's than, Vierzg Jahr is da' Mann.
Giab Acht auf dö Zeit, Und wiir amal g'scheit!
Mia liabn dih von Grund aus, u. s. w.

Dann bekam ich meine Lektion:

Steck d'Nas'n nöt allweil Jn d' Büacha so 'nein,
D'Leut sag'n, 's soll diamal Da' Fankerl drin sein.
Z' vül Wißn macht Kopfweh, Hab's mei' Lebta-r-oft g'hört;
Die Uebagstudirten San koa'n Pfening nöt werth.
Und d'Stoana laß liagn, Wo's da' Herr hat hinkai't,
Du verthuast mit die Talkn Nur's Geld und die Zeit.
D'Herrnleut laß roas'n, Du bleib schön dahoam,
Wenn'st a Geld hast, kimmst dengerscht Amal noh nach Rom.[1])

Hierauf folgte der Trost:

Sonst wißma nix z'ahndn, Bist a gar brava Mann;
Was d'Leut von dir schmatzn, Da kehr dih nöt dran!
Gott segn dih und bhüat dih, Gott sei allweil mit dir,
Dös wünschma von Herzn. Jaz kimm außa für d' Thür! —

Und vor der Thür fand ich Friedel als meine Hofpoetin zusammt Namens- und Geburtstagsbescheerung, dann die Kinder (d. h. Neffe und Nichten), ein Quartett von Freunden und ein Frühstück, bei dem wir uns nach Noten erlustigten.

---

[1]) Dieser schlechte Reim und gute Rath bedeutet: Friedel hätte es nicht gefreut, wenn ich den Kronprinzen wieder begleitet hätte; dießmal wäre sie allein zurückgeblieben. — Daß die Gattinen dem Wachsthum der kostspieligen Sammlungen nicht immer grün sind, wissen viele Sammler.



Dreizehntes Kapitel.*)

Ludwig I. besteigt den Thron. 1825 . . .

1. Regierungswechsel. Die Hochschule.

Tod von König Max Joseph I. König Ludwig's erste Regierungs-Handlungen. Die Versetzung der Universität beschlossen. Kommission und Berufungen. Gesinnung und Abweichungen. Vorschläge R.'s zur Hebung der Hochschule.

Im Herbst 1825 soll König Max Joseph I. geäußert haben: „Wenn nur mein Namenstag schon vorüber wäre!" Seit Jahren nämlich kennzeichneten Unglücksfälle wie vorauswarnend diesen Tag; bald brannte es, bald starb jähen Todes ein Lakai, bald zersprang einem Minister die Flinte in der Hand, ein Stück derselben hinwegreißend; im letztvergangenen Jahre war der Königin beim Blutentziehen eine Ader abgeschlagen worden und dießmal verwundete beim Umstürzen einer Mauer des Hofgartens ein Stück davon mehrere Arbeiter auf schwere Weise. — Zu Ehren des Festes, 12. Oktober, gab der russische Gesandte Graf Woronzoff einen Ball mit allgemeiner Beleuchtung des Palastes; der ganze Hof und die Exkönigin Friederike von Schweden mit Sohn und Töchtern fanden sich ein. Obwohl ermüdet von den Gratulationen, war der König heiter und freundlich, spielte seine Partie Karten, fuhr aber, nachdem er nichts als ein

[1]) Anm. der Schreib. Bezüglich der Abfassung dieses Kapitels verweisen wir auf das was im Vorwort darüber gesagt ist.

Glas Zuckerwasser genossen, schon um 1/210 Uhr Nachts nach Nymphenburg zurück. „Nicht wahr, ich halte Wort und komme früh nach Haus," sprach er zu seinen Leuten, „um halb 6 Uhr will ich morgen geweckt sein." Um die begehrte Stunde öffnete der Kammerdiener die Läden, fand den König, wie gewöhnlich beim Einschlafen, das Gesicht auf einer Hand ruhend, stellte ihm sein Selterserwasser vor's Bett, rief ihn dreimal an: „Majestät," faßte endlich die freie Hand, — sie war kalt, der Tod mußte den Schlafenden schnell, wahrscheinlich noch vor Mitternacht ereilt haben.

Wie eine Bildsäule saß die Königin den ganzen Morgen bei der Leiche; unfähig, an den Tod zu glauben, ließ sie dieselbe lang in warme Tücher einschlagen, wodurch nur Entstellung vor der Zeit bewirkt wurde. Alles, was die Nachricht erfuhr, stürzte in's Zimmer, Alles wollte ihn sehen, der für seine Umgebung immer so gütig gewesen. Prinz Karl lief bei der Kunde, ohne den Wagen abzuwarten, zu Fuß und händeringend aus der Residenz, wo er nach dem Balle geblieben, gen Nymphenburg; außer Athem, in großer Trostlosigkeit jammernd: „Ich habe Alles verloren," ward er von seinen Leuten im Wagen eingeholt und saß dann bei der Leiche, zu ihr sprechend, sie mit seinen Thränen benetzend. Prinzeß Marie wehklagte, daß sie auf dem Balle vielleicht getanzt habe, während ihr Vater aus dem Leben schied.

Mir wurde die Nachricht am Morgen des 13. durch Wilh. v. Freyberg mitgetheilt, der in großer Aufregung bei uns sich einfand. Der Tod eines Herrschers hat immer etwas Erschütterndes, einmal im Hinblick auf den Geschiedenen, auf seine schwere Rechenschaft, auf das Gute, das man von ihm empfangen (und König Max hatte mir manch' wichtige und folgenreiche Gnade erwiesen), sobann

im Hinblick auf die Zukunft; und wie nah' meinem Herzen stund Derjenige, in dessen Hände großentheils diese Zukunft des geliebten Vaterlandes gelegt war! Wird er die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen? Wird er gewisse Klippen umschiffen, die bei aller Vortrefflichkeit sein Charakter ihm bereitet? Wird er über einzelne Lücken und Irrthümer seiner in Vielem wohlgeregelten Denkweise hinauskommen? Hoffnungen und Sorgen — erschütternd wirken beide. Das ganze Land fühlte sich davon durchzuckt. Handelte sich's doch um einen völligen Umschwung der Regierungsgrundsätze. Allerdings hatte schon König Max zum Theil eingelenkt von dem Verfahren seiner ersten Herrscherzeit; Konkordat und Tegernseer-Religionsedikt bezeugen es.[1]) Aber Vieles stund doch beim Alten. „Jetz-

[1]) Der hochsel. Bischof Oettl von Eichstädt, seinerzeit Hofmeister des nachmaligen K. Max II., kam öfter zum königlichen Großvater seines Zöglings. Eines Abends war er denn auch bei demselben zugleich mit Graf Montgelas. Da forderte der König ihn auf, etwas zu erzählen von seinen Studien. Oettl erzählte, wie er als Bauernknabe nach Salzburg gekommen und verweilte mit besonderer Liebe bei der Trefflichkeit der Klosterschule, wie man dort sich der Knaben angenommen, ihnen Bücher, Kosttage, Unterhaltung und Lehrer zur Aneignung mehrerer Sprachen gegeben u. s. w. Aus Oettl's Mund mochte die Erzählung um so eindringlicher sein, als er von feinem Benehmen war. Der König lehnte mit dem Rücken am Kamin und sagte zum Grafen: „Was sind wir doch für . . . . gewesen, alle Klöster aufzuheben. Meine grauen Haare möcht' ich mir ausraufen, wenn ich daran denke!“ Den nächsten Tag kam Graf M. zu Oettl und sagte ihm: „Sie haben gestern etwas erzählt, was den König ganz schwer- und trübsinnig gemacht hat; man kann heut gar nicht mit ihm verkehren. Sie müssen so etwas nicht mehr erzählen, es ist nun einmal geschehen, — es ist nun einmal geschehen,“ wiederholte er, als hätte auch er Gedanken niederzukämpfen. Die Schreiberin hat diese Geschichte von zweien Freunden, deren Jedem sie Bischof Oettl selber erzählt hat.

und," so jubelten die Einen, so knirschten die Andern, „jetzund wird wo nicht Alles, so doch Vieles umgekehrt werden."

Es ist bekannt, wie sehr die von Herzen kommende, einfache Leutseligkeit und die freigebige Großmuth des Königs Max seine Umgebung und Alle, die ihm persönlich nah kamen, an ihn gefesselt hatten.[1] Außerdem hoben ihn auf den Schild Alle, die seine Regierungsgrundsätze theilten, vielleicht mit einigem Zwang ihm dieselben auferlegt hatten.[2] Nicht so günstig freilich lautete das Todtengericht, welches im Volke, wenigstens von den Religionliebenden, gefällt wurde; sie schmerzte tief die Wunde der Kloster-Aufhebung und aller kirchenfeindlichen Maßregeln. Fünfzig Jahre nach des Königs Tod bekam ich zu meiner Ueberraschung noch aus Volkes Mund ernste Sagen zu hören, die in Erinnerung an jene Gewaltthaten gegen die Kirche über ihn umgingen.

---

1) Ein liebenswürdiger Zug jener Art ward uns kürzlich erzählt. Die Wittwe eines hohen Staatsbeamten wollte für eine große Gunst, die der König ihr beim Tod ihres Gemahls erwiesen, ihren Dank abstatten. Er kannte sie von Mannheim her. Als sie zur Audienz erschien, kam er ihr entgegen und rief von Weitem: „Ei, da ist Frau Käthe; was schaffen Sie? Nur anschaffen, bitte!" —

2) Man hat sich erzählt: Da Karl Theodor der erbberechtigten Linie sehr abgeneigt gewesen, so habe er das Seinige gethan, um ihre Nachfolge zu hindern; soll er doch bekanntlich das Land an Oesterreich haben verschachern wollen, was begreiflicher Weise die Bayern ihm niemals verzeihen konnten! Die von ihm trotz seines eigenen Unglaubens und nur wegen ihrer politischen Umsturzpläne verfolgten Illuminaten hätten nun ihren Einfluß zu Gunsten des bedrohten Erbrechtes von Prinz Max Joseph aufgeboten und dafür ihre Forderungen gemacht. Der Groll des Landes gegen Karl Theodor trug von Anfang an bei, den neuen Fürsten mit dem Glanze der Popularität zu umkleiden.

In finanzieller Beziehung war die Mehrheit froh, daß der auf den 13. Oktober angesetzte Ministerrath vereitelt worden. Erhebungen, Gratifikationen (man gerüchtelte von einzelnen Geschenken von 40 bis 70,000 fl.) waren festgesetzt, nur die Unterschrift fehlte. Daß in die Finanzen eine feste und sparsame Hand eingreifen müsse, war Aller Ueberzeugung — mit Ausnahme der bisherigen Nutznießer übergroßer Municicenz. Und in der That hat es sich gefunden, daß die Zerrüttung der Finanzlage das geahnte Maß noch unvergleichlich überschritt.

Der neue Monarch vernahm in Brückenau seinen Verlust gleichsam eingewickelt in die Nachricht seiner Standeserhöhung, indem der entsandte Kurier, ein Oberst, ihn begrüßte mit „Königliche Majestät", — eine Etikette, die mehr scharfsinnig höfisch, denn menschlich-zart genannt zu werden verdient. Als Ludwig I. am 15. Oktober spät in der Nacht nach München kam, befand er sich in einem Zustand tiefer Betrübniß, seine Augen hochgeschwollen.

Sein Erstes war, die Konstitution zu beschwören. Und mit diesem Eide war es ihm heiliger Ernst. Als Kronprinz hatte er den Freiherrn v. Lerchenfeld eifrig zu unterstützen gesucht, weil derselbe die Verfassung einzuführen wünschte.[1]) In einer kleinen Rede an die Minister sprach er aus, er wisse, welch schweres Amt er antrete, doppelt schwer „nach einem so geliebten König" — mit der Gnade Gottes hoffe er, diese Liebe auch zu verdienen. Er kenne

[1]) Ebenso hat Ludwig I. die Wahrung der Verfassung auch regierend als Gewissenssache behandelt. Ueber das Schiefe, Unstichhaltige der modernen Konstitutionen begann nach der zweiten Ständeversammlung ihm ein Licht aufzudämmern; aber auch dann wußte er sich durch seinen Eid gebunden. Volle Klarheit brachte ihm wohl erst das Jahr 1848.

alle Regententugenden, aber einige könne er jetzt noch nicht ausüben: Großmuth und Freigebigkeit (er meinte, gegen Nichtbedürfende) — die allgemeine Noth nehme seine Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch.

Stoff zu Glossen gab es, daß der originelle Herr sich zum ersten Regierungsgeschäft die Verordnung machte, Bayern nicht mehr mit i, sondern mit y zu schreiben.

Dann setzte er eine Kommission zusammen, die auf Vereinfachung der Geschäfte und auf Ersparungen losarbeiten sollte. In allen Zweigen predigte er, wie es in der That dringendstes Bedürfniß war, die Oekonomie und fing damit beim Großen an, hemmte Willkür und Leichtsinn, führte Einfachheit beim Hofe ein, löste die kostspielige Garde auf u. dgl. m. Im Volk hörte man bald sagen: „Jetzt haben wir wieder einen König, der betet und spart." — „Der kehrt die Stiegen von oben herab!" Eine seiner Aeußerungen angesichts der Noth im Lande und der Ueppigkeit des Hofes und der Hauptstadt war die, er sei nicht König von München, sondern von Bayern.[1]) — Als er denn am Allerseelentag mit den Prinzen Max und Otto den Kirchhof besuchte, gab das ihn umdrängende Volk ihm das Geleit bis zurück in die Residenz. — Die deutsche Landes-Sprache sollte fortan auch Hofsprache sein.

Die Königin-Wittwe Karoline behandelte er mit Zartheit und Großmuth, wie er denn diese seine Stiefmutter immer von Herzen verehrt hat, und sie äußerte ihre Zufriedenheit über sein Benehmen gegen sie bei jenem einschneidenden Wechsel des Geschickes.

Auch bei Austheilung der Kabinets-Pensionen verfuhr er freigebig, legte Armen sogar hinzu, wie es denn

[1]) Unter den in Umlauf gebrachten Liedern hieß Eines: Heil unserm König Heil, — Er hat Minister feil, — Lang lebe Er. II. Er hat Gamaschen feil, III. Er hat Schmarozer feil u. s. w.

seine Maxime war, so oft als thunlich von Grund aus zu helfen. Nicht selten geschah es, daß er das Doppelte einer begehrten Summe gab: „Mit der Hälfte ist nichts geschehen, hier muß kräftig eingegriffen werden.“ —

Die Thätigkeit König Ludwig's war eine so große, daß man für seine Gesundheit besorgt ward. Aber die Ordnung, mit welcher er sein um fünf Uhr Morgens beginnendes Tagwerk regelte, half ihm das Ungewöhnliche leisten. Es ist ihm öfter und nicht mit Unrecht vorgeworfen worden, daß er die Arbeitskraft seiner Beamten übermäßig angespannt habe. Jedenfalls ist dieß verzeihlicher an einem Fürsten, der selber sich ein so vollgerütteltes Maß von Arbeit auferlegte. Doch war man anfänglich der Meinung, er arbeite zu sehr in's Einzelne, erschöpfe sich unnütz; sein selbstständiges Handeln erschien bedenklich. Häufig traf er den Nagel auf den Kopf, manchmal recht tüchtig auch daneben. In allen Stücken aber sah man, daß er im Stillen beobachtend, Alles überlegend, über Alles unterrichtet, schon Jahre lang auf diese Zeit sich vorbereitet habe. —

Zu Cornelius sagte der König: „Sie sind gebunden in Ihrem Wirken, — wie ich es bin, — so lange Sie nicht andere Umgebung haben.“

Als einen Mißgriff des Königs mußte ich es vor Allem betrachten, daß in Bälde Graf Armansperg, dieser oberflächlich unterrichtete, von Charakter unverlässige Bureaukrat vom reinsten Wasser, dessen Gesinnung doch so wenig mit der des Königs übereinstimmte, zum Minister (der Finanzen) erkoren wurde. Später hat der König seinen Irrthum eingesehen, aber unmöglich im vollen Umfang; wie hätte er sonst seinem Sohn Otto diesen nämlichen Grafen Armansperg nach Griechenland als Bahnbrecher voraussenden mögen? Meinte er, für ein neu zu organisirendes Land sei derjenige eben gut genug,

der im lang-organisirten durch Vielregiererei gefehlt hatte?[1])

Sei es übrigens hier bemerkt, daß Ludwigs verbissenste Gegner, wenn auch diese Verbissenheit sorgfältig bemäntelnd, in eben derjenigen Sorte von Beamten zu suchen waren, die man mit dem Worte Bureaukraten kennzeichnet. Man weiß, wie damals schon seit Langem mit

[1]) „Ich will Ihnen sagen," äußerte ich damals gegen meinen gewesenen Schüler Dr. Bernh. Röser, den ausgezeichnet tüchtigen Leibarzt von König Otto, „ich will Ihnen sagen, was nun geschehen wird: Das Erste und Angelegentlichste wird sein, den ganzen Berg von bayerischen Gesetzen und Verordnungen, die theilweise schon in Bayern nichts taugen, nach Griechenland zu verschleppen, wo sie geradewegs ungeheuerlich werden, und jeden Stiefel über den bayerisch-liberalen Leist zu schlagen." Und so ist es denn auch gegangen. Bayerisch liberalseinsollend wurde regiert, administrirt, dekretirt. Die einheimischen Krieger, bereit um geringen Sold zu dienen, und befähigt allmählig in höherer Kriegsführung eingeschult zu werden, mußten sich verdrängt sehen durch bayerische Truppen, welche der alten wie der neuen Heimath unsägliches Geld gekostet haben, größtentheils sich unglücklich fühlten und entsprechend wenig als Beglücker empfunden wurden. Als Dr. Röser einige Jahre später auf Besuch nach Bayern kam, da sagte er mir seufzend: „Sie haben richtig prophezeiht."

Eins der harmlosesten und ergötzlichsten Beispiele dort entwickelter Verwaltungsweisheit ist mir später erzählt worden: Die griechischen Landstraßen entlang beeilte man sich jene Gräben zu ziehen, welche bei uns das regnerische Klima nöthig macht. Die Griechen aber wollten gar nicht begreifen, zu welchem Zwecke man den etwa umstürzenden Wägen noch einen künstlichen kleinen Abgrund bereite. Wenn wir Bayern heutzutag mit Recht uns ärgern über das Streben, uns von A bis Z, vom Punkte des Gewissens an bis zum Magen unserer Soldaten herab, nach dem Urtheil preußischer Intelligenz zu drillen, so mag die Erinnerung von Nutzen sein, daß wir, die Bayern, solidarisch betrachtet, in Griechenland und Tyrol es nicht besser gemacht haben.

im Hinblick auf die Zukunft; und wie nah' meinem Herzen stund Derjenige, in dessen Hände großentheils diese Zukunft des geliebten Vaterlandes gelegt war! Wird er die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllen? Wird er gewisse Klippen umschiffen, die bei aller Vortrefflichkeit sein Charakter ihm bereitet? Wird er über einzelne Lücken und Irrthümer seiner in Vielem wohlgeregelten Denkweise hinauskommen? Hoffnungen und Sorgen — erschütternd wirken beide. Das ganze Land fühlte sich davon durchzuckt. Handelte sich's doch um einen völligen Umschwung der Regierungsgrundsätze. Allerdings hatte schon König Max zum Theil eingelenkt von dem Verfahren seiner ersten Herrscherzeit; Konkordat und Tegernseer-Religionsedikt bezeugen es.[1]) Aber Vieles stund doch beim Alten. „Jetz-

[1]) Der hochsel. Bischof Oettl von Eichstädt, seinerzeit Hofmeister des nachmaligen K. Max II., kam öfter zum königlichen Großvater seines Zöglings. Eines Abends war er denn auch bei demselben zugleich mit Graf Montgelas. Da forderte der König ihn auf, etwas zu erzählen von seinen Studien. Oettl erzählte, wie er als Bauernknabe nach Salzburg gekommen und verweilte mit besonderer Liebe bei der Trefflichkeit der Klosterschule, wie man dort sich der Knaben angenommen, ihnen Bücher, Kosttage, Unterhaltung und Lehrer zur Aneignung mehrerer Sprachen gegeben u. s. w. Aus Oettl's Mund mochte die Erzählung um so eindringlicher sein, als er von feinem Benehmen war. Der König lehnte mit dem Rücken am Kamin und sagte zum Grafen: „Was sind wir doch für . . . . gewesen, alle Klöster aufzuheben. Meine grauen Haare möcht' ich mir ausraufen, wenn ich daran denke!" Den nächsten Tag kam Graf M. zu Oettl und sagte ihm: „Sie haben gestern etwas erzählt, was den König ganz schwer- und trübsinnig gemacht hat; man kann heut gar nicht mit ihm verkehren. Sie müssen so etwas nicht mehr erzählen, es ist nun einmal geschehen, — es ist nun einmal geschehen," wiederholte er, als hätte auch er Gedanken niederzukämpfen. Die Schreiberin hat diese Geschichte von zweien Freunden, deren Jedem sie Bischof Oettl selber erzählt hat.

und," so jubelten die Einen, so knirschten die Andern, „jetzund wird wo nicht Alles, so doch Vieles umgekehrt werden."

Es ist bekannt, wie sehr die von Herzen kommende, einfache Leutseligkeit und die freigebige Großmuth des Königs Max seine Umgebung und Alle, die ihm persönlich nah kamen, an ihn gefesselt hatten.[1]) Außerdem hoben ihn auf den Schild Alle, die seine Regierungsgrundsätze theilten, vielleicht mit einigem Zwang ihm dieselben auferlegt hatten.[2]) Nicht so günstig freilich lautete das Todtengericht, welches im Volke, wenigstens von den Religionliebenden, gefällt wurde; sie schmerzte tief die Wunde der Kloster-Aufhebung und aller kirchenfeindlichen Maßregeln. Fünfzig Jahre nach des Königs Tod bekam ich zu meiner Ueberraschung noch aus Volkes Mund ernste Sagen zu hören, die in Erinnerung an jene Gewaltthaten gegen die Kirche über ihn umgingen.

---

[1]) Ein liebenswürdiger Zug jener Art ward uns kürzlich erzählt. Die Wittwe eines hohen Staatsbeamten wollte für eine große Gunst, die der König ihr beim Tod ihres Gemahls erwiesen, ihren Dank abstatten. Er kannte sie von Mannheim her. Als sie zur Audienz erschien, kam er ihr entgegen und rief von Weitem: „Ei, da ist Frau Käthe; was schaffen Sie? Nur anschaffen, bitte!" —

[2]) Man hat sich erzählt: Da Karl Theodor der erbberechtigten Linie sehr abgeneigt gewesen, so habe er das Seinige gethan, um ihre Nachfolge zu hindern; soll er doch bekanntlich das Land an Oesterreich haben verschachern wollen, was begreiflicher Weise die Bayern ihm niemals verzeihen konnten! Die von ihm trotz seines eigenen Unglaubens und nur wegen ihrer politischen Umsturzpläne verfolgten Illuminaten hätten nun ihren Einfluß zu Gunsten des bedrohten Erbrechtes von Prinz Max Joseph aufgeboten und dafür ihre Forderungen gemacht. Der Groll des Landes gegen Karl Theodor trug von Anfang an bei, den neuen Fürsten mit dem Glanze der Popularität zu umkleiden.



überdieß, daß man mich der nunmehrigen Königin Therese als „Mystiker“ verdächtiget hatte, was meine Stellung nicht würde erleichtert haben. — Hartz und Distlbrunner wurden als Leibärzte bestätigt, ebenso Winter als Leibchirurg.

Die Universitäts-Angelegenheit trat sehr bald mächtig in den Vordergrund.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht damals an der Zeit gewesen wäre, den stiftungsmäßigen rein katholischen Charakter der Hochschule wieder herzustellen. Aber daran war bei den bereits so stark verschrobenen Verhältnissen gar nicht zu denken. In Landshut, wo die Universität keine andere Vergangenheit hatte als die eben verflossene 25jährige Epoche theils versuchter, theils wirklich geübter Entchristlichung, war der Boden zu wenig bereitet, zu ungeeignet zur Herstellung nach christlichen, nach katholischen Normen; es hatte, bloß als Universitätsstadt betrachtet, weit mehr dem Katholizismus ungünstige als günstige Traditionen. Auf alle Fälle aber konnte in Landshut die Hochschule wissenschaftlich das nicht werden, was die Zeit erforderte, und womit auch der katholischen Sache gedient war. In München blieb es zwar ebenfalls unmöglich, die bestehenden Verhältnisse umzuwerfen; wenn anders man die Vortheile der Hauptstadt ausnutzen wollte, mußte man die nun einmal konfessionell gemischten vorhandenen Kräfte in Anspruch nehmen; aber hier erschien es doch weit leichter, der Hochschule in großen Zügen den Stempel des Christlichen wieder aufzudrücken, und der Erfolg hat gezeigt, daß, so lange die Regierung in diesem Sinne die Lehrstühle besetzte, der Katholizismus nicht zu Schaden kam. Die Universität hätte niemals dekatholisirt werden sollen, das ist das Richtige. Die alten Bahnen aber mit einem Machtspruch

wieder zu gewinnen, ging über Menschen- und Fürstenmöglichkeit.

Ich meinestheils hielt es, wie die Umstände nun einmal lagen, nicht für gut, oder tröstete mich damit, daß es nicht gut sei, besondere Universitäten für Katholiken und Protestanten zu errichten. Ich rechnete: wofern nur gegenseitig guter Wille und der positiv christusgläubige Charakter vorherrschend bleiben, kann die nun einmal gewordene und nicht mehr aufzuhebende Mischung selbst wieder dienen, die bejammernswerthe Scheidung zu bekämpfen, die Vorurtheile gegen die Kirche zu mildern, die Getrennten ihr wieder zu- oder doch näherzuführen. Dieses sprach ich auch dem König aus, hinweisend auf das Beispiel der ersten Christen, welche selbst den Heiden gegenüber nicht eigene Schulen errichtet hätten. (Allerdings ist mit Wahrheit bemerkt worden, daß der im Glauben Näherstehende leichter gefährlich werde als der ganz und gar Getrennte.) Ich wage heute nicht mehr zu behaupten, daß meine Hoffnung eine berechtigte gewesen; der Nichterfolg aber darf in unserem Fall am wenigsten gegen uns angeführt werden; denn unsere Regierungen sind ja mit der Zeit völlig von jenem ersten Programm abgewichen, so daß der Eindruck entstehen mußte, als seien abermals bei Berufung von Professoren Unglauben und feindselige Stellung gegen Rom weit mehr Bedingung pro als contra geworden.

Aus Anlaß meiner damaligen Audienzen entwarf ich Aufzeichnungen, welche, kurz gehalten, dem König und mir als Grundlage zu mündlicher Besprechung dienen sollten. Eine führt die Ueberschrift: „Nachträgliche Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Versetzung der Universität von Landshut nach München, veranlaßt durch einige Aeußerungen

Sr. Majestät." Es ist nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie die Sache immer wieder durchgesprochen, neue Gründe beigebracht, die alten in neues Licht gesetzt wurden, und belehrend bleibt der Vergleich desjenigen, was damals erstrebt und gehofft, mit dem was erreicht und nicht erreicht worden, wofern man — wie erwähnt — unterscheidet, wo ein Nichterfolg schon in der Natur der ersten Anfänge gelegen und wo in einer äußeren Störung der ursprünglichen Entwicklung. Wir heben das Dienlichscheinende aus zwei Konzepten aus.

„Die drei bestehenden bayerischen Universitäten sind gesunken, das ist bekannt. Ihre Wiederbelebung oder Erhebung wird unabweislich gefordert durch die hohe Wichtigkeit der Wissenschaft selber, durch die Stellung und die Ehre des bayerischen Volkes, das hinter anderen in seiner geistigen Entwicklung durchaus nicht zurückbleiben darf, und durch das politische Bedürfniß Bayerns, alle seine intelligenten Kräfte zu entfalten.

Die drei bayerischen Universitäten können am sichersten gehoben werden durch die Versetzung derjenigen von Landshut nach München, d. i. durch Errichtung einer Normal-Universität in M., die eben dadurch eine Pflanzschule von Professoren für die zwei übrigen wird, — welche Pflanzschule nur M. allein werden kann.

Die vorzüglichste Aufgabe der deutschen Universitäten war bisher: den wissenschaftlichen Geist, die höheren wissenschaftlichen Ideen, zu wecken, und dadurch theils die vorher (auf Gymnasien) gesammelten, theils die nachher (im praktischen Leben) zu erwerbenden Kenntnisse zu begründen, zu beleben und ihnen die höhere Richtung zu sichern. Auf den verschiedenen Universitäten von Deutschland hat bald mehr die wissenschaftliche Richtung (Jena), bald mehr die historisch-praktische (Göttingen) vorgewaltet. Beide Richtungen durchdrangen sich aber mehr oder weniger auf allen besseren Universitäten.

Jedoch auf fast keiner unserer Universitäten waren die Mittel gegeben, Anschauungen, Gefühle und Urtheile einer anderen Art zu erregen, die fast ebenso eingreifend in's Leben,

als diese: nämlich Kunstanschauungen, Kunstgefühle, Kunsturtheile. „Ars emollit mores, nec sinit esse feros.“ Das Schöne, Wahre und Gute: Kunst, Wissenschaft und Religion, hängen innig zusammen; es ist darum kein Zweifel, daß in Griechenland, Rom und Florenz die innige Verbindung derselben mächtig beigetragen zur Bildung ihrer großen Staatsmänner, Feldherrn und Lehrer. Denn so wie die Kunst auf die Wissenschaft: so wirkt diese auf jene zurück, eine belebt, erhebt und begeistert die andere, eine bewahrt die andere vor Einseitigkeit.

Auf den meisten, besonders den kleineren Universitäten, fehlten auch die Gelegenheiten zur höheren gesellschaftlichen Bildung, die gebildeten gesellschaftlichen Vereine, wodurch so viele Anschauungen erzeugt, so viele Ideen gewonnen, so viele Vorsätze geweckt und auf die Jugend häufig mehr gewirkt wird, als durch die Vorträge vom Lehrstuhle, wodurch auch die bei uns Deutschen und besonders Bayern noch nicht sehr entwickelte Gabe der mündlichen Mittheilung so sehr geübt wird.

Diese Zwecke alle zu verbinden ist eine erst in Zukunft zu lösende Aufgabe. Solche Gesammtaufgabe zu lösen ist viel leichter auf einer neu zu errichtenden, als auf einer alten Universität, besonders wenn auf dieser ein böser Geist schon eingezogen und festgebannt durch Männer, Orte, Gelegenheiten, Sitten, Gebräuche und üblen Ruf.

Landshut kann nicht gehoben werden nach dem Maß des Bedürfnisses, selbst nicht in bloß wissenschaftlicher und abgesehen von jeder Kunst- und gesellschaftlichen Beziehung, weil kaum die nöthige Zahl tüchtiger Lehrer dahin zu ziehen wäre, denn bereits hat sein Ruf zu sehr gelitten und ein unerfreulicher Geist sich dort breit- und festgesetzt.

Hingegen sind in München die meisten nöthigen Professoren schon vorhanden, theils in, theils außer der Akademie. Alle Mitglieder der letzteren müßten öffentlich lesen wie die der Göttinger Societät. Eine Akademie ohne Universität ist ohne rechte Bedeutung, ohne wirksames Leben. Denn selbst wenn die Mitglieder lesen, so fehlen den Lesenden die rechten Zuhörer, d. i. die Studirenden, es geht ihr Lesen für die, auf welche es am meisten wirken sollte, die studirende Jugend, verloren. Die noch fehlenden Männer sind mit geringeren Kosten nach M. als nach L. zu ziehen.

Die oben erwähnten Gesammtzwecke sind in Bayern, es sei denn mit ungeheueren Kosten, nur in M. zu erreichen, da nur hier, außer den wissenschaftlichen Lehrern und Anstalten, Lehrer und Anstalten für die Kunst vorhanden. Oder sollen die herrlichen Schätze der Kunst, der seltene Kreis großer Tonkünstler, bloßer Hofstaat und Luxuswaare sein, nicht einwirkend auf die Bildung derjenigen, die einst die Leiter des ganzen Volkes, Priester, Richter, Lehrer rc. sein werden?

Hinwiederum ist auch der Akademie der Künste die Nähe der Universität vom größten, vielleicht unentbehrlichen Nutzen. Denn in unserer Zeit sind Kunst und Wissenschaft inniger verbunden als je; sowie denn die neueste Kunstentwicklung ihre Richtung vorzüglich der Wissenschaft verdankt. (Hinweis auf die Zeitschriften Propyläen, Athenäum, Europa, auf Winkelmann, Lessing, Göthe, Schlegel u. s. w.)

In München könnte eine Universität errichtet werden, wie es keine andere gibt, eine Universität, zu welcher die Studenten aus allen Gegenden Deutschlands und, bei der doch einmal zu hoffenden Aufhebung der geistigen Sperre in Oesterreich, vorzüglich aus diesem zuströmen würden und müßten, als zur reichsten geistigen Quelle. . . .

In der That, auch zur Erhebung des ganzen Volkes kann der unentbehrliche Anstoß nur von M. ausgehen, weil nur in M. Männer, Anstalten und Mittel aller Art vereinigt sind oder leicht vereinigt werden können. Und da die Hauptstadt als Mittelpunkt, in Gutem und Bösem mehr als jede andere Stadt auf's Ganze einwirkt, so könnte von da durch die Vereinigung eines religiösen und sittlichen Sinnes mit allen wissenschaftlichen, Kunst- und gesellschaftlichen Mitteln, am schnellsten eine glückliche Umbildung des Ganzen bewirkt, der ungeheuere Stock des hiesigen Philisterthums zerstört, und für alles Höhere ein fester, auf Jahrhunderte nachwirkender Geist gegründet werden.

Vorzüglich wichtig ist die Nähe der ersten universellen Bildungsanstalten für einen Regenten, der, wahrhaft königlich gesinnt, eine geistige Wiedergeburt seines Volkes bezweckt.

In Einer Hinsicht aber scheint mir die Versetzung der Universität nach M. unerläßlich: Da Bayern bei seinem gegenwärtigen großen Aufschwung die Eifersucht größerer Staaten erregt hat, wie selbst das schon öfter in Zeitungen ergossene

diplomatische Gift zeigt; da seine physischen Kräfte nicht mächtig genug sind; da es ihm nicht gelungen, sich mit den übrigen kleinen deutschen Staaten in einen Bund zu vereinen: so muß es seine Stärke suchen in der vollkommenen Entwicklung aller seiner geistigen Kräfte und in der dadurch zu gewinnenden öffentlichen Meinung. Wie aber jeder Organismus, wenn er großer Kraftentwicklung nach außen bedarf, wenn er mächtige Angriffe, wenn er Krankheiten zu bekämpfen hat, seine Kräfte, sein Blut erst im Mittelpunkt, im Herzen versammelt, damit es dort die Weihe erhalte, alle übrigen Theile zu beleben: so muß der Staat, als Bild des Organismus, seine geistigsten Kräfte in seinem Herzen, in seiner Hauptstadt, versammeln. Darum, und vorzüglich darum, hat Preußen in seiner großen Bedrängniß seine Universität in Berlin gegründet, und wie viel Antheil diese Universität an Preußens Befreiung hatte, ist bekannt."

Die Aufsätze bekämpfen sodann die praktischen Einwürfe der Gegner: die Unmöglichkeit, Landshut zu entschädigen, — die ungeheueren Kosten der Versetzung, — das theuere Leben in der Hauptstadt, — die größere Gelegenheit zum Unfleiß und zur Sittenlosigkeit. Landshut betreffend zählte ich auf, welche Anstalten und Behörden zur Entschädigung dahin verlegt werden konnten, brachte aber in Erinnerung, daß angesichts der Wichtigkeit jener Versetzung die (auf einer Vergangenheit von nur 25 Jahren beruhenden) Entschädigungsansprüche Landshut's nicht in vorderste Reihe der Erwägung gehörten. Die Kosten zunächst des Umzugs durften ebenfalls in solcher Sache für Hochschule und Staat nicht gescheuet werden (übrigens schien es mir nicht nöthig, daß alle Sammlungen sogleich mitwanderten.) Das aber war ich überzeugt und sprach es aus: Wollte man Landshut so einrichten, wie es Bedürfniß für die einzige Universität in Altbayern war,[1]) so mußte die Wiederbelebung und Erhaltung viel

[1]) Herr v. Savigny, der alle deutschen Universitäten kannte, hielt die Wiederbelebung von L. für unmöglich.

mehr kosten, als die Neuerrichtung und Fortführung in München, wo bezüglich des bisherigen Universitäts-Personals nur anfänglich etwas mehr Kosten erwuchsen, weil etliche Professoren, die in Landshut Häuser besaßen, zu entschädigen waren und bei Einigen Gehaltszulagen sich nöthig erwiesen; wohingegen den Tüchtigen durch die zu erwartende Vermehrung der Honorarien Ersatz, und der Hochschule selber durch die mögliche Vereinigung mit der Akademie der Wissenschaften Ersparnisse wenigstens für die Zukunft in Aussicht standen.

Bezüglich der Gelegenheit zum Unfleiß und zur Sittenlosigkeit erwiederte ich:

„a) So viele Gegenstände der Zerstreuung und Erholung in M. sind zugleich belehrend und bildend, z. B. der Besuch der Kunstanstalten, des Theaters, gebildeter Gesellschaften &c. b) Der Unsittlichkeit kann in M. in mancher Beziehung mehr gesteuert werden, als in kleinen Städten, durch die Aufsicht von Verwandten und Bekannten, deren fast jeder Vater, jede Mutter in der Hauptstadt hat, — vorzüglich durch ausgezeichnete Achtung der Sittlichkeit von oben herab, durch That und Wort der Professoren &c. Wie sorgt man denn für die Sittlichkeit der Schüler, Gymnasiasten, Lyceisten und Kunstakademiker? — Dem Unfleiß aber kann auf verschiedene Weisen vorgebeugt werden: 1) Durch strenge Gerechtigkeit bei Anstellungen, so daß die öffentliche Meinung sich begründet, Geburt und Protektion seien keine so starken Hebel als Kenntnisse zu Aemtern, selbst nicht zum Sekretariat, das von so großem Einfluß zu sein pflegt, indem die Sekretäre, in der Regel Leute ohne höheres Studium, durch ihre Referate bei faulen, unselbstständigen Präsidenten und Ministern, auf diese eben solchen Einfluß zu haben pflegen, als das Amt der Kammerdiener auf große Herren. 2) Mittels häufiger Repetitionen durch aufgestellte Repetitoren. 3) Durch mündliche, öffentliche Prüfungen jedes halbe Jahr, besonders in Form von Disputationen. Diese Prüfungen sind von außerordentlichem Vortheil, nicht bloß in Beziehung auf die Schüler, sondern auch auf die Lehrer. (Es müssen nicht bloß die Professoren, sondern auch Andere prüfen dürfen.)

Und hat sich auf diese Weise einmal eine öffentliche Meinung gebildet, so wird es nicht mehr so leicht möglich sein, durch Protektion und aus Kasten- oder Parteigeist Unwissende in Aemter einzuschieben, wie seit Jahren häufig, und namentlich vom Ministerium des Innern, zum allgemeinen Aerger geschehen ist. Mit diesen Prüfungen werde zugleich ein Zeugniß über Sittlichkeit verbunden.

Uebrigens müsse die größte Freiheit herrschen, wo und bei wem oder auf welche Weise der Student die verlangten Kenntnisse erworben; es ist genug, daß er bei der Prüfung bestehe; der Kollegienzwang, wie er bisher auf eine höchst schädliche Weise auf allen bayerischen Universitäten geherrscht hat, müsse ganz verbannt werden. Für die, welche auf auswärtigen Universitäten studirt haben, sollen jedoch besondere und strenge Formen der Prüfung gefunden werden."

Eines der Konzepte schließt:

„Es ist nicht einzusehen, wie Bayerns Hochschulen, ohne Errichtung einer Universität in München, mit den trefflich besetzten und königlich begabten Universitäten in Göttingen, Berlin und Bonn nur von ferne wetteifern, und also in geistiger Entwicklung gleichen Schritt halten können. Gleichwohl hält sich Jeder zur Erwartung berechtigt, daß das neu aufgegangene Gestirn den Wissenschaften nicht weniger leuchten werde als den Künsten, da jene, ohne Nachtheil für beide, hinter diesen nicht zurückbleiben dürfen. Beinah alle einsichtsvollen Männer, mit denen ich sprach, Gelehrte, Künstler, Geschäftsleute, sind von der Nothwendigkeit der Versetzung überzeugt, selbst alle Professoren in Landshut, mit Ausnahme derjenigen, welche dort Häuser besitzen oder nicht hieher zu kommen hoffen. Mehrere der hiesigen Gegner der Versetzung . . . haben bekanntlich besondere Interessen dagegen."

Die Versetzung war bald beschlossene Sache. An allen drei Hochschulen des Landes — so lautete die Absicht des Königs — sollte der christliche Geist, der vom Glauben an den erlösenden Gottmenschen durchbrungene und geleitete, neu geweckt und gehütet werden, Würzburg aber katholisch sein, Erlangen protestantisch, München im

Besitz der katholisch-theologischen Fakultät, im Uebrigen konfessionell gemischt, indem für diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche mit dem konfessionellen Bekenntniß in keiner näheren Beziehung stehen, die Konfession der Lehrer im Allgemeinen nicht in Betracht kommen, für Geschichte und Philosophie hingegen zum mindesten je Ein katholischer und Ein protestantischer Lehrer sollten aufgestellt werden. Das war die Meinung; in der Ausführung gab es hie und da Wunderlichkeiten. Sollte man z. B. Hormayr als katholischen Geschichtslehrer betrachten, da er zu unserer Bestürzung eine Anfrage bekam? Zum Glück hielt er das Professorat für unvereinbar mit seiner Freiherrnwürde,[1] (eigentlich merkte er, wie unwillkommen er war), kam aber leider bald nachher in anderer Eigenschaft nach München, um daselbst Alles gegen einander zu hetzen.

Man gestatte mir hier eine Einschaltung. Als ich dereinst in späteren Tagen einem Erlanger Professor der Theologie die Aeußerung that, ihre Hochschule verdanke der Fürsorge von König Ludwig die Erhaltung des positiv christgläubigen Geistes, da erwiederte er: Für diese Erhaltung meinten sie, die Erlanger Herren, selber gesorgt zu haben. Anders spricht Heinrich W. J. Thiersch in der Biographie seines Vaters, wenn er (S. 258) dankbar anerkennt: „Sein (des Königs) Grundsatz war, daß

[1] „Denn ich gestehe" — so zitirt Heigel in seinem „Ludwig I." aus einem Briefe Hormayrs an Ed. v. Schenk — „eine Schwachheit, die ich gegen den Kanzelvortrag habe, ein erbärmliches Vorurtheil, aber ein bereits historisch gewordenes, das wenigstens zeigt, wie wenig ich ein nivelleur, ein ultra liberal bin, ich glaubte dadurch meinen Töchtern die opinion ihrer Abkunft zu verderben, denn, leider, kennen wir Deutsche Niemanden vom alten Adel, von der Noblesse d'épée, der sich in dieser Weise dem Lehrstand widmete."

auch der Lutheraner das, was er ist, recht sein solle, lutherisch gläubig im alten Sinne,[1]) und diesem Grundsatz verdankt es die Universität Erlangen, daß auf ihr eine so geachtete und segensreiche Schule altprotestantischer Theologie zu Stande gekommen ist; die Protestanten Bayerns haben die geistigen Güter, deren sie sich erfreuen, unter dem Schutze der Regierungsweise König Ludwigs sich erworben." In der That, was wollten die Erlanger-Herren denn gethan haben, wäre ihnen Ein ungläubiger Kollege um den anderen mit auffallenden Begünstigungen an die Seite gesetzt worden, wie wir es seither anderwärts erlebt haben?! Schelling, Schubert und viele Protestanten haben es anerkannt, welch redlichen Willen der König ihren Konfessionsgenossen gegenüber stets gehegt und wie viel wahrhaft Gutes er ihnen erwiesen.

Kehren wir zu unserer Ludovico-Maximilianea zurück. Der König berief eine Kommission, die unter Vorsitz des nachmaligen Ministers Eduard v. Schenk die wichtigsten Veränderungen und Ergänzungen in der Verfassung und im Lehrpersonal berathen sollte. Ich war Mitglied derselben.

Von den bisherigen Professoren wurden nur ein paar aus der Lehrthätigkeit entfernt, die anderen siedelten mit über, darunter Stahl der Physiker, der noch junge Jurist Hieronymus Bayer, welcher mit der Zeit mir gar lieb und ehrwürdig geworden, und der Theologe und Kirchenhistoriker Hortig.[2]) Mein hochverehrter Lehrer Röschlaub

---

[1]) Es handelt sich hier nicht darum, ob der Grundsatz ganz so, wie Thiersch ihn formulirt, für einen Katholiken der richtige sei; soviel ist gewiß, daß es ein Verdienst gewesen, den Fortschritt des Unglaubens auch bei Protestanten nach Kräften aufzuhalten.

[2]) Hortig ist Manchen bekannter unter dem Pseudonym Nariscus, welchen er seinen humoristischen Schriften von tiefsinnigem Witz auf's Titelblatt gesetzt.

wurde auf mein Betreiben aus dem Ruhestand wieder hervorgeholt, neue Berufungen sollten in größerer Anzahl geschehen.

Um einen katholischen Philosophen hatten wir nicht zu suchen. Saßen wir doch mitten im Sprühregen von Franz v. Baader's Geistesfunken. Den Protestanten aber sich in Schelling aus Erlangen zu holen, lag ebenfalls nahe und er willigte ein, den größeren Wirkungskreis bei uns anzutreten. (Auch Ast war noch thätig.)

Ausgemacht war mir, daß in zweierlei Sinn es Pflicht gegen das Vaterland sei, wo möglich Joseph Görres, den zu Straßburg in Verbannung Lebenden, für einen Lehrstuhl zu gewinnen: Pflicht, die volle Wirksamkeit des Gewaltigen dem deutschen Vaterlande zuzuwenden, und Pflicht des Vaterlandes, den schnöden Undank, die schreiende Rechtsverletzung, welche Eine deutsche Regierung, die preußische, an dem großen Patrioten begangen, durch eine andere, die bayerische, zu sühnen. — Görres selber, mit der heiteren Ruhe des guten Gewissens und moralischer Größe seine Verbannung friedlich in der immerhin noch so deutschen Stadt durchlebend, trug kein Verlangen nach Anstellung; wunsch- und absichtslos für sich, nur der Sache gedenkend, hatte er in der Zeitschrift „Der Katholik" jene berühmte, an weisen Ermahnungen reiche Ansprache erscheinen lassen: „Der Kurfürst Maximilian der Erste an König Ludwig von Bayern bei seiner Thronbesteigung." Zwei Exemplare davon, eins für den König, eins für mich, wollte er erst durch Clemens Brentano an mich befördern lassen: „. . . Also schreibe einen kleinen Brief „an den Doktor in Baierland, worin du ihm die zwei „Exemplare sendest. Du kannst das gegen ihn in meinem „Namen thun, denn einem Literarischen verräth mich gleich „mein Styl, und geheim thun wäre Ziererei; dem König „kann er's aber anonym übergeben, weil das schicklicher

„ist und sein Ahnvater ja als Sprecher eintritt." Jedoch besann er sich anders und schickte mir die Exemplare selber zu — den Begleitbrief kann ich leider nicht finden, vielleicht hab' ich ihn dem König gegeben.

Meine Antwort[1]) lautete:

„München, 15. Febr. 1826.

Hochzuverehrender Herr Professor! Ihren Brief vom 10. Dez. mit den zwei Exemplaren Ihrer Schrift habe ich erhalten, als ich eben Krankheit halber zu Bette lag, an das ich gegen sechs Wochen gebunden war. Deßwegen konnte ich die Schrift nicht selber übergeben, habe sie aber sogleich überschickt. Als ich nach meiner Genesung den König fragte, wie die Schrift ihm gefallen, wußte er nichts davon, und ich mußte ihm mein Exemplar überreichen. Vor einigen Tagen trug er mir auf, Ihnen zu schreiben: ‚Ihre Abhandlung habe ihm ganz vorzüglich gefallen; es freue ihn ungemein, das Sie so vieles in seiner Seele gelesen haben; er habe Sie immer hochgeachtet ꝛc.' ... Ich wünschte recht sehr, mit Vielen, der König beriefe Sie an die Universität, die wahrscheinlich von Landshut hieher wird versetzt werden, etwa zum Vortrag der Geschichte."

Ob vielleicht das Exemplar unterschlagen worden, weil man auf genügende Dauer meiner Krankheit gerechnet, daß die Sache in Vergessenheit komme? Ich weiß nur, daß, eben weil ich so oft zum Könige kam, wichtige Briefe, deren Unterschlagung man fürchtete, häufig an mich gerichtet worden sind. Jedenfalls ward dießmal die etwaige schlimme Absicht vereitelt.

Es fiel nicht schwer, den König, der längst für Görres eingenommen war, für den Gedanken der Berufung zu gewinnen. Aber die preußische Regierung erhob sich dagegen, und während über die jämmerlichen Schwierigkeiten und Einwände verhandelt wurde, fand Clemens Brentano Zeit und Anlaß, durch Bischof Sailer, der, wie ich aus einem Briefe Clemens' entnehme, ebenfalls für Görres'

[1]) Siehe Jos. v. Görres' Gesammelte Briefe, 3. Band Nr. 311.

Berufung thätig gewesen, die Bitte an König Ludwig befördern zu lassen, es möge wenigstens vorläufig Görres ein gesicherter Aufenthalt in Bayern geboten werden. Als aber die Einsprüche Preußens anmaßender wurden, da richtete sich der bayerische Löwe empor, ein entschiedenes Königswort zerhieb alle Stricke und Strickchen — und Görres ward unser.

Als protestantischer Geschichtslehrer wirkte noch Mannert; nach dessen Abgang schrieb ich an meinen Freund Karl v. Raumer, ob sein Bruder Friedrich v. Raumer die Professur übernehmen wolle; diese Unterhandlung scheiterte.[1]) Karl v. Raumer selber, der tüchtige Naturforscher und treffliche Mensch, war schon bald nach des Königs Thronbesteigung aus finanziell beklemmender Lage an Schubert's Stelle nach Erlangen gerückt, während dieser mein alter und werther Freund nach oftmaligen Verpflanzungen sein Bündel schnürte

---

[1]) Schubert schreibt mir am 5. September 1826 aus Erlangen: „Wenn der Berliner Raumer nicht kommen sollte, so empfehle ich Dir und Deinem etwaigen Einfluß den zwar noch sehr jungen aber überaus tüchtigen und hoffnungsvollen Professor der Geschichte Ranke in Berlin an. Erkundige Dich nur einmal in Berlin, wer von beiden kräftiger und entschiedener auf die Jünglinge einwirke? und Du wirst allgemein hören Ranke. Das kann ich Dir auch sagen, daß Ranke so weit entfernt ist einseitiger Protestant zu sein, daß sich sogar schon mancher seiner jungen protestantischen Freunde durch ihn gekränkt glaubte, wenn er bei der Geschichte der Reformation, wie es einem Solchen schien, gar zu sehr den politischen Nachtheil, den äußerlich verheerenden Einfluß, welchen die Reformation auf Deutschlands Verfassung und inneren Zusammenhang gehabt, hervorhob und sich so gar sehr an diese Schattenseite hing. — Auf die mehr oder minder belebende und aufregende Weise des Vortrags der Geschichte kommt eben auf einer Universität so gar viel an." — Ich erinnere mich nicht, ob Ranke wirklich in's Auge gefaßt wurde.

nach dem letzten und vieljährigen Ort seines Bleibens, indem er dem Rufe an unsere Ludovico-Maximilianea Folge leistete.

Eine schmerzliche Enttäuschung war es mir, als die Hoffnung, Savigny wieder zu erobern, zu nichte ward. Seiner glänzenden Stellung in Berlin konnte nichts Ebengiltiges in München gegenübergesetzt werden und so lehnte er ab, wenn auch mit leidvoll getheiltem Herzen.

Philipp v. Walther dachten wir schon damals wieder zu gewinnen. Der eben an den Rhein reisende Prof. Joh. Nep. Fuchs übernahm die vorläufige vertrauliche Anfrage und Walther zeigte sich geneigt. Aber der Ruf erging nicht. Nun ließ W. sich bei Fuchs erkundigen, wo denn der Haken sitze. Ich frug den Minister, warum nichts vorwärts gehe. Er verhieß Beschleunigung, aber wiederum erfolgte nichts. Auf mein abermaliges Drängen gestund mir nun der Minister, daß eine angesehene medizinische Persönlichkeit, die er mir auch genannt hat, die Berufung nicht wünsche. In der That ist Walther erst im J. 1830 nach München gekommen.[1])

Mittermayer der Jurist, eifrig berufen, zog sich selber wieder aus der Verhandlung zurück.

---

[1]) Der Sohn von Joh. Nep. v. Fuchs sagte mir: im Briefwechsel seines Vaters mit Walther finden sich verschiedene Zeugnisse für meine Mitthätigkeit bei des Letzteren Berufung. Dieß zur Abwehr gegen die muthwillig gemachte Anschuldigung, als hätte ich vielmehr dagegen gearbeitet. Nachtrag der Schreiberin: Wahr ist nur, daß in späterer Zeit R. sich kräftig gewehrt hat, als ihm v. Walther für eine Stelle sollte vorgezogen werden, auf welche R. die gerechtesten Ansprüche vor W. zu besitzen glaubte. Aber wenn ihm auch die gekränkte Empfindung eine Aufwallung erregte, so erlaubte er sich doch niemals, nach erlittener Kränkung einen Groll zu hegen, und so hat sich auch diese Spannung zwischen zwei Ehrenmännern bald wieder gegeben.

Etliche Briefe, die Oken (eigentlich hieß er Ochsenfuß) aus Jena damals an mich gerichtet, bezeugen, daß ich auch der Mittelsmann gewesen für seine Berufung nach München. Ich kann mich aber nicht besinnen, ob er den Wunsch mir unterbreitet oder ob ich aus freien Stücken ihn dem Könige vorgeschlagen, nachdem Oken aus politischen Gründen in Jena üble Behandlung erfahren hatte und dort nicht mehr bleiben konnte oder wollte.[1])

---

[1]) Oken schreibt, Jena 25. März 26: „Hochgeschätzter Mann und Freund! Von Ihrer Freundschaft war ich immer überzeugt, daß Sie mit Vergnügen jede Gelegenheit benützen würden, die sich darböte, mir etwas Angenehmes zu erweisen; sowie ich nicht zweifle, daß Sie auch ein Gleiches bei mir voraussetzen. Was könnte mir aber angenehmeres begegnen, als in einem solchen Lande wirken zu können, in welchem ein so kenntnißreicher und der Wissenschaft wie der Kunst so wohlwollender König wirkt und sorgt. Große Hoffnungen habe ich auf diesen Mann gesetzt, nachdem ich gesehen hatte, was er schon als Kronprinz für die Kunst gethan, nachdem ich von Ihnen und Cornelius gehört, mit welchem Eifer er den Wissenschaften lebte. Ich danke Ihnen daher herzlich für das was Sie gethan, und ich denke, wir wollen ruhig abwarten, was weiter geschieht" . . . Dann am 25. Oktober 26: . . . „Ich freue mich, daß die Versammlung (der Naturforscher und Aerzte) im nächsten Jahr in München stattfindet. Es ist zwar nicht ganz in der Ordnung, weil sie schon einmal in Bayern gewesen: allein Jedermann war dafür, weil Jedermann von euerem König begeistert ist und die Schätze Münchens sehen will. Es scheint, daß der Zusammenfluß der Gelehrten groß sein werde" . . . Endlich den 24. Jan. 27: „Für die hurtige und liebevolle Behandlung der Angelegenheit weiß ich Ihnen nicht zu danken, und was soll ich zu der so huldvollen und freundlichen Behandlung des Königes sagen. Nein! es wäre Thorheit, nur einen Augenblick zu zaudern über das, was ich zu thun habe. Ich komme also und lese im nächsten Semester. Ich schicke Ihnen mein Gesuch, weil ich nicht wünsche, daß man auf hiesigem Postamt (wo man wegen Kleinheit der Stadt alle Verhältnisse kennt und daher jeden Schritt erräth)

Andere bedeutende Kräfte, die nunmehr die Hochschule an sich zog, fanden gleich Franz v. Baader sich bereits in München vor. Joh. Nep. v. Fuchs war schon 1823 an die Akademie berufen worden.[1]) Döllinger der Anatom, früher in Würzburg, damals aber schon in der Hauptstadt an der medizinisch-praktischen Lehrschule thätig, erhielt nun, an die Universität versetzt, auch seinen Sohn Döllinger den Kirchenhistoriker zum Kollegen. Martius, Thiersch, Gruithuisen, v. Koch-Sternfeld, Joseph Baader, Schmeller waren bereits mehr oder minder im Besitze gefeierter Namen, der junge Franz v. Kobell, der als Neodoktor zugleich

---

wisse, daß ich an den König schreibe. Auch bitte ich Sie, das Reskript zu verlangen und unter Umschlag mit Ihrem Siegel zu schicken. Man wird es Ihnen doch geben? Zum Ueberfluß setze ich unten eine Autorisation dafür hin ... Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich freue, euch alle, meine guten Freunde, wieder zu sehen, und in den großen Sammlungen und der Bibliothek arbeiten zu können, besonders da ich nun an der 2. Auflage meiner Naturgeschichte arbeite. Mit dem Reskript schicken Sie mir einen Vorlesekatalog und sagen Sie mir überhaupt, was etwa wegen der zu haltenden Vorlesungen zu thun sei." — Die Schreiberin frug R. in neuerer Zeit, ob er an Okens ungläubiger Richtung nicht bei der Berufung Anstoß genommen. Er wußte sich nicht mehr Rechenschaft zu geben, ob es war, weil er O. nicht für geradezu ungläubig gehalten oder ob er gedacht, bei einem Naturforscher, dessen Gewinn in wissenschaftlicher Beziehung von Wichtigkeit, könne man wohl über die religiöse Anschauung hinweggehen. Später hat er, nicht Okens, aber Anderer wegen, bitter geklagt über den Mißbrauch, welchen gewisse Naturforscher mit ihrer Wissenschaft und den eigenen Hypothesen machen, um den Schülern falsche Schlüsse auf den Glaubensinhalt einzuimpfen.

[1]) Ich trage hier nach, daß ich, ehe Fuchs nach München gekommen, unter Benützung meiner Sammlung freiwillige Vorlesungen über Mineralogie für die Apotheker gehalten habe.

mit der Universität nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, gab Aussicht dazu und wurde Privatdocent. An die zu München schon Befindlichen habe ich denn auch meine Wenigkeit zu reihen, der ich im J. 1827 mit dem Jahresgehalt von 600 fl., und zwar 522 fl. baar, das Uebrige in Gestalt von zwei Schäffel Waizen und fünf Sch. Roggen, zum Professor der Klinik ernannt worden bin.[1])

Da ich vorzüglich persönliche Erinnerungen schreibe, so versteht sich, daß ich nicht jede schätzenswerthe Lehrkraft nenne, welche die Hochschule schmückte.

Wenn man alle damaligen Namen, berühmte und unberühmte, vorgefundene und herbeigerufene, zusammenzählt und dann nach der Gesinnung scheidet, so erscheint vielleicht numerisch die beabsichtigte Christlichkeit der Universität nicht allzu entschieden vertreten. Aber die machtvollen Geister, welche die Koryphäen der Hochschule bildeten, haben ihr für eine gute Reihe von Jahren den Stempel des Christlichen aufgedrückt, und spätere Berufungen den fortgesetzten guten Willen der Regierung bezeugt. (Ich erinnere an die freilich kurz uns verbliebenen Puchta, Möhler, Klee, sodann an Moy, Philips, Andr. Wagner und Andere mehr.)

Freilich konnte ich trotzdem schon sehr bald mich des Kummers nicht erwehren, wenn ich manche starke Unfolgerichtigkeiten, seltsame Kreuz- und Quergriffe erlebte; und

---

[1]) Anm. der Schreib. König Ludwig wollte, daß R. als Vorstand des Medizinalwesens zugleich die erste Stellung in der medizinischen Fakultät der Hochschule einnehme; R. aber lehnte dieß auf das entschiedenste ab und begehrte, daß die Stellung der Professoren nach dem Zeitpunkt ihres Eintritts in den Staatsdienst geordnet werden solle. Somit erhielten Röschlaub und Döllinger den Vortritt und haben R. dafür Dank gewußt. Auch als Walther an die Ludov. Maximilianea zurückkehrte, bestand R. darauf, sein Nachmann zu sein.

obschon ich in meiner Antrittsrede am 21. November 1826 — am 15. geschah die Eröffnung der Universität — mit Wahrheit- auch die freudigsten Hoffnungen aussprechen durfte, so barg sich in ihr doch so Wunsch als Streben, dem geliebten und mit Recht hochgehaltenen, aber von vielem Beirrenden umlagerten Fürsten immer neu auf dasjenige hinzudeuten, was mir unzweifelhaft als der einzige Leitstern des Lebens galt und gilt. Zugleich ermangelte ich nicht, meine Ansichten, Urtheile und Besorgnisse dem König schriftlich darzulegen.[1])

[1]) Anm. der Schreib.: „Ueber die Würde der Wissenschaft" heißt die erwähnte Rede, welche gleich R.'s übrigen Reden voll Feuer und eigenartiger Wendungen. Er kämpft darin auch an gegen die Kurzsichtigen, welche wegen Mißbrauches der Wissenschaft engherzig sie selber unterdrücken möchten. Bezeichnend für seinen Freimuth ist bei seiner unbedingten Treue für den königlichen Herrn die bedingte Form im Schlußsatze: „Und so der Himmel durch König Ludwig dieß alles begründet: so ruf' ich aus tiefstem Herzensgrunde: Hoch lebe der König!" — Es ist diese Rede übersetzt zum Theil in der französischen Zeitschrift L'écho erschienen mit der Bemerkung: Les extraits de ce morceau feront juger de l'état actuel de l'art oratoire en Allemagne et donneront une idée de la philosophie qu'on professe dans les universités de ce pays.

Was die oben erwähnten schriftlichen Meinungs-Aeußerungen R.'s an den König betrifft, so muß auch der auf S. 250 des I. Bandes in Anmerkung angeführte Berichterstatter, welcher Einsicht in jene Briefe bekommen hat, ihnen Unparteilichkeit zugestehen; doch meint er: schon die Thatsache, daß ein Censorat in solchen Dingen damals möglich war, beweise, daß die verlästerte „neue Zeit" wenigstens nach dieser Richtung einen erfreulichen Fortschritt zum Bessern aufzuweisen habe. Glaubt der Berichterstatter ernstlich, daß heutzutag an sehr maßgebenden Stellen kein Censorat geübt werde? Ueber die Ultramontanen z. B.? Möchte es doch mit jener, Ringseis zugestandenen Unparteilichkeit geschehen! Uebrigens wird ein Monarch von selbstständigem Charakter, wie Ludwig I., so wenig als irgend ein

Es wäre ein großer Irrthum zu glauben, daß die Universität nicht mit bedeutenden Mühsalen zu kämpfen gehabt. Abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten, welche die Versetzung und Neubelebung hervorrief, abgesehen vom bösen Willen, der in der Welt nicht ausstirbt, gab es Mißstände abzuschütteln, die aus Landshut herüber geschleppt waren, solche zu bekämpfen, die sich in München vorfanden, Unklarheiten zu lichten über die Stellung der Hochschule und ihre Beziehungen zu anderen wissenschaftlichen Anstalten. Einige Streiflichter auf das noch Wogende und Ungenügende der anfänglichen Zustände wirft ein Aufsatz, den ich spätestens 1827 kann geschrieben haben; er verräth die Bestimmung, vom Senat, dessen Mitglied ich war, dem Könige vorgelegt zu werden, was ohne Zweifel auch wirklich geschehen ist.

Es wird erwähnt, die Versetzung der Hochschule sei von ganz Deutschland als ein Ereigniß betrachtet worden; man habe so große Erwartung daran geknüpft, daß kein geringer Theil des Ruhmes Sr. Majestät und ganz Bayerns vom Ruhme dieser Universität unzertrennlich erscheine.

„Den Ersten ihrer Schwestern, so erwartete man, sollte München gleich-, wo nicht vorangestellt, der tief gekränkten Wissenschaft[1]) Ehre und Einfluß zurückgegeben, und dadurch für Kirche und Staat das Ersprießlichste gewonnen werden."

Die in der neuen Geschichte so merkwürdigen Universitäten verdanken, heißt es weiter, ihre welthistorische Bedeutung

„erstens: ihrer freien, selbstständig korporativen Verfassung; zweitens: der fürstlichen Ehre und Auszeichnung, die sie von Staat und Kirche genossen; drittens: ihren glücklichen ökonomischen Verhältnissen.

Privatmann das Recht sich wehren lassen, von einem Vertrauensmann Urtheile und Berichte entgegenzunehmen; genug, wenn er nicht einseitig und blindlings bloß des Einen Mannes Rede hört und befolgt.

1) Gekränkt nämlich in Bayern seit einigen Jahrzehnten.

„An welcher Universität ein Uebergewicht dieser Hebel sich zeigte, dahin neigten im gemeinsamen Zuge die großen Talente aus allen Landen, und zu den größten Leistungen ward der Einheimische begeistert; wo sie fehlten, von da flohen in natürlicher Abstoßung die Koryphäen der Wissenschaft."

Es bedürfe keines prophetischen Geistes, um mit Gewißheit vorherzusagen, daß München, seit Jahrhunderten schon reich an Sammlungen für Kunst und Wissenschaft und in wenigen Jahren durch Se. Königliche Majestät noch reicher gemacht, in dieser Hinsicht eine der reichsten Städte Europas werde, wenn Gott in Seiner Gnade dem Könige langes Leben gewähre. Dieser erfreulichen Betrachtung wird aber angereiht:

„Die alleruntertänigst unterzeichneten Väter der Universität, in Uebereinstimmung mit den übrigen Professoren, wohl wissend, daß Ew. K. Majestät, Feind allem Mittelmäßigen, nur nach dem möglichst Vollendeten streben, besonders in Dingen, welche die höchsten Güter betreffen, — diese Väter, von der Achtung Ew. K. Majestät für die Wissenschaft, von Allerhöchst Ihrer Kraft, Ausdauer und väterlichen Sorgfalt das Größte gewärtigend, halten es für ihre unerläßliche Pflicht, Ew. K. Majestät nicht zu verhehlen, wie Vieles der hiesigen Universität noch fehlt, um das Erwartete zu leisten und ihren drei vorzüglichsten Schwestern in Deutschland, den Hochschulen Göttingen, Berlin und Bonn, das Gleichgewicht zu halten, oder, was des hohen Strebens Ew. K. Majestät noch würdiger ist, ihnen den Vorrang abzuringen.

I. Die Universität München bedarf zu ihrem Gedeihen eine viel selbstständigere Verfassung als sie bisher an hiesigem Ort und früher in Landshut gehabt.[1])

II. Die Universität als Ganzes und die Lehrer im Einzelnen finden noch lange nicht die ihnen unentbehrliche Schätzung in der Staatsgesellschaft. . . .

III. Einige Fächer sind noch nicht hinreichend besetzt. Die Sammlungen der Hochschule und Akademie sind im Ganzen

---

[1]) Weiter unten heißt es: „Mehrere Fremde, wie uns zuverlässig bekannt ist, wurden von München abgehalten oder wieder fortgetrieben durch die, anderem gerichtlichen Verfahren nicht analoge, doppelte Bestrafung der Vergehen 1) durch die Polizei, 2) durch den Senat."

reich an Vorräthen, besonders früherer Zeit, aber alle unvollständig, einige in hohem Grade, namentlich in Bezug auf Bücher und Werkzeuge neuerer Zeit, und es fehlt ihnen gerade zum Unterricht fast das Unentbehrlichste; bei einzelnen ist seit 18 Jahren nichts nachgeschafft worden. Die mit den übrigen Universitäten nothwendige Konkurrenz, die hier größere Zahl der Studirenden fordert auch größere und zahlreichere Hilfsmittel.

Die physikalische, die zoologische, die mineralogische Sammlung, der botanische Garten entbehren zu ihrer Erhaltung eines zureichenden Fondes. Die anatomische Anstalt vermißt nicht nur die Mittel, die nöthigen Sektionen zu machen und die mangelnden Präparate zu verfertigen, sondern selbst die Mittel, die vorhandenen zu erhalten; die Präparate faulen aus Mangel an Weingeist, die Wachspräparate schmelzen im Sommer aus Mangel an Vorhängen.

Eine Quelle des Uebels ist: daß große Summen, die ehemals den Sammlungen zu gut kamen, nun zum Gehalt ihrer Vorsteher verwendet werden. Für Vorstände der Mineralien-Sammlungen und Lehrer der Mineralogie werden 3600 fl. bezahlt, während derjenige, der allein 1800 davon bezieht, seit Jahren auf Kommission abwesend ist.

Der fixe Gehalt der meisten Professoren in München ist bedeutend geringer als auf den anderen Universitäten und namentlich den drei ersten, auf welchen doch die Honorare so ungemein einträglich sind. Trotz den zur Eintreibung der Honorarien getroffenen Maßregeln honoriren unter 2—300 Studenten doch kaum 20; bei Professoren der Theologie ist das Honorar gar nicht zu rechnen, bei mehreren Professoren der Gehalt geringer als bei Gymnasial- und Lyceal-Professoren; fast ohne Ausnahme alle von Landshut hieher versetzten Professoren haben durch die Versetzung Schaden gelitten und dieses konnte die zum Lehren so unentbehrliche Freudigkeit nicht vermehren. Die Hälfte der Professoren hat ihren ganzen Gehalt oder den größten Theil aus Quellen, die nicht zur Universität gehören, und mit der Zeit zu fließen aufhören."

Die Vorstellung, die in ihrem fragmentarischen Charakter sich auf einen im vorhergehenden Jahre gemachten ausführlicheren Antrag beruft, kommt zur Erklärung, die unterzeichneten Väter hielten für den nöthigen

Flor der Universität, in Hinblick sowohl auf bessere Stellung der Professoren, als auf Vervollständigung der Sammlungen rc. eine jährliche Rentenvermehrung von wenigstens 40,000 fl. für nothwendig. Zur Aufbringung der Summe gebe es verschiedene Beiträge; z. B. 1) die innigere Vereinigung von Akademie und Universität und genügende Sicherung des Fondes jener für diese, wodurch (aber erst in etwa zehn Jahren) 10,000 fl. für die Universität gewonnen werden müßten; 2) Schankung heimfallender Lehen oder anderer Güter, wie durch bayerische Kurfürsten auch an die Universität Ingolstadt geschehen; 3) ungeschmälerte Ueberlassung des der Akademie zugesicherten Kalender-Stempels, statt dessen sie jetzt nur ein Aversum von 6000 fl. erhält, und dessen Revenuen die Akademie sehr zu vermehren wissen würde; 4) Bewilligung des etwa noch fehlenden Restes durch die Stände; 5) höchst ökonomische Verwendung des Fonds bloß für ausgezeichnete und unentbehrliche Lehrer...

Wir haben oben die Ausführung des II. Beschwerdepunktes übersprungen, um mit den Erläuterungen, die wir beifügen wollen, den Gang des Aufsatzes nicht allzu sehr zu hemmen. Aber auch im Weiteren war eine Hindeutung gegeben, daß noch in Manchem, der mit zu entscheiden hatte, die rechte Ansicht über Bedeutung der Wissenschaft, ihrer Schulen, Anstalten, Vertreter und Lehrer fehle.

Wohl erfreuten sich in Deutschland nirgends mehr die Universitäten jener Freiheit und jener sozialen und politischen Machtstellung, wie sie ursprünglich aus den Anschauungen und der organisch korporativen Lebensfülle des Mittelalters ihnen erwachsen waren. Bei uns aber hatte unter dem vorigen Regiment eine die Rechtsgrenzen blind verkennende Bureaukratie mit plumper Hand ein-

gegriffen in die Freiheiten und die Verfassung der Hochschule und mit den alten Formen gebrochen, um aus der einstigen Freistätte der Wissenschaft ein gefügiges Werkzeug ihres selbstgezimmerten Staatszweckes zu machen. Daß dabei auch die einzelnen Glieder der entwürdigten Anstalt nicht die geziemende Behandlung erfuhren, läßt sich an den Fingern abzählen. König Ludwig dachte anders, aber der Geist, der jene Erniedrigungen hervorgerufen, war nur theilweise gebannt, er spukte fort in den Köpfen Vieler, die auf Führung des Staatsruders Einfluß hatten. Und so klagten wir denn:

„Mit welchem Befremden haben Auswärtige und mit welcher Bestürzung die Einheimischen gesehen, daß Hofrath Krüll in Landshut, der 24 Jahre ordentlicher Professor und 6 Jahre Rektor gewesen, dessen Schüler gegenwärtig Minister, Staatsräthe und Präsidenten sind, der, mit nur noch 3 Professoren, mit dem Civilverdienstorden geschmückt worden und gewiß so vielen Kollegialräthen an Kenntnissen überlegen ist, daß dieser Mann dem jüngsten Appellationsrath in Straubing nachgesetzt wurde! Jenes Kollegium in Straubing, die tiefe Kränkung und Zurücksetzung fühlend, die darin gelegen, hat dieselbe auf zarte Weise dadurch zu mildern gesucht, daß es ihm in seinem Rathe die erste Stimme antrug. Die hiesige Universität aber mußte die Behandlung dieses Mannes als eine Kränkung empfinden, indem ihr leider unzweideutig klar wurde, in welcher Mißachtung die Universität selbst bei den höchsten Staatsbehörden steht."

Und wo der Aufsatz betont, der Mangel an Auszeichnung und Belohnung sei Ursache, daß so viele treffliche Lehrer gerade zur Zeit, wann sie am tüchtigsten zum Lehren seien, den Katheder verließen und Aemter suchten, wo mehr Ehre und Belohnung zu finden, da wird beigefügt, Prof. Hortig sei sicherlich durch die Behandlung Prof. Krüll's veranlaßt worden, die Universität zu verlassen, und es sei kein Zweifel, daß Andere eben so denken.

Beim Volk, welches sonst gerne geneigt war, der Wissenschaft und ihren Vertretern die gebührende Ehre zu geben, hatte allmählig der zunehmende Unglaube der Gelehrten dieselben in schlechtes Ansehen gebracht. Bei den sogenannten Geschäftsleuten höheren Stils gehörte es theilweise zum guten Ton, gleich vielen vornehmeren Beamten sie eo ipso, als Gelehrte, geringschätzig zu behandeln. Da Schelling im Hause eines angesehenen Kaufmanns einzumiethen wünschte, frug der Hausherr, wen er zu verehren habe; auf die Antwort „Professor Schelling" brach er kurz ab: „Einen Professor nehme ich nicht in meine Wohnung." Freilich war das eine persönliche Albernheit, aber es ließ sich nicht läugnen, daß die Tonangebenden in ihrer Mißachtung des Gelehrtenthums derlei Auswüchse förderten.

Und so erinnerten wir:

„Je mehr Auszeichnung und Belohnung, desto größerer Wettkampf der tüchtigsten Geister um den Lorbeer des Lehramtes. Welche Ehren von Kirche und Staat genossen in früherer Zeit die Universitäten! Die Doktoren der Hochschulen hatten einst ausschließlichen Anspruch auf gewisse höhere geistliche und weltliche Aemter; das juristische Doktorat wurde bei den Domstiftern dem Adel von 16 Ahnen gleichgeschätzt. (Auch bei uns würde es viel mehr Eifer und Achtung für die Wissenschaft erregen, wenn, wie früher geschah, gewisse höhere Staats- und Kirchenbeamte, vom Rathe aufwärts, oder doch alle Vorstände von Kollegien und alle Anwälte Doktoren sein müßten, was geschehen kann, ohne an der Konstitution zu ändern und ohne die Kammern zu fragen.) Die Minister in England rechnen es sich noch jetzt zur Ehre, Mitglieder der Universität Oxford zu sein. In Württemberg und Baden sitzen die Deputirten der Hochschule in der ersten Kammer der Ständeversammlung. Die Rektoren in Leipzig (und Jena) nehmen noch jetzt während ihrer Amtsführung fürstlichen Rang ein, der Rektor in Ingolstadt hatte bis zur Versetzung den Rang vor dem

Statthalter und wurde dem Kurfürsten durch den Hofmarschall vorgestellt.[1])

Es wird Niemand läugnen, daß Bayerns größere Macht in seinen geistigen Kräften ruht; Niemand, daß diese Kräfte eine größere Entwicklung gestatten. Sollen sie aber entwickelt werden, so ist erst die allgemeine Achtung für sie, die Einsicht in ihre Bedeutung zu wecken. Die Männer, sie zu wecken berufen, müssen freudig sich hier vereinigen. Jene Achtung und Einsicht wird nicht allgemein werden, diese freudige Vereinigung nicht zu Stande kommen oder nicht währen, wenn nicht die Repräsentanten der Wissenschaft durch Ehre und Belohnung vorzüglich ausgezeichnet werden. Die auf Bayern schon eifersüchtigen Nachbarn werden weder Ausgaben noch Belohnung sparen, um der Universität München wieder mehrere tüchtige Männer zu entziehen, was nicht bloß unsere geistigen Hilfsmittel, sondern auch die so hochwichtige moralische Meinung des Auslandes über Bayern zu unserem größten Nachtheil bedeutend verringern wird.

Der Weisheit Eurer K. M. ist es würdig, das Große, was Sie schufen und noch schaffen wollen, auch für die Zukunft zu sichern, oder es so zu gestalten, daß es künftig sich selber erhalte, nicht leicht zerstört werden könne. Das ist nur möglich durch den Nachwuchs einer in allen Zweigen des Tüchtigen und Wissenswürdigen ausgezeichneten, allen Nachbarn ebenbürtigen oder noch besser ihnen vorangehenden Jugend. Die Wissenschaft ist höher und ohne Vergleich einflußreicher als die Kunst; aber auch die Kunst, besonders in unserer Zeit, geht unter ohne gleichzeitige Wissenschaft, die jene nährt, ehrt, verklärt und vor Abwegen schützt."

---

1) In meinen Tagen oder kurz vorher war es geschehen, daß ein Rektor der Universität Leipzig, welcher in Dresden Audienz bei Hof erhalten, die nur in Einem Flügel geöffnete Thür als ihm zu eng erklärte, worauf der Kurfürst oder König dem nicht begreifenden diensthuenden Hofherrn in Erinnerung brachte, der jeweilige Rektor habe Fürstenrang, ihm öffne man beide Flügel. — Es ist vorgekommen, daß wenn ein Rektor gefährlich erkrankte, die Universität eine neue Wahl vornahm, um die Kosten eines fürstlichen Begräbnisses zu ersparen.

Unter den geschilderten Umständen that es allerdings noth, den Regierenden wie den Regierten in's Gedächtniß zurückzurufen, was einst gewesen, was dann geworden. Mußten wir auch darauf verzichten, das Einst wieder herauf zu beschwören, so sollte doch gebrochen werden mit jener jüngsten Vergangenheit, die selber so schnöd gebrochen mit der älteren. Bereits war der König eingegangen auf meinen Vorschlag, dem jeweiligen Rektor Hoffähigkeit zu ertheilen. An und für sich lag freilich nicht viel daran, ob der Rektor an gewissen Hoffesten Theil nehme oder nicht. Aber es galt, an bestimmten handgreiflichen Zeichen dem Publikum auch in seinen grobkörnigeren Theilen wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß die Hochschulen vom Thron aus als eine geistige Macht geachtet seien, deren Vorstände darum sichtlich mit Ehren und Würden ausgestattet erschienen. Indessen war jene Auszeichnung zu vereinzelt geblieben, die Bureaukraten wollten noch immer nicht daran, ihre höheren Ehren mit Gliedern jener Hochschulen zu theilen, von denen es doch als den höchsten Lehranstalten, den ersten und eigentlichen Trägern der Intelligenz und Wissenschaft des Landes großentheils abhängt, welche Minister, Staatsräthe und andere Beamte, welche Bischöfe es erhält. Und so behandelt denn ein weiteres Konzept von meiner Hand (ich weiß nicht das Datum) noch eigens die Rangfrage des Rektors, indem nicht nur der ihm zuerkannte Rang eines Kollegial-Direktors, sondern auch der beantragte eines Zentral-Kollegial-Direktors, mir für denselben nicht genügen wollte; denn es sei ja eine einzelne Fakultät, die sich zu einem Spruch-Kollegium vereinigt, schon einem Appell- oder Oberappellgericht zu vergleichen, die Universität aber sei ein Verein von Kollegien. Da die Rangerhöhung nicht der Person lebenslänglich anhänge, sondern lediglich

dem (jährlich wechselnden) Amt zur Repräsentation des Ganzen, so fielen manche gefürchtete Konsequenzen weg.

In kurz angebundenem Stil, der nicht wohl unmittelbar für die Augen der Majestät bestimmt gewesen, schloß ich: „Habe man den Muth, es auszusprechen" (gegen den verknöcherten Bureaukratismus nämlich), „daß der Wissenschaft und ihren Repräsentanten, den Hochschulen und Akademien, eine hohe freie Stellung nothwendig gebühre und daß Bayern vor Jahren die Universität nicht aus innerer Nothwendigkeit, sondern nur deßwegen so erniedrigte, weil man keine selbstständige Universitas literarum, sondern nur ein zu gewissen Zwecken dienendes Bureau brauchen konnte," — eine Entwürdigung, die nur zum Nachtheil für Staat und Kirche ausgeschlagen. Wenn ich nach alledem nicht den hohen Rang für den Rektor begehrte, den er ehemals eingenommen, an manchen Orten noch einnahm, so trug ich doch darauf an, ihn wenigstens den Appellgerichts-Präsidenten und den ehemaligen Präsidenten der Akademie gleichzustellen, sprach es aber aus, daß ich, für mich, einen noch höheren Rang ihm einräumen würde — „völlig überzeugt, daß Solches in der gegenwärtigen, der Wissenschaft günstigeren Zeit zu größtem Vortheil für Staat und Kirche sein würde. Ringseis."

2. Geselliger Verkehr mit Kollegen.

Schubert, (Raumer), Schelling, Görres, Martius, Oken, Thiersch, Walther, Gruithuisen, Puchta, Möhler; Versuch einer Berufung von Veith und Günther.

Das neue Leben, das die Versetzung der Universität hervorgerufen, pulsirte nicht bloß in den Hörsälen, sondern mehr oder minder durch ganz München. Trotz manch ernsten Bedenkens, Kummers und Verdrusses, trotz mancher Mißhelligkeit, womit wir auch damals nicht verschont ge-

blieben, ist es mir unmöglich, nicht mit wehmüthigem Stolz auf jene Jahre zurückzublicken; schwerlich ja dürfte in neuerer Zeit sich etwas an erfreulich geistiger Regsamkeit mit dem damaligen Münchner Leben vergleichen. Freilich konnte nicht von einem gemeinsamen Wirken die Rede sein in jenem Sinne, wie die Hochschule es einst in Ingolstadt gesehen, zuerst noch vor der Glaubensspaltung, und dann als sie im Gegensatz zu den abgefallenen Universitäten ein Hort katholischer Wissenschaft und mittelbar auch katholischer Pädagogik geworden. Wie erfreulich aber war immerhin ihre Gestaltung im Vergleich zu dem, was die vorige Regierung mit ihr in Landshut beabsichtigt und theilweise durchgesetzt hatte! Im Ganzen und Großen, in ihren wichtigsten Persönlichkeiten stunden die Professoren sich freundlich gegenüber und zugleich in lebhaftestem Wechselverkehr mit den großen berufenen Künstlern, sich selber wie diesen zur köstlichen Förderung. Bedeutende Fremde fühlten sich angezogen, theils bleibend, theils vorübergehend ihren Aufenthalt in der Königsstadt zu nehmen, die fast plötzlich zu großem Ruhme gelangt war. Der gesellige Austausch bot die reichsten Geistesgenüsse, und weil diese und die harmlos heitere Laune für das eigentlich Wichtige in der Geselligkeit galten, so untergrub die letztere auch kein thörichter Luxus.

Schon zur Zeit als ich im Geschäfte der Berufungen die verschiedensten Briefe gewechselt, waren mit und neben den höheren Anliegen von selber die geringeren aufgekeimt, und während ich die amtlichen Fragen verhandelte, ergaben sich ganz natürlich die übrigen Beziehungen.[1]) Die

[1]) Anm. der Schreib. Da Schubert einst, an R. schreibend, für eine Empfohlene den Rath Friederikens anrief, fügte er bei: „Du aber, du getreues Herz, bist wie Moses ein sehr geplagter Mann." Siehe auch Schelling's Brief an Schubert, Erlangen 7. Juni 1827.



Frauen ließen, noch unbekannt, sich grüßen, oder traten selber in Briefwechsel; meine thatkräftige einsichtige Friedel faßte in's Auge, was diesem und jenem neu einwurzelnden Haushalt nöthig oder willkommen sein konnte, und hieher bezügliche Briefe liegen vor von Oken und Frau v. Schelling (geb. Gotter, der zweiten Gattin des Philosophen.) Zu besonderer Genugthuung gereichte es uns, letzterem und Schubert Quartier in unserer nächsten Nähe auszumitteln, Schelling im nämlichen Haus mit uns, Schubert im anstoßenden, worauf denn gar bald die Fürstenfelder-Straße mit dem Spitznamen „der Philosophenwinkel" beehrt wurde.

Schubert erzählt in seiner Selbstbiographie (Bd. 3, S. 686) zum Jahr 1827:

„Der Frühlingssonnenschein hatte Zeit gehabt, sich einzustellen . . . als wir am 15. Mai in die für uns gemiethete und vollständig eingerichtete Wohnung einzogen. Das hatten wir nicht erwartet, daß wir gleich in der ersten Stunde so heimisch, so mit allem nicht nur Nothwendigen, sondern Wünschenswerthen versorgt sein könnten, als wir hier es fanden. Nur die Freundin Ringseis, im freundlich besorgten Dienste Anderer eine geübte Meisterin, wie wohl selten eine andere, hatte dieses zu thun vermocht. Daß aber all unser Hausgeräthe, die drei-, vier- und sechsfüßigen Mobilien . . . in derselben Ordnung und Aufeinanderfolge zusammengestellt waren, in welcher sie in Erlangen gestanden, das hatte wohl mein lieber treuer Freund Dr. Andreas Wagner bewirkt . . . Die Hände, welche all diese Vorsorge für uns getroffen, waren unsichtbar; Ringseis feierte morgen seinen Geburtstag, er hatte heute am Vorabende mit den Seinigen in Begleitung einiger Freunde einen Ausflug gemacht hinaus aus der Stadt in die blühenden Gärten. Doch ließen die Freunde nicht lange auf sich warten, sie begrüßten uns als künftige gute Nachbarn und hatten sich ja vor unserer Ankunft schon mehr denn als bloße gute Nachbarn, gleichwie vorsorgende Geschwister an uns erwiesen."

Die Nähe unserer Wohnungen steigerte von selber den Verkehr zwischen Schubert und uns. Die Kinder und Pflegekinder der drei Häuser kamen zusammen und wenn ein merkwürdiger Fremder im Einen Haus erschien, so lag es häufig nahe, diesen und jenen Herrn Nachbarn, nach Umständen auch die Frau Nachbarin rasch herbeizurufen, der feierlicheren Einladungen nicht zu gedenken. Auf besonders herzlichem und vertraulichem Fuße stunden wir mit Schubert und seiner „Hausfrau" und hier flogen am öftesten die jugendlichen Boten hin und her, um bald jene zu uns, bald uns zu ihnen zu bitten, wo denn Ernst wie Scherz ihren reichlichen Antheil erhielten. Wie sehr diese räumliche Nachbarschaft für solches Verkehren wichtig gewesen, haben wir zu beiderseitigem Leid erfahren, als sie aufgehört. Noch bis in die letzte Zeit aber hat es mich gefreut und erquickt, wenn die liebe und hochverehrte Freundin Geheimräthin mit so inniger Treue und Rührung jener schönen Tage gedenket. Unzähligemale sind wir denn auch gemeinsam hinausspaziert an einen der vielen schönen Punkte der Isar-Auen und -Höhen, der Sendlinger Abhänge oder des englischen Gartens.

Die von Schubert in seinen Reisebeschreibungen oftmals einbekannte ignoble Passion für untergeordnete, aber trauliche Kneipen und Wirthsgärten wurde von uns damaligen Münchnern so ziemlich getheilt und so gingen wir, wie ein berühmter volksthümlicher Mann im Puppentheater von sich sagt, gewöhnlich schnurstracks unserer Nase nach, und wie eben jenen berühmten volksthümlichen Mann, so führte unsere Nase uns am liebsten zu einem Schälchen Kaffee oder einem guten Glas Bier oder was noch so drum und dran hing. Ein Gleiches thaten mit uns viele unserer Freunde, Cornelius, Görres, Brentano u. s. w. War doch auch eine Liebhaberei

der Professoren sowohl als der Künstler der sommerliche Besuch der großen Keller. Da wanderten wir hinaus nach getragener Tageslast, wir und unsere Familien, und nahmen Platz unter den langen Baumreihen auf den in den Boden festgekeilten Holzbänken, an den schlichten Tischen ursprünglichster Bauart und genossen, was von einfachster kalter Küche am Ort zu finden oder durch fürsorgende Hand war mitgebracht worden. O Freund Cornelius, welch lichte Wolke der Fröhlichkeit lagerte sich nach Jahren noch auf deiner Stirn beim Gedanken an jene einfachen und doch so geistgewürzten Freuden! — (Bekannt sind die feierlich schönen Kellerfeste, welche späterhin ihm, dem Durchreisenden, von Künstlern sind bereitet worden.)

Wenn Schuberts von einer Reise kamen, war es immer ein Fest für uns und so sind wir auch den aus dem Orient Heimkehrenden über Sendling hinaus entgegengefahren, an was sie uns noch in späten Tagen freundlich erinnert haben. Den gewaltigen Löwen aber, welchen dem berühmten Naturforscher zu seinem nicht geringen Schrecken Mehemet Ali, der Vicekönig von Aegypten, zum Geschenk gemacht und dem er dann heimlich als einem zu wilden und kostspieligen Reisegesellen das Fell über die Ohren gezogen hat, um es als neuer Herkules mit sich zu führen und endlich der Münchener Akademie zu Füßen zu legen — diesen Löwen hat meine Friedel einige Jahre später verherrlicht in dem Stückchen „Frau Zirbelnuß oder die Befreiung Rosamundens aus dem Hexenrevier — Eine Tragödie schier; Doch weil Alles endet gut, Man's eine Komödie nennen thut." Minette, der hochgebornen Frau Zirbelnuß erste Kammerdame, durch ihrer Gebieterin Hexenkünste mit Katzenfratze und Katzennatur begabt, spricht zu einem als Zoolog und Menageriebesitzer verkleideten Edelknappen:

Wie? Eines Naturforschers Sohn
Macht auf mein Vorwort Spekulation?
So Einer darf sich erfrechen,
Mich um Protektion anzusprechen?
Wähnt Er, ich wisse nicht, was Ihr verübet an meinem Geschlecht,
Wie ihr es schindet, schneidet und stecht?

Eginhard.

Ach, gnädiges Fräulein, Sie sticheln auf vergleichende Anatomie;
Ich versichere Sie, mit der befasse ich mich nie,
Wo denken Sie hin, ich tödte höchstens große Thiere!

Minette (mit Indignation.)

So war er etwa auch in Kairo dabei,
(sie wischt sich eine Thräne vom Katzenauge und spricht mit Pathos)
Als man meinen Vetter, den edlen Leu . . .

Eginhard (eilig einfallend)

Die Unthat ein'ger Münchner-Professoren
Kam mir, ich kann's nicht läugnen, zu Ohren.
Ich aber bin von solcher Unthat völlig frei!
Ich schwör' es Ihnen, ich war nicht dabei!

Selbstverständlich war gesorgt worden, daß der Getroffene — ich meine nicht der Löwe, sondern der (damals noch) Hofrath und seine mitschuldige Hausfrau in der ersten Reihe der Zuschauer saßen, als das Stückchen durch eine Schaar Kinder in unserem Haus aufgeführt wurde.[1])

---

[1]) Anm. der Schreib. Im Scherz ist oben die vergleichende Anatomie erwähnt. Es sei gestattet, hier einzuflechten, daß R., als eifriger Beobachter aller Bewegungen der in's ärztliche Gebiet eingreifenden Wissenschaften auch über Vivisektion sich belehren und Experimente darstellen ließ. Für selbstverständlich galt ihm, daß derlei nie anders als im Dienste der Menschenheilkunde geübt werden darf, weil bloßer Forschungstrieb Niemanden berechtige, sich lebendig fühlende Schlachtopfer zu suchen, und weil es überdieß für den nicht zu ärztlichen Zwecken Arbeitenden ein Unding wäre, die Natur zu suchen in der Unnatur, des Thieres Natur zu erforschen an einem Exemplar, das man in den naturwidrigsten, die Natur empörendsten Zu-

Schubert's berühmte Güte und Weichheit war großentheils gewürzt mit Humor. Mochte er immerhin aus Mitleid zu weit gehen, wenn er bei einem armen Schlucker von Examinanden sich nicht zu einer schlechten Note entschließen konnte, so hat man doch aus Unkenntniß seines Wesens häufig den bewußten Humor mißverstanden, den er gerne mit einspielen ließ — so z. B. wenn er einem zu Prüfenden, dem er schon nicht allzu viel zutrauen mochte, zwei Blätter vorhielt, eins in jeder Hand und ihn fragte, welches das Buchenblatt sei und welches das Lindenblatt, und dann auf die Angabe des Kandidaten freundlich kopfnickend die Arme kreuzte, so daß die Blätter

stand der Qual versetzt hat. Aber diese Einschränkung auch festgehalten, scheinen ihm noch schwere Bedenken geblieben zu sein über das zulässige Maß der Freigabe, über die jetzt vielverhandelten Fragen, ob von der unermeßlichen Menge der möglichen Experimente jegliches gestattet sein solle wegen der entfernten Möglichkeit irgend einmaliger Anwendung zu Gunsten der Menschheit, ob jedes einmal gemachte Experiment in's Unendliche dürfe wiederholt werden u. s. w. Nicht am wenigsten fiel ihm der Einfluß in's Gewicht, den eine zu üppig wuchernde Vivisektion auf die Gefühls- und Gewissenszartheit der ärztlichen Jugend ausüben könnte; jedenfalls hielt er weise geordnete Vorkehrungen und Einschränkungen für dringend nöthig, damit nicht etwa die leidende Menschheit schwerer bedroht sei mit als ohne Vivisektion, insbesondere in einer Zeit wachsenden Unglaubens und abnehmenden religiösen Halts für die Gewissen. — Ein Freund macht uns hier aufmerksam auf das was Schelling sagte in seiner Philosophie der Mythologie (sämmtl. W., 2. Abth., II. 492): „Es ist bekannt, daß ein ächter indischer Jogi selbst von Insekten sich eher verzehren läßt, als sie tödtet. Man kann, wenn man will, über solche Gewissenhaftigkeit lachen, zu wünschen aber wäre, daß manche wissenschaftliche und unwissenschaftliche Thierquäler etwas von dieser Gewissenhaftigkeit der Buddhisten und Jogis hätten." Es scheint also, daß schon er Mißbrauch in Ausführung der Vivisektion erlebt habe. —

Stellung tauschten, und nun erwiederte: „Ganz recht! Aber so!" Schwieg aus guten Gründen das Mitleid, dann wußte er auch seinen Humor strafend zur Aufrechthaltung seiner Würde zu gebrauchen. So soll er einem Examinanden, der den berühmt guten Professor mit kecken Witzen abzuspeisen dachte, ein Zeugniß geschrieben haben, wo am Schluß der einen Seite stand: „zeigt tüchtigen Fortgang" — auf der nächsten Seite: „in der Frechheit." Das aber will ich gerne glauben, daß, wenn dann der Sünder demüthig zum Kreuz gekrochen sein sollte, Schubert sich alsbald habe erweichen lassen.

Manchmal freilich waren auch die Freunde bös zu sprechen auf seine Güte. Fräulein Emilie Linder, die mit dem Ehepaar Schubert in treuer Freundschaft Verbundene, machte mit demselben einst eine Reise nach Norditalien; die italienischen Tage und Nächte brachten einen steten Wechsel von Freud und Leid, indem jene sie mit allen Herrlichkeiten der Kunst und Natur, diese mit Ungeziefer überschütteten. Wenn aber am Morgen der Wirth nach der Zufriedenheit der Gäste frug, da wußte der gute Schubert immer zu loben und regte durch so bösliches Vorenthalten der Wahrheit des Fräuleins Taubengalle zu „bitteren Vorwürfen" auf.

Ich denke, in der ersten Auflage von Schubert's Reisewerk über Südfrankreich und Italien war es, daß im Bericht über die Zahl der Ochsen, welche täglich in Verona geschlachtet werden, ihm die Feder in's Astronomische ausgerutscht, und er, gewohnt mit riesigen Zahlenreihen zu handtiren, sich um eine oder ein paar unbedeutende Nullen geirrt hat, womit ich nicht ermangelte, den Trefflichen gehörig aufzuziehen.

Eines Tages machte Schubert einen naturforscherlichen Ausflug mit jungen Leuten in die Umgegend von München.

Das Schulmeisterlein eines Nachbardorfes, das die Ehre hatte, mit dem Herrn Hofrath bekannt zu sein, suchte ihn in einem Wirthshause auf, wo sie eingekehrt waren, und den Schweiß sich von der Stirne wischend, rief er: „Heut, Herr Hofrath, bring' ich Ihnen ein schönes Schlangerl!" und damit schüttelte er ihm das „schöne Schlangerl" geschäftig aus einem Glas auf den Tisch. Bleich vor Schrecken rief Schubert: „Zurück, meine Herren, das ist eine sehr giftige Schlange!" „Macht nichts, Herr Hofrath," beruhigte das Schulmeisterlein, „hab ihm schon das Zungerl abgeschnitten!!" Das unruhige Züngelchen hatte er für das Organ des berüchtigten Schlangenstichs gehalten und die furchtbare Operation war ihm straflos gelungen! Zum Glück war das Thier wie betäubt und fing erst, als man es wieder sicher im Glase hatte, zu toben an.

Aus **Karlsbad** schrieb mir Schubert (dessen Hausarzt ich war) am 6. September 1828:

„Mein allerliebster, bester Bruder Ringseis! Nämlich der Kaffee war in Elnbogen sehr theuer, ist aber hier in Karlsbad auch nicht wohlfeil. Und Bier soll ein Brunnengast nicht trinken, o allerbester Nachbar. Was kann man also besser thun, als an Einen schreiben, der mitten in dem besten Bierlande sitzt, in dem besten, schönsten Lande, das es überhaupt auf der Welt gibt und in der liebsten Stadt dazu.

„Ich wollt' ich wäre wieder in meinem lieben München, in der Fürstenfeldergasse. Es ist hier ein langweiliges Leben. Wenn uns 800 Familien oder Brunnengäste das Regenwetter in die Säulengänge am Mühlbrunnen zusammengedrängt, will ich zwar eigentlich keiner jungen Dame auf ihren Fuß (mich dauerte nur der weiße Strumpf) so derb treten wie gestern geschah, auch nicht an zwei anrennen, so daß sie ein groß Stück zur Seite fliegen, wie heute geschehen, dagegen will ich mir auch nicht gerne auf die Füße treten oder mich in die Rippen stoßen lassen, wie mir schon von mehreren europäischen Nationen des Mühlbrunnens geschehen ist. Ich bin schon ganz

dürr geworden vor Aerger über das viele Französisch, das ich zu gleicher Zeit da muß sprechen hören und über den Pommadengeruch.

„Meiner Frau, das hoffe ich jetzt mit vieler Zuversicht, soll, will's Gott, Karlsbad recht gut bekommen. Sie wird einen Tag um den andern im Dampfbad gebraten. Jedoch nur wie ein Hase, Kopf und Vorderfüße bleiben ungebraten außen. Sie kann dabei lachen und sprechen. Ich trinke auch mit, das Zeug schmeckt aber weder nach Hopfen noch Malz, sondern nach gar nichts. —

„Im Anfang, wenn ich so am frühen Morgen ganz allein noch ungedrängt durch die vielen vornehmen Leute, am Sprudel stund und so dieses aus dem Geheimniß der Tiefe aufbrausende Meer voll Heilkräfte betrachtete, ist mir recht innig ernst und andächtig dabei zu Muth geworden. Es war mir immer als müßte ich da beten, als fühlte ich da mit meinem Leibe das Walten jenes Geistes deutlicher, der einst über der Tiefe, über eben jenen gebärenden Wassern schwebte, von welchen diese Heilquellen nur noch ein letzter, jetzt in der Tiefe verborgener Rest sind.

„Der Tag, den ich in Regensburg zubrachte, wird mir ewig theuer und gesegnet sein. Wie habe ich mich gefreut, den apostolisch-treuen Regens Wittmann kennen zu lernen und einige Stunden mit den jungen Geistlichen zuzubringen, die den ehrwürdigen Mann umgaben. Aber wie ist mir erst zu Muthe geworden, da ich nun endlich dem herzinnig verehrten, hochtheueren Bischof Sailer in sein liebevolles frommes Angesicht sehen durfte. O lieber Bruder, du weißt, daß ich ein sehr leichtsinniger Mensch bin und so leicht Gottes Güte wieder vergesse; wenn ich dir aber nur an diese Stunden in Franzensbrunn denke, so lebt und wallet mein ganzes Herz in inniger Liebe, und seitdem der ehrwürdige theuere Sailer mich segnete, ist mir als würde mir das Beten und alles Gute leichter. O gebe doch Gott, daß ich mich auch dieses Geschenkes, das Er mir in mein Herz gab, würdiglich betrage und die liebe Gabe in einem treuen Herzen bewahre. In des lieben Greises Angesicht spiegelt sich recht die Klarheit des Geistes Jesu, die Morgenröthe der Ewigkeit. — Du lieber Bruder! mir ist's ordentlich vorgekommen, als wenn du Sailer etwas ähnlich sähest und in deiner Art ähnlich wärest. O lasse dich der getreue Gott ganz in diese Aehnlichkeit — bis zu aller Gleichheit — wachsen.

„Wie ich schon sagte, an den jungen Geistlichen, die ich in Regensburg kennen lernte, habe ich recht meine innige Freude gehabt. Gott sei Dank! Unser Bayerland ist ja ein Feld, das der Thau und die Sonne von oben reich gemacht und befruchtet haben. Die junge Aussaat steht kräftig, der Oelbaum blühet und trägt seine Frucht. Da sind recht theure, vom Geiste Jesu innigst angeregte und ergriffene Seelen darunter. Besonders der junge Vikar des alten Regens[1]) und sein junger Hausgenoß. . . .

„Allerliebster Ringseis, Gott segne dich und erhalte dich und deine Leute gesund. Sehne ich mich doch recht von Herzen, dich wieder zu sehen. Laß mir doch durch deinen Geheimsekretär, welchem ich ehrfurchtsvoll die Hand küsse, nach Bärenwalde bei Schneeberg in Sachsen gütigst in einigen Zeilen schreiben, was doch alles für Briefe, mit welchen Zeichen (des Abgangsortes), mit welcher Physiognomie des Siegels und der Handschrift, mit welchem Geruch und Hoffnung des Inhaltes an mich eingegangen sind. Und lernt alle recht brav Französisch, denn ich verlerne hier in Karlsbad mein bischen Deutsch vollends ganz. — Herzliche Grüße an Cornelius, Schnorrs und an H. Birnbeck den edlen Högerbräu. Gott behüte dich, mein lieber Bruder. Dein treuer G. H. Schubert."

Der ernsthafte Theil dieses Briefes regt im Leser vielleicht die Frage an nach meinem Verhältniß zu Schubert in religiöser Beziehung. Vielen ist es bekannt, wie nahe Schubert in gewissen Stücken der katholischen Kirche gestanden; Wenigeren, daß diese seine Annäherung in seinen jungen Tagen eine sehr große und ausgesprochene gewesen. Es war nie meine Art, Akatholiken durch Drängen zuzusetzen; ebenso wenig aber lag es in mir, mit meinem Glauben zurückzuhalten. Wir waren beide, so Schubert als ich, zu sehr beschäftigt auch mit religiösen Fragen und Anliegen, als daß es nicht häufig zur Besprechung konfessioneller Unterscheidungslehren gekommen wäre, — in späteren Tagen freilich seltener. Uns, seine katholischen Freunde, mußt' es wohl bekümmern, daß seine

[1]) Vermuthlich Gallus Schwab? (Anm. der Schreib.)

Annäherung an die volle Wahrheit wenigstens äußerlich zum Stillstand gekommen; Brentano, der ihn sehr lieb hatte, sagte in seiner drastischen Weise: „Der Schubert hat den Schlüssel zur Kirchenthür verrieben und bringt ihn nicht mehr vor- noch rückwärts." Es weiß aber Jeder, der Ringenden dieser Art begegnet ist, wie schwer, oder richtiger wie unmöglich das Innerste einer solchen Seelengeschichte zu durchblicken. Und ist es überhaupt Vermessenheit, über die nicht sichtbar an's rechte Ziel Gelangten zu urtheilen, wie dann erst bei einem Manne, der bis an's End ein so kindlich demüthiges Gottvertrauen, so viele Liebe und Milde gegen den Nächsten an den Tag gelegt und trotz seiner natürlichen Weichheit und oft eingekannten Schüchternheit seinen Christusglauben so herzhaft vor aller Welt ausgesprochen hat, in seinen wissenschaftlichen Werken nicht minder als im Leben! Ich hab' es nicht unterlassen, ihn darum zu bereden, wenn er sich zu einer protestantischen Kundgebung bestimmen ließ, die ich unter allen Umständen mißbilligen mußte, z. B. zu einer Lobpreisung von Knox. Im Uebrigen blieb und bleibt mir nichts zu thun, als die Seele des theueren Freundes gleich meiner eigenen mit großer Inbrunst der Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen und in treuem Herzen des vielen Guten und Schönen zu gedenken, was ein vieljähriger Verkehr mit ihm mir bescheert hat.[1])

Einmal traf ich in Schubert's Gesellschaft einen Münchener von mehr als anrüchigem Katholizismus. Dieser

---

[1]) Zu meinem Bedauern ist jüngst in einer Veröffentlichung Schubert in Eine Reihe gestellt worden mit jenen Berufenen, welche im Genusse großer bayerischer Gehälter vornehm geringschätzig auf Land und Leute und gehässig auf den Katholizismus blickten. Von alledem keine Spur bei dem guten Schubert, weder der große Gehalt trifft zu, noch der Hochmuth, noch die Feindseligkeit.

betonte gegen die katholische Lehre vom Reinigungsort, der Glaube sei es, der selig mache. Ich erwiederte: „Sagt nicht der Heiland: Wie könnet ihr glauben, da ihr Ehre von einander annehmt, und die Ehre, welche von dem alleinigen Gott ist, nicht suchet?" (Joh. 5, 44.) „Wie Viele von uns," fuhr ich weiter, „nehmen nicht häufig (eitle) Ehre von einander an und versäumen darüber im einzelnen Fall die Ehre aus Gott? Also ist unser Glaube mangelhaft. Sollen wir darum ohne Weiteres verdammt werden? Oder mit mangelhaftem Glauben in den Himmel eingehen?"[1]) Einige Wochen später berief mich Schubert zu sich; ein Schulvorstand aus Weinsberg war bei ihm und erzählte von der jüngstverstorbenen „Seherin von Prevorst," sie zeige sich öfter in leidender Gestalt und bitte um Gebet. „Schubert," sagte ich, „woran denkst du hiebei?" — „Ich weiß, ich weiß," erwiederte dieser. Die sogenannte Seherin war unbezweifelt eine gläubige Person gewesen, und doch?

Bunsen erzählte auf einer Durchreise Schelling, Schubert und mir von einem ihm persönlich bekannten Missionär, der im letzten Jahre seines zwölfjährigen Aufenthaltes auf seiner Missionsstation endlich einen Eingebornen bekehrt hatte. Bewundernd rief er aus: „Das ist das Rechte! Solche Geduld soll man haben." Was nach des Missionärs Abreise aus seinem Einen Bekehrten geworden, hat vielleicht weder der Bekehrer, noch sonst Jemand im Leben erfahren.

Ein paar fröhliche Stunden gab es, als ich einmal im Lackengarten den schwäbischen Dichter Albert Knapp

[1]) Man hört wohl auch gegen das Fegfeuer einwenden, der Tod sei etwas so Gewaltiges, daß er alle noch anhaftenden Flecken in der gläubigen Seele zu tilgen vermöge. Also braucht der Glaube doch noch einen Nacharbeiter, den Tod?

bei Schubert sitzend fand; besonders freute ich mich an der Begeisterung, mit welcher derselbe die Oden des Jesuiten Balde pries, sie jenen des Horaz an die Seite setzend.

Schubert's ehemaliger Zögling, der liebenswürdige Prinz Albrecht von Mecklenburg, kam zu seinem verehrten Lehrer auf Besuch. Da ward denn eines Abends ein kleiner Kreis versammelt. Schubert stupfte und stachelte mich, Anekdoten zu erzählen, und zwar hatte der unartige Mann es gerade auf unartige Geschichtchen abgesehen; mir als Mediziner war es ja zu verzeihen, daß ich deren einen hübschen Vorrath wußte. Schelling, weit besserer Welt- und Hofmann als wir Beide, saß mit sehr ernster Miene dabei, und als die Dinge saftiger wurden, verfinsterte sich sein Antlitz zusehends; jedoch des Prinzen homerisches Gelächter löste bald auch für ihn den Bann. Einige Zeit darauf schrieb der Prinz aus Berlin an Schubert, er habe mit den Geschichtchen von Ringseis, obwohl er „selbstverständlich" sie nicht so zu erzählen vermöge wie dieser, an der königlichen Tafel Furore gemacht. — „Hören Sie doch auf, Ringseis!" pflegten die verehrten Freundinen zu kichern, wenn ich in's Zeug ging, „hören Sie auf," — was konnten aber so gekicherte Mahnungen fruchten!

Bevor ich von Schubert auf Schelling übergehe, will ich einschalten, daß ich durchreisend einst bei Freund Karl v. Raumer in Erlangen einen geselligen Abend verbrachte, an welchem die Rede auf Wunder gerieth. Raumer äußerte seine Ansicht, mit den apostolischen Zeiten sei die Wundergabe erloschen, da ja die Legendenwunder nur erfundene seien. Ich erwiederte, außer den unverbürgten der Legende gebe es zahllose historische Wunder, verbürgt durch die verlässigsten Zeugen, unter diesen Zeugen nicht selten auch akatholische; wolle man hier das geschichtliche

Zeugniß verwerfen, so höre überhaupt alle Geschichte auf. Es habe Heilige gegeben, die in auffallenderer Weise Wunderthäter gewesen, als der Heiland und seine Apostel. Da schrieen freilich meine guten Protestanten laut auf über das Wagniß einer solchen Behauptung. „Wie aber," entgegnete ich, „hat unser Herr denn nicht mit Betheurung es gesagt, daß, wer an Ihn glaube, die Werke thun werde, die Er gethan und größere als diese, ‚denn Ich gehe zum Vater' (Joh. 14, 12)." Und wenn wir das Wunder Seiner Auferstehung und die unsichtbaren Gnadenwunder bei Seite lassen, die selbstverständlich nicht hieher gehören, — hat nicht, um nur Ein Beispiel anzuführen, der heilige Franziskus Xaverius zahlreiche Todtenerweckungen gewirkt, während wir vom Apostelfürsten nur Eine, vom Heiland nur drei verzeichnet finden? Und zeigt sich das Pfingstwunder nicht in potenzirter Gestalt, wenn jener nämliche Xaverius die Tausende, welche ihm ihre Anliegen vorbringen wollen, in seine Predigt bescheidet, und jeder darin die gewünschte besondere Beantwortung findet?![1])

Daß mir Schelling freundlich gewesen, hab' ich im 6. Kapitel angedeutet. Sein Wohlwollen erwies sich mir bleibend und wenn er auch, wie erwähnt, nicht gern eigentliche Philosophie besprach, so gab es doch der wissenschaftlichen, politischen und anderen Themate genug, über die wir verhandelten. Einst redete er mit mir von jenem Experimente Davy's mit der Volta'schen Säule, bei welchem die Säure des einen Pols sich mit dem Alkali des anderen Pols verbindet, während solche zwischenliegende Körper, z. B. Farbstoffe, welche außerhalb der

[1]) Darüber werden freilich Viele geringschätzig lächeln, denn über Thatsachen, die nicht gefallen, gibt man sich nicht gern die Mühe, historische Zeugnisse zu untersuchen — vollends wenn die bekannte Kitzligkeit bei dem Namen „Jesuit" mit in's Spiel kommt.

Voltasäule sowohl durch die Säure als durch das Alkali umgestaltet werden, hier, innerhalb derselben, zunächst unverändert bleiben. (Die Verbindung der auseinanderliegenden Stoffe ignorirt das Zwischenliegende.) Da ich hierauf einging als auf eine bekannte Sache, bemerkte Schelling: „Von den Vielen, welchen ich davon gesprochen, sind Sie der Erste, der bereits davon Notiz genommen.“[1]) In der That hätten die Materialisten die

---

[1]) Schelling sagt Bd. IX. der sämmtl. W., S. 440 f. in Anm.: „Das Entscheidende bei diesem Versuch ist, daß z. B. die Säure, welche vom Silberpol nach dem Zinkpol hinübergeleitet wird, zwar auf ihrem Weg die Lackmustinktur nicht röthet, wohl aber vom Zinkpol aus, und zwar so, daß die Röthung gegen den Silberpol zu fortschreitet. — Goethe bemerkte einmal, daß Schriften, welche für die eben herrschende Meinung eine unwillkommene Ablenkung oder Berichtigung enthalten, sekretirt, d. h. soviel möglich der allgemeinen Kenntniß entzogen werden. Dasselbe kann man auch von Versuchen bemerken, die in die Schranken der angenommenen Theorien nicht passen wollen. Namentlich ist dieß den Davy'schen Ueberführungsversuchen begegnet; mir wenigstens sind bis vor wenigen Jahren viele in den Naturwissenschaften wohlunterrichtete Personen vorgekommen, denen jene Versuche völlig unbekannt geblieben waren. Merkwürdig ist auch, daß man durch diese Versuche, soviel mir wenigstens bekannt ist, sich bis jetzt (1832) in den herkömmlichen Schlüssen aus geognostischen Thatsachen nicht im geringsten hat stören lassen. Ob man von diesen elektro-chemischen Versetzungen (Metastasen) irgend eine Anwendung auf Erklärung organischer (physiologischer) Erscheinungen gemacht hat, ist mir ebenfalls nicht bekannt.“ Im Text aber sagt Schelling S. 441: „Wer von den eben erwähnten Ueberführungsversuchen Kenntniß erlangt hatte . . ., wer gesehen hatte, wie durch Wirkung der Volta'schen Säule die Stoffe irgend einer Auflösung — nicht etwa bloß Luftarten, sondern Säuren, Alkalien, Erden, Metalle selbst — von dem einen Pol zu dem entgegengesetzten hinüber geleitet wurden, und zwar so, daß auf diesem Wege selbst alle ihnen in den Weg gelegten Zwischenmittel, mit denen sie sonst

unbequeme Erscheinung am liebsten todtgeschwiegen und noch immer stehen sie rathlos, was damit anzufangen sei. Aus dem Nebeneinander der Dinge läßt sie sich nicht erklären. Ein Räthsel ist sie freilich für uns Alle, aber nicht Allen ein unbequemes. Mir liegt in ihr eine Erinnerung, daß ein je Materielleres durch ein je Feineres, relativ Geistigeres (gleichsam seelisch) durchdrungen werden könne, ohne daß ich freilich anzugeben wüßte, wie es geschieht, daß in der Volta'schen Säule Säure und Alkali jene relative Geistigkeit erlangen. Ist die Rede vom Hindurchtreten verklärter Leiber durch Wände und geschlossene Thüren (s. Joh. 20, 19), so fällt mir das Experiment

auf's heftigste sich zu verbinden streben, sie nicht aufhielten, daß sie — jeder anderen Neigung gleichsam vergessen, und nur dem höheren Zuge folgend — wie todt und unempfindlich für jede Anlockung, durch alle Medien hindurchgingen, um an dem ihnen gemäßen Pol der Säule rein und frei von jeder Beimischung zu erscheinen: wer dieses wahrhaft Erstaunenswerthe gesehen hatte" (Bd. X. S. 357, wo er diese seine Ausführung selber citirt, schaltet Schelling ein: „und der denkende Geist unterscheidet sich von dem nichtdenkenden nur dadurch, daß er vieles verwunderungswerth findet, wobei jener nichts des Nachdenkens Werthes entdeckt") — „der konnte nicht länger zweifeln, daß für das in der Säule thätige Begeistigende, alles sogenannte Ponderable nur ein Spiel sei, und seiner Wirkung nichts zu widerstehen vermöge." (Weiteres s. in Bd. X. 355 f.)

Ein jüngerer Gelehrter hat uns (brieflich) das Experiment in folgender Fassung dargelegt: „Ein zusammengesetzter Körper (aus A B bestehend), der sich zwischen den Polen einer Säule befindet, zersetzt sich so, daß A bei einem Pol ausweicht und B beim andern, während in der Mitte gar keine Zersetzung wahrnehmbar ist." Das Wort „ausweichen" scheint darauf hinzudeuten, daß der Briefschreiber von dem Verborgenen der Thatsache sich eine andere Vorstellung mache, als Schelling; enträthselt wird sie auch auf diesem Wege nicht; die Frage lautet dann eben: Wie kommen die sonst zur Verbindung heftig Strebenden dazu, sich auszuweichen?

als sprechendes Vor- oder Nachbild ein. — Wenn nun selbst in den exakten Wissenschaften eine Thatsache zu Recht bestehen kann, auch wo uns die Erklärung mangelt, wie darf man Thatsachen höherer Ordnung bloß deßhalb läugnen, weil der Schlüssel dazu nicht am Schlüsselbrett der exakten Wissenschaften hängt?!

Schelling's Ansehen war in München ein großes und dem entsprechend die Zahl seiner Zuhörer. Nicht umsonst hatte er aus Erlangen 7. Juni 1827 an Schubert geschrieben:

„Ich halte die bayerische Jugend für höchst empfänglich, dankbar aufnehmend das stärkende und erhebende Wort, dabei fröhlich und heiter ohne das duckmäuserische Wesen, das hier dem Lehrer die Brust beengt, denn noch ist ihr nichts weiß gemacht worden."

Daß unter den vielen Zuhörern nicht lauter Begreifende gewesen, versteht sich und hätte sich an jedem Ort verstanden. Vielleicht aber wäre damals keine deutsche Hauptstadt befähigter und aufgelegter gewesen, Schelling einen günstigen Boden darzubieten, als gerade München. Es ging ein philosophischer Zug durch die Studirenden, hervorgerufen durch das ganze rege Treiben in Kunst und Wissenschaft, in Verbindung mit neuem Aufleben der Religiosität. Wenn also Jemand, der zwar mit der Zeit in seinem Fach einen Namen errungen, aber selbst niemals Anstalt gemacht hat, Schelling zu begreifen, damals in einem Briefe schrieb: „Man muß oft zu Schelling kommen, um zu sehen, wie sich das Volk ordentlich seiner Nähe entzieht, um ja nicht unter den Einfluß eines großen Mannes zu kommen," — und wenn nach vielen Jahren diese Aeußerung durch einen Biographen uns an's Herz gelegt wird, als habe sie was zu bedeuten, so kann ich dem Herausgeber tröstend versichern: Es gab immerhin

eine erkleckliche Anzahl Solcher, die sich um das Verständniß Schellings wirklich bemühten, und unter diesen wieder eine anständige Zahl, die sich schmeicheln durften, es mehr oder minder erreicht zu haben. Auch ich habe mit seiner Philosophie mich ernsthaft beschäftigt, ohne zu seinen Anhängern im strengen Sinn zu gehören, und habe noch als Professor seine Vorlesungen besucht. Es leben unter uns geistreiche Veteranen seiner Schule (so der würdige Kämpfer der katholischen Sache in Bayern, mein verehrter Freund Dr. Michael Strobl). — Allerdings glaubte Schelling in München sich nicht genug anerkannt und hoffte sich in Berlin eine glänzendere Wirksamkeit. Aber nach dem, was wir in der Folge gehört haben von der Kälte und Theilnahmslosigkeit Berlins gegen ihn, dürfen wir annehmen, daß er mehr denn einmal mit Wehmuth der Empfänglichkeit werde gedacht haben, der er in München begegnet war.

Schelling hat mir mit dem größten Ernst und Nachdruck seine Ueberzeugung ausgesprochen, es sollte niemals in was immer für einem Fach ein atheistischer Lehrer der Jugend angestellt werden. Und in der That: Auch wenn es nicht geschähe, daß selbst Mathematik und die der Religionslehre entlegensten Fächer den Anlaß geben müssen zu Ausfällen des Unglaubens, so wirkt ja der Lehrer nicht bloß auf dem Katheder, sondern untergräbt häufig im persönlichen Verkehr, was er etwa dort noch verschont hat.

Aus meinem vieljährigen Umgang mit Schelling habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß er persönlich in jener späteren Epoche an den Heiland als Gottmenschen geglaubt hat. Aus dem Besuche seiner Vorlesungen ergab sich mir, daß in jener nämlichen Epoche auch Schelling der Philosophie, trotz unläugbar bedenklicher Einzelheiten pantheistischer Färbung, im Ganzen und Großen nicht

Pantheist, sondern Christ gewesen. Ich glaube, daß mit dem nöthigen Vorbehalt eine christliche Philosophie bei Schelling anknüpfen könne, wie Dr. Wilhelm Rosenkrantz den Versuch gemacht hat in seiner „Wissenschaft des Wissens,“ [Mainz, Kirchheim. 2. Aufl. 1868].[1])

[1]) Anm. der Schreib. Obiges ist mit begreiflicher Aengstlichkeit, seinen Sinn zu treffen, Ringseis zu verschiedenen Malen in guten Stunden vorgelesen worden. Bei der Erinnerung, daß Schelling des Pantheismus geziehen werde, brauste der Vierundneunzigjährige, der doch niemals sich Schellingianer im eigentlichen Sinne genannt hat, ordentlich auf und rief: „Da müßte man aber wenig von Schelling gelesen haben, um das zu behaupten!“ Die Ueberzeugung von Schelling's persönlicher Offenbarungsgläubigkeit hat sicherlich beigetragen, R. auch dessen Philosophie in christlichem Licht erblicken zu machen; in der That aber ist es ja billig, in zweifelhaften Fällen jene Auslegung zu treffen, welche der persönlichen Gesinnung des Philosophen entspricht.

Zum Wort Berechtigte klagen uns, daß man auf katholischer Seite in neuerer Zeit solche Stellen, welche ganz klar Schellings positiven Glauben bezeugen, völlig unberücksichtigt läßt. Wir setzen ein paar uns gütig mitgetheilte Stellen hieher. Die Offenbarung ist nach Schelling (W. W. II. Abth. IV. 11) „ein völlig „Freigesetztes, nur aus dem Entschluß und der That des freiesten „Willens zu Begreifendes . . . Sie ist kein nothwendiger Prozeß „(wie die Mythologie), sondern Sache des allerlautersten und „freiesten Willens . . . sie ist nicht etwas a priori zu Begreifen„des. Im Gegentheil wird die Philosophie der Offenbarung vor „Allem sich bescheiden, daß Alles was sie von der Offenbarung „zu sagen weiß, nur in Folge des wirklich Geschehenen zu sagen „ist. Sie wird ihr Geschäft dareinsetzen, zu zeigen, daß die „Offenbarung nicht ein nothwendiges Ereigniß, sondern die „Manifestation des allerfreiesten, ja persönlichsten Willens der „Gottheit sei. Gleichwie es aber keine Philosophie gibt, die be„weisen könnte, daß Gott eine Welt habe schaffen müssen, wohl „aber, wenn erkannt ist, daß die Schöpfung das Werk des freiesten „Entschlusses sein kann, eine Philosophie sich im Stande glauben „kann, Beweggründe dieses Entschlusses zu denken und die That,

Freilich stund Schelling nicht im vollen Strahle der Wahrheit, das ist für einen Katholiken ausgemacht. Man kennt die Theorie von den drei Kirchen, der römisch-katholischen als petrinischen, der protestantischen als paulinischen und einer die beiden vereinigenden Zukunftskirche als johanneischen, — alle drei als berechtigte Entwicklungsphasen der Einen Kirche Christi betrachtet. Ohne Zweifel zu Gunsten dieser seiner Theorie erwähnte er einst gegen mich, seit Franz v. Sales habe die katholische Kirche keinen Gelehrten und Schriftsteller von hervorragendem Ruhme mehr kanonisirt. Sollte dieß beweisen, daß die petrinische Kirche als solche sich überlebt habe, wenigstens in der Alleinberechtigung, die sie für eine Zeit,

---

„die Ausführung selbst begreiflich zu machen, so läßt sich allerdings eine Philosophie denken, welche zwar jenen göttlichen „Willen, der in der Offenbarung sich ausgeführt hat, a priori „und in diesem Sinne aus reiner Vernunft zu erkennen, sich „bescheidet, dagegen aber für möglich erachtet, eben diesen „Willen, nachdem er einmal erklärt und offenbar ist, theils „begreiflich, theils in den wesentlichen Theilen seiner Ausführung „verständlich zu machen, so weit er auch an sich über menschliches Begreifen hinausgehen mag." (S. 12.) — S. 16: „Der „Entschluß zum Opfer in der Menschwerdung ist ein Wunder „der göttlichen Gesinnung. Hier durchbricht das Göttliche das „Menschliche, hier ist die höchste Offenbarung, der Akt, quo nil „majus fieri potest." Und an anderen Orten. Dagegen ist Schelling die Mythologie unter gewissen Voraussetzungen etwas Nothwendiges. Siehe Seite 3: „Die Vorstellungen der „Mythologie sind Erzeugnisse eines nothwendigen Prozesses, „einer Bewegung des natürlichen, bloß sich selbst überlassenen „Bewußtseins, auf welche, wenn sie einmal gegeben ist, keine freie „Ursache außer dem Bewußtsein einen weiteren Einfluß hat, „während die Offenbarung ausdrücklich als etwas gedacht wird, „das die freieste Ursache, Gott, nicht nothwendig, sondern durchaus „freiwillig sich zum menschlichen Bewußtsein gegeben hat." So auch an anderen Orten.

aber nur für eine Zeit, allerdings besessen habe, so mußte doch erst noch zu Gunsten der „paulinischen" dargethan werden, daß von dort an sie jene an Wissenschaft und Heiligkeit gleich hochstehenden Männer hervorgebracht habe, wie sie ehedem die alte Kirche erzeugte. Ich weiß aber nicht, welchen berühmten und noch so frommen Gelehrten aus der „paulinischen" Kirche des 17. und 18. Jahrhunderts (Franz v. Sales starb 1622) Schelling an Heiligkeit, d. i. an flammender Gottes- und selbstverzehrender Nächstenliebe mit dem großen Bischofe von Genf hätte vergleichen mögen. Immerhin bliebe, wenn Schelling's Kirchentheorie die richtige wäre, die Thatsache seltsam, daß der angeblich letzte zugleich gelehrte und heilige Heros der alten Kirche, also ein Mann von solcher seelischen Erhabenheit, solchem Geist und solchem Wissen wie Franz v. Sales, am Uebergang einer Entwicklungsphase in die andere stehend, so wenig von Gottes Wegen in der Zeit begriffen hätte, daß er es mit zu seiner Lebensaufgabe gemacht, so viele „Paulinische" wie möglich wieder rückzupetrinisiren. An mehr denn 70-, sage siebenzigtausend Seelen hat er dieß wirklich vollbracht.[1])

[1]) Uebrigens war zur Zeit, als Schelling Obiges sagte, Alfons von Liguori bereits selig gesprochen. Auch ist zu erinnern, daß oft die Kanonisation eines Heiligen erst lange nach seinem Tod erfolgt. Welche Hindernisse treten häufig schon der Instruktion des Prozesses entgegen! Von den großen katholischen Missionären (z. B. der Jesuiten) im 17. und 18. Jahrhundert, deren Wissenschaft und heiliger Wandel in Indien, China und Japan so hohe Bewunderung erregt haben, daß die Spur ihrer Erfolge trotz theilweise schrecklicher Christenvertilgung noch heute nicht verlöscht ist, hatten damals weder Schelling noch ich nähere Kenntniß genommen, weil Art und Kreis ihres gelehrten Wirkens unter Brahminen u. s. w. uns zu ferne lag. Als ich in späteren Jahren zum erstenmal Ausführlicheres darüber vernahm, da fiel mir Schelling's Bemerkung wieder ein.

Indessen, wenngleich Schelling in seiner Kirchentheorie geirrt hat, und wenngleich er in seinen Briefen öfter mit Gereiztheit von dem redet, was man heutzutag als Ultramontane bezeichnen würde — ob in bleibender oder vorübergehender Mißstimmung, lasse ich dahingestellt, ich selbst erinnere mich nicht, derlei an ihm bemerkt zu haben — so viel ist wahr: Schelling hat von der katholischen Kirche großartig gedacht und gesprochen.[1])

Nach alledem wird man begreifen, daß es mir leid that, als Schelling 1841 München verließ, leid für die Hochschule und persönlich leid für uns. Er behielt mir ein freundliches Andenken. Im Frühjahr vor seiner verhängnißvollen letzten Reise (1854) ließ er mir sagen, er höre, daß ich ein Bad gegen Rheumatismus brauchen wolle, er gehe nach Ragaz und würde sich freuen, mich dort zu treffen. Mich verhinderten Berufsgeschäfte (indem in jenem Jahr die Cholera zum zweiten Mal uns

---

[1]) Anm. der Schreib. Außer den gedruckten Zeugnissen wird uns ein Wort mitgetheilt, das zwar in Schellings „Sämmtlichen Werken“ fehlt, welches aber seine Zuhörer aus der Münchener Epoche bezeugen können; es ist noch in Nachschriften derselben aus Schelling's Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung zu finden. Gelegentlich eben jener Darstellung der drei Kirchen, welche immerdar zu beanstanden bleibt — dort, wo er vom Katholizismus gesagt, derselbe habe „die Sache“, er habe „den Zusammenhang mit dem historischen Christus bewahrt,“ dort fügte er bei: „Ohne die römische Kirche, ja ich sage ohne den Papst wäre der historische Christus längst verloren.“ Das hänge aber wieder zusammen mit einer früheren Stelle, die gedruckt vorliegt, in der er geradezu Matth. 16 die Worte Christi als entscheidend für den Primat des heiligen Petrus erklärt und beifügt: „es gehörte die ganze Verblendung des Parteigeistes dazu, das Beweisende dieser Worte zu verkennen.“

Münchener heimsuchte), seiner Aufforderung zu genügen; dafür erhielt ich die Nachricht von seinem plötzlichen, in Ragaz, und zwar in der Badwanne, erfolgten Tod.

Wer Josephs v. Görres Gesammelte Briefe kennt, hat daraus Manches erfahren über die Aufnahme und den Wirkungskreis, die er in München gefunden, über die Eindrücke, die er dabei empfangen. Man sieht, wie er, mit offenem Auge zwar unsere Schäden erkennend, dennoch weit entfernt war, durch mitgebrachten rheinischen Stammesdünkel unseren bayerischen Kitzel herauszufordern. Aber auch sonst wird aus diesen Briefen selbst Fernerstehenden die heitere Frische, Großartigkeit, Wahrheit und Güte seines Wesens klar. Begreifende Milde brachte er Jedem entgegen, dem ein ehrliches Herz im Leibe zuzutrauen war, und versagte seinen Handschlag Keinem als den er für ehrlos hielt, ging aber nicht leicht daran, Jemand für ehrlos zu halten, weil seine großmüthige Seele auch den bittersten Gegner noch mit Glimpf beurtheilte. Selbst in Vorurtheil Befangenen mögen die Briefe einen Schlüssel reichen zum Verständniß von Görres öffentlichem Auftreten. Es kann ihnen dämmern, welcher Maßstab zu legen sei an einen so harmlos, so unbefangen großartigen Geist, auch wo er die volle Rücksichtslosigkeit des Genie's entfaltet hat — des Genie's, nicht des Gemüthes, fern war ihm solche — aber jene kühne Rücksichtslosigkeit, wie in noch höherem Bereich der gottbegeisterte Seher sie zu üben hat; denn wie dieser nichts Anderes reden kann noch darf, als was der Herr ihm auf die Lippen gelegt, so ähnlich ringt ein Geist von Görres'scher Macht des Denkens und künstlerischer Anschauungskraft, ohne rechts noch links zu schauen, einzig danach, dem gewaltigen Gedanken, der gewaltigen Wahrheit, das entsprechend gewaltige Bild zu schaffen. Ge-

schieht es ihm nun — ich denke hier an einen viel angefochtenen Ausdruck in Görres' Athanasius — geschieht es ihm, ein Bild aus der gewöhnlichen Sphäre seiner Bedeutung in eine höhere Sphäre zu verzücken, in welcher allein es zum Ausdruck seines Gedankens dienen kann, in welcher es aber auch diese seine Bestimmung schlagend erfüllt, so ist es in seinem Flug ihm nicht verliehen, mit alltäglicher Klugheit zu erwägen, wie an Einem Ort befangene Leidenschaft, an anderem natürliche Engheit des Urtheils, an drittem böswilliger Haß das Bild nicht in jene höhere Sphäre verfolgen können oder mögen, es nicht in derselben belassen, sondern es wieder herunterzerren in seine gewöhnliche Bedeutung, wo es zum Schaden des Urhebers ausgebeutet und dabei zu viel Staub der Lästerung aufgewirbelt wird, als daß noch Viele zugänglich blieben dem erklärenden Einwand der Verstehenden. Wer Görres hierin der Unklugheit zeihen will, der durchblättere nicht nur die Schriften des alten Testamentes, welche voll sind von solch kühnen Bildern, sondern auch die Evangelien, in welchen der Heiland es nicht gescheut hat, Lehre und Warnung, Wohlgefallen und Abscheu höchst drastisch einzukleiden in Ausdrücke, deren wörtliche oder alltägliche Auffassung zu den größten Verkehrtheiten führen müßte. „Aber" — wendet man ein — „Görres hat mit seinem Wort auch edle Seelen verwundet!" Diesen Seelen konnte er sagen: Habt ihr erst nur mich richtig verstanden, so tragt, was noch an Verletzendem übrig bleibt, in Kraft so vielen Trostes, als euere Ueberzeugung euch zu geben vermag, wie ich in Kraft meiner Ueberzeugung mich trösten muß, wenn ihr guten Seelen mich verkennt, wenn ängstliche Gesinnungsgenossen an mir sich ärgern, wenn böswillige Meute mit Wuthgeheul auf mich losfährt.

Daß Manche, die zum Kreise Görres gehörten, im persönlichen Verkehre schroffer als er gewesen, und der Schein davon auf den ganzen Kreis und seinen Mittelpunkt zurückfiel, mag ich nicht bestreiten.

Stammgast im Hause Görres war und blieb ich.[1]) Nicht umsonst hatte Görres schon am 3. Juli 1808 in einem Familienbrief geschrieben:

„Heute ist Kindtaufe. Gevatter sind: die Mutter Gottes, Benedikt (Görres' Schwägerin), Achim v. Arnim, Creuzer und meine Mutter. Wache halten die Tröster der Benedikt und die zehn Landshuter Studenten."

Da ich der Stimmführer dieser Zehn gewesen (siehe mein zweites Kapitel), so war mir also schon damals, obwohl ohne Bekanntschaft von Angesicht zu Angesicht, ein Recht besonderer Theilnahme an allen Familiengliedern bis zu jenem jüngsten herab, dem Fräulein Marie eingeräumt worden; mein Besuch im Frühjahr 1816 (5. Kap.) hatte den Keim der Freundschaft entwickelt; nun war ich nach mancherlei überraschenden Wendungen in seinem, theilweise auch in meinem Geschick, der Kollege des Mannes geworden, zu dem wir mit so vertrauensvoller Begeisterung emporgeblickt hatten, und wenn ich half, der Hochschule seinen Besitz vermitteln, so ist mir dafür reicher Lohn geworden im vieljährigen und häufigen Verkehr mit diesem gewaltigen und bei aller Größe und Eigenart doch so schlichten Geist. Es war kein geringer Genuß und vorzüglich keine geringe Förderung des eigenen Denkens, Anschauens und Wollens, mit einem Görres die Ereignisse und Aussichten der Zeit durchzusprechen, seine wie Blitze einschlagenden, der Gelegen-

---

[1]) Anm. der Schreib. Siehe „Simeon" von Ludwig Clarus (Regierungsrath Volk aus Erfurt), II. Bd. 11. Kap.

heit abgerungenen und doch immer Vor-, Mit- und Nachwelt umfassenden klassischen Schriften frisch im Augenblick des Enstehens zu genießen.

In seinem Umgang und in seinem Kreise haben meine kirchlichen und politischen Anschauungen sich vollends geklärt und gefestigt. Auch bewahrte mir der „alte Görres," so hieß er nun bald im Gegensatz zum jugendlich aufblühenden Sohne, seine herzliche Gunst bis an's Ende, und ein kostbares Denkmal seiner Anerkennung setzte er mir, indem er, dessen vielumfassenden Geist auch die Medizin nichts Fremdes geblieben, im Jahrgang 1841 der „Hist.-polit. Blätter" mein „System der Medizin" besprach. An Guido schreibt er über dasselbe 26. August 1841:

„Das Buch erregt viel böses Blut und sie machen sich von allen Seiten dagegen auf, müssen aber doch gestehen, daß es sehr logisch geschrieben sei und daß man sich sehr zusammennehmen müsse, um nicht davon hingerissen zu werden."

Arzt des Hauses [1]) bin ich noch lang geblieben, nachdem ich meine Stadtpraxis aufgegeben, und erst als nach Görres' und seines Sohnes Tod die zunehmenden Jahre von Frau Görres die Möglichkeit rascher nächtlicher Erkrankungen nahegelegt, brachte ich, der ich beim Krankenhaus am anderen Ende der Stadt lebte, den in der

[1]) Anm. der Schreib. Im November 1832 meldet Görres an seine Tochter Sophie Steingaß bezüglich einer Krankheit ihres bei den Großeltern lebenden Töchterchens Marie: „Ihr könnt Gott danken, der euch das Kind zum zweitenmal geschenkt, und nach ihm Freund Ringseis, der sich ihrer mit großem Eifer und vieler Liebe angenommen." Dieses Mariechen Steingaß, nachmals Frau Dr. Jochner, hat sich noch öfter in R.'s Behandlung befunden und lange Jahre hernach uns gesprochen von dem unvergleichlichen Gefühl des Friedens und der Geborgenheit, das seine Nähe am Krankenbett hervorgerufen.

Schönfeldstraße Hausenden einen nähergelegenen Arzt in Vorschlag, den Sohn nämlich von Phil. v. Walther. Ueber Krankendiät gingen manchmal meine Ansichten und die originellen meiner Patienten auseinander. Insbesondere wurde im Freundeskreis ein Stückchen Käs berühmt, das Frl. Marie auf eigene Eingebung während einer Cholera-Erkrankung genoß. Da es ihr aber nicht geschadet hat, so zog die gewöhnliche medizinische Weisheit den Kürzeren.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier zugleich von dem reichen Freundeskreise sprechen, den bei Görres zu finden für uns Zugehörige ein ständiger, für flüchtige Besucher ein eindrucksvoller Genuß gewesen. Einzelnen Gliedern desselben mögen wir, so Gott will, noch anderwärts begegnen. Die geselligen Sonntag-Abende bei Görres sind schon öfter geschildert worden; wie Anderen, so wurden sie mir eine reiche Quelle der Erquickung. Aber auch sonst gab nicht selten Ein Besuch dem nächsten die Thür in die Hand. Es ging dabei ganz heiter zwanglos zu. Ja die Zwanglosigkeit hatte ihre Nachtheile, indem z. B. Niemand sich um regelrechtes gegenseitiges Vorstellen der Gäste annahm; man schien vorauszusetzen, daß sich Alles schon kenne; da konnte es wohl geschehen, daß der schelmische Bertram (der vielbekannte Freund und Wirkungsgenosse der beiden Brüder Boisserée) über ein daliegendes Buch, „Harfentöne nach oben," seine Kölnischen Witze machte, ohne den Autor neben sich sitzend zu vermuthen.

Frau Görres empfing die Besuchenden in ihrer Sophaecke, sprach wenig, aber klug; wenn man nicht Acht gab, konnte man es leicht übersehen, welch bedeutende, hervorragend unterrichtete Frau es sei, die unter den lebhaft Redenden scheinbar so phlegmatisch saß — sie, die in

sieben Sprachen ihre Lektüre wählte, die an ihres Mannes erstem Blatte Mitarbeiterin gewesen, die zur Zeit von Görres' Flucht „einen der schönsten Briefe, welche je eine Frau geschrieben" (nach Ernst von Lasaulx's Bezeichnung) an den König von Preußen gesandt. — Unter Tags ging die wohlbeleibte ruhige Frau ihren häuslichen Pflichten und der Pflege ihrer geliebten Blumen im Garten nach, las viel und fütterte dazwischen ihre mehr als billig kreischenden zwei Papageien. Zweimal im Jahr kam sie wohl mit den anderen Gliedern der Familie bei uns angefahren, an meinem und meiner Friedel Namenstag, und brachte einen schönen Blumenstock oder sonst ein werthes Geschenk. Immerdar machte sie den Eindruck ruhigen Wohlwollens.

Einen poetisch-rührenden Zug aus des Ehepaares Jugendzeit hat Lasaulx uns erzählt. Görres liebte sehr das schöne Haar seiner jungen Frau. Sie aber konnte der Versuchung nicht widerstehen, nach damaliger Mode einen Tituskopf zu tragen, und so fand Görres einst beim Nachhausekommen das lange schöne Haar auf dem Tische liegen. Darüber ergriff ihn ein so bitterer Schmerz, daß er hinauslief in den Wald, um dort, auf den Boden geworfen, laut zu weinen.

Wenn Katharina v. Görres mit dem geistig-seelischen Entwicklungsgang ihres Gatten nicht Schritt gehalten, wenn die Eindrücke ihrer Jugendzeit größere Gewalt über sie ausgeübt, als man es an der Seite dieses Heros katholischer Wissenschaft vermuthen sollte, so müssen alle wir näherstehenden Freunde bezeugen, daß sie in dieser wie jeglicher Rücksicht mit der ausgesuchtesten Zartheit behandelt wurde, und daß insbesondere auch die energische, bis zur Schroffheit entschiedene Tochter Marie wohl viel für die Mutter gebetet haben mag, aber bis zu deren

Lebensende mit der kindlichsten Ehrerbietung ihr immerdar begegnet ist.

Die jugendliche Frische und Unschuld, sowie die Begabung des allzu früh verstorbenen Sohnes Guido machte ihn mir zum willkommenen Genossen kleiner und großer Ausflüge. Fräulein Marie, die wohlbekannte theilnahmsvolle Zeugin beim Ringen und Schaffen ihres gewaltigen Vaters, die Herausgeberin seiner gesammelten politischen Schriften, war, da sie mit den Eltern nach München kam, rosig und frisch wie ein Aepfelchen, zierlich von Gliedmaßen, prickelnd von Geist und Lebhaftigkeit. Bedeutend an Verstand und Charakter, nahm sie warmherzig und eifrig Antheil an allen Fragen des Tages, besonders den kirchlichen, ohne darüber die Aufgabe zu versäumen, welche der Kreis der Familie ihr auferlegte, und je länger je mehr bewährte sie sich in Pflichttreue und Opferwilligkeit. Wenn sie aber Vieles vom geistigen Stoff des Vaters in sich besaß, so war in ihr diesem trefflichen Stoff eine gewisse Herbe und Schroffheit beigemischt, welche theils etwas eigenthümlich Würziges hatte, theils auch die Menschen abstieß. Ein noch Lebender erzählt uns, wie er dereinst in seinen jungen Tagen zu Görres gekommen, als eben in München viel Lärm und Streit war um einen Fall in religiöser Frage. Der junge Mann nahm sich heraus, über den Helden des Streites eine Mißbilligung auszusprechen. Er wußte nicht, daß er mit Görres nicht allein im Zimmer sei. Da ertönte aus der Fensterecke, wo Frl. Marie meist mit Handarbeit beschäftigt saß, ihre Stimme und sie begann mit hitziger Tapferkeit den abwesenden Angefochtenen zu vertheidigen und dem jungen Manne den Kopf zurecht zu setzen; Vater Görres aber nahm denselben lächelnd unter den Arm und zog ihn in's Nebenzimmer mit den Worten: „Kommen

Sie dorthinein, hier haben wir keine Ruhe." — Daß er jedoch an der klugen, streitbaren und thatkräftigen Tochter seine Freude gehabt, versteht sich.[1])

Von den großen Verdiensten zu reden, welche Freund Martius sich um die Botanik im Allgemeinen, um das Studium derselben zu München insbesondere erworben hat, ist nicht meine Sache. Gewisse Epigonen und Tendenzmänner des Tages haben geglaubt, mit Naserümpfen über den großen Gelehrten aburtheilen zu können; spätere Geschlechter werden mit Bewunderung zu seiner geistreich umfassenden Naturbetrachtung zurückkehren. Mit

---

[3]) Anm. der Schreib. In späteren Tagen, als die Eltern und Guido Görres, sowie die Schwester Steingaß lang gestorben waren, und Fräulein Marie fast nur noch ihren Erinnerungen und der aufopfernden Treue für die Kinder und Enkel der hingeschiedenen Geschwister lebte, geschah es einmal, daß sie am Abend vor der Christbescheerung bis tief in die Nacht an langwieriger Weißstickerei zu Kleidchen für die Nichten gearbeitet, und dieselbe dann noch, im Kessel eingeweicht, in die Durchsicht des Ofens gesteckt hatte. Aber sieh, der neugerichtete Ofen that seine Schuldigkeit auch etwas zu hitzig, am Morgen fand das Fräulein alles Wasser verdampft und statt der Kleidchen einigen Zunder. „Da hab' ich mir gedacht," scherzte sie, „es ist gerade wie wenn mir der Vater selig zur Warnung den Schabernack gespielt, denn er pflegte zu sagen, wenn man so übertrieben eifrig arbeitete: Wie kann man so unvernünftig sein! Was man an Einem Tag zu viel an Kräften ausgibt, muß man mit Schaden an anderen Tagen hereinbringen." — Sie klagte nicht über die herben Verluste, die das Leben ihr gebracht; wie schwer sie aber ihr gefallen, verrieth sich jezuweilen. Einst erzählte sie, wie sie geträumt, der Bruder lebe noch, trete aber todtenbleich und verstört vor sie hin, es sei ihm Entsetzliches widerfahren, er habe einen Menschen erschlagen. „Da hab' ich es beim Erwachen gefühlt, wie man sich versündigen könne durch Trauer um einen Todten — man könnte ja auch Solches erleben müssen!" —

Recht hat man ihm seine vielseitige Regsamkeit, seine warme Verehrung für andere Größen seines Faches, sein Wohlwollen für junge aufstrebende Geister nachgerühmt. Die schöne, feine, unbefangen heitere Geselligkeit seines Hauses ist jungen Leuten ein Schutz und Damm geworden gegen unerfreuliche Vergnügungen und Vielen ein Herd fröhlichster Erinnerungen. Häufig, wo nicht jährlich, gab der Jahrestag seiner Rückkehr aus Brasilien, von Zeit zu Zeit ein anderes Fest, die Hochzeit einer Tochter, seine eigene silberne Hochzeit, sein siebenzigster Geburtstag um die Zeit seines Doktorjubiläums, der Familie wie den Freunden Anlaß zu den hübschesten, sinnreichsten, durch Witz, Geschick, Eleganz und Kunst mehr noch als durch Prunk anregenden Aufzügen, lebenden Bildern, musikalischen und dramatischen Scenen u. s. w. Nicht minder erfreulich war es mir, an einem schönen Sommer- oder Herbstabend, etwa mit Gejodel (denn bei heiterem Anlaß erwachte immer die alte Sangeslust), an der Pforte seines Sommersitzes zu Schlehdorf am Kochelsee uns zu melden, die dann aufsprang unter gastfreundlichem Jubel, wie im Triumph die Anpochenden einzulassen in die stattlichen Räume des ehemaligen Herrenklosters.

Wehmüthig muß ich lächeln, wenn ich daran denke, wie ängstlich unter Max II. einer unserer Kollegen, ein Nichtbotaniker, besorgt gewesen, sich den Ruhm des ersten Gedankens zu sichern, daß man mitten in den botanischen Garten den Industrieausstellungs-Palast (!) hineinsetzte, freilich in der kühnen Absicht, nachderhand ihn als riesiges Palmenhaus zu benützen; die Beheizungsmethode sollte vermuthlich erst noch erfunden werden. Die Erfindung ist ausgeblieben, der Riesenglaskasten aber stund da und die Frucht vieljähriger liebevoller Bemühungen konnte nur mit neuem Aufwand von vielem Geld und vieler Mühe

gerettet werden. Zur Genugthuung für die Kränkung, in solcher Sache auf seinem eigensten Amtsgebiet gar nicht gefragt worden zu sein — oder zur Strafe, daß er es einem Anderen überlassen, jenen kolossal-genialen Gedanken auszuhecken? — erhielt Martius seine Pensionirung und genoß in verschiedener Rücksicht jene nicht näher zu bezeichnende Behandlung, welche man uns Aelteren der Hochschule damals angedeihen ließ.

Von seiner christlichen Gesinnung hat Martius noch im Tode Zeugniß abgelegt; auf der weißwollenen Leichenkutte, die er schon lang für sich hatte bereiten lassen, war ein grünes Kreuz eingenäht, — „ein Kreuz," so hat er sich darüber geäußert, „weil ich ein Christ bin, grün aber zu Ehren der Botanik." —

Oken stimmte zu wenig zu uns, um größere Innigkeit aufkommen zu lassen, doch war der Verkehr ein freundlich geselliger. Von Erzählungen blieb mir, gerade aus seinem Munde, merkwürdig, wie einst sein Schwager (Stark?) in Jena auf einem Spaziergang sich von ihm getrennt, Oken aber plötzlich dreimal sich deutlich von des Schwagers Stimme mit Namen rufen gehört und zur nämlichen Stunde derselbe, weit vom Platze, beim Baden ertrunken. — Bekanntlich ist Oken nicht sehr lang in München verblieben; er hat mir aber freundliche Gesinnung bewahrt und noch im Jahre 1849 hab' ich in Zürich ihn besucht.[1])

[1]) Anmerk. der Schreib. Für das gegenseitige Verhältniß bezeichnend erscheinen folgende zwei Briefchen (wovon das zweite jedoch nur in Abschrift vorliegt): 1) Oken an R.: „Bei meiner Rückkehr wünsche ich einige Zeilen an Sie zu richten. Man hat mir gesagt, daß Sie über das, was ich im Frühjahr in einigen Aufsätzen im Inland habe einrücken lassen, ungehalten geworden seien. Damals, wo der Eindruck noch frisch war, würde es nicht an der Zeit gewesen sein, Ihnen zu sagen, daß ich nicht geglaubt

Ueber Friedrich Thiersch ist von Seite der Bayern, der Katholiken häufig die Geißel der Satyre geschwungen worden und unläugbar hat er dazu herausgefordert. Will man jedoch ihn billig beurtheilen, so muß man dem schiefen Verhältniß Rechnung tragen, in welches die unter Max Joseph I. berufenen Fremden (Thiersch kam 1809 nach München) von Anfang an gesetzt wurden. Es ist keine Frage, daß nicht bloß diese fremden Berufenen, sondern auch ihre einheimischen Berufer der Ansicht huldigten, der wissenschaftliche und der protestantische Geist liefen in letzter Instanz auf Eines hinaus und könnten somit nur gleichzeitig den Bayern eingeflößt werden. Dafür finden sich unter Anderem die Belege in „Friedrich Thiersch's Leben," herausgegeben von seinem trefflichen Sohne Heinr. W. J. Thiersch (Leipzig und Heidelb., C. F. Winter 1866). Da schreibt z. B. der aus München bereits nach Gotha zurückgekehrte Jacobs im Februar 1819: „Geht nicht die Tendenz des Konkordats dahin, daß sie (die bayerischen Studien-Einrichtungen) wieder rein katholisch, d. h. ganz antiphilologisch werden sollen?" Ohne Verständniß für den Katholizismus, ohne Verständniß darum für den heiligen Ernst, für den

---

habe, auf Ihr Mitgefühl zu wirken, indem ich zum Besten der Universität einen oder den andern Ihrer Bekannten tadelte, und daß ich daher Ihnen mein aufrichtiges Bedauern über diese Nebenwirkung meiner Worte ausdrücke, mit dem Wunsche, Sie möchten nun nach Verlauf von mehr als einem halben Jahre, einem ähnlichen Gefühle den Eingang gestatten. M. d. 16. Nov. 30. Ihr Oken." — 2) Antwort R. an O.: „Auch wohl schon vor Ihrer Reise hätten Ihre Worte mich ohne Groll gefunden. Ich konnte damals so wenig als jetzt Ihr Verfahren billigen, kann Sie aber sowohl von meiner als meiner Freunde Seite versichern, daß das Geschehene vergeben und vergessen ist. Mit aufrichtiger Achtung Ihr Dr. Ringseis."

tiefen Seelenschmerz der wahrhaft Frommen unter ihren Widersachern, erblickten sie — und wir dürfen darum noch nicht sie der Böswilligkeit zeihen — in jeder Befehdung nur „pfäffisches" Anfeinden der Wissenschaft. Dazu kam, aus den Verhältnissen leicht erklärbar, daß in der That manche Adern des gelehrten Lebens bei uns damals schwächer pulsirten, dann der übelverstandene Eifer Einzelner, das Kind mit dem Bad auszuschütten (ich meine die „Philologie" mit dem Protestantismus), endlich Leidenschaft und Parteigetriebe auch auf Seite der Einheimischen. Hier muß denn aber ein gewaltiger Irrthum berichtigt werden, in welchen Heinrich Thiersch in obigem Lebensbild seines Vaters gefallen, indem er Christoph v. Aretin, den heftigen Gegner der Berufenen, als „das Haupt der strengkatholischen Partei" bezeichnet. Ein Blick in Aretin's Schriften lehrt, welcher Sorte von Aufklärung derselbe gehuldigt, wie er das Verschwinden der Klöster und damit zusammenhängender Einrichtungen zu den Verdiensten der Regierung König Max Joseph's gerechnet u. s. w. Wenn er trotzdem aus bajuwarisch-politischen oder was immer für Gründen die systematische Berufung von protestantischen Ausländern befehdete, so berührte er sich zwar hierin mit jenen strengkatholischen Patrioten, die zugleich ihr bayerisches Selbstgefühl und ihr religiöses Gewissen durch jene Maßregeln verletzt fühlten; vorübergehend mochte er in einzelnen Streitpunkten als ihr Anführer erscheinen, um so mehr als sie keinen eigenen hervorragenden besaßen; im Uebrigen gingen ihre Wege diametral auseinander. Er hätte nur eben gern das Aufklärungsgeschäft in Bayern einzig von Inländischen besorgt gesehen. Entschiedenen Widerspruch verdient die weitere Aussage, als hätten die Strengkatholischen sich auf Seite Napoleons

gestellt; ob ein Einzelner dieß gethan, ist mir nicht erinnerlich; im Ganzen aber fand der Imperialismus seine Anhänger — abgesehen vom Offiziersstande — vorzugsweise in der aufgeklärten Beamtenwelt.

Es läßt sich begreifen, wenn die mit unseren Verhältnissen unbekannten Fremden es nicht leicht hatten, die vorgefundenen Parteien zu unterscheiden, und wenn sie in der gegen sie sich erhebenden Wolke des Widerspruches die oft himmelweit von einander verschiedenen Gegner in Eins zusammenfaßten. Erscholl der allgemeine Ruf: „Man will uns protestantisch machen," so waren die Rechtschaffenen unter den Fremden in einer mißlichen Lage. So recht von Herzen zu läugnen vermochten sie nicht; zugestehen, das ging denn doch im katholischen Lande auch nicht an; man konnte höchstens geringschätzig widersprechen mit dem inneren Vorbehalt, es denke ja Niemand daran, die Bayern zu Abschwörung ihres Glaubens vor dem lutherischen Pastor zu bewegen; was Anderes sei es mit dem protestantischen Geiste der Wissenschaft; den zu verbreiten, seien sie allerdings berufen.[1])

[1]) Um zu begreifen, wie bei Einzelnen der Herren die bona fides in Verkündung des Grundsatzes der Toleranz recht wohl mit starker, heftiger Intoleranz wider die Katholiken einhergehen konnte, muß man sich vergegenwärtigen ihre unrichtigen religiösen Begriffe und ihre Verstricktheit in eine gänzlich gefälschte Geschichte der katholischen Vergangenheit. Mit einer katholischen Kirche, wie sie in den Vorstellungen dieser Herren spukte, war in der That nicht zu hausen; um ihre vielgeliebte Toleranz zu begründen, mußte erst jene intolerable Mutter der Intoleranz geknickt und hinweggeräumt werden. Es ist freilich eine eigene Sache um ein Prinzip, welches, um in's Leben zu treten, sich erst gänzlich aufheben muß gegenüber dem ältesten, festgeschlossensten und an Seelenzahl reichsten der christlichen Konfessionskörper. — Uebrigens haben auch Protestanten, und zwar neuberufene, an dem Gebahren mancher ihrer Genossen sich geärgert, so z. B. Schelling, der

Diese schiefe Stellung mußte nothwendig verstimmen. Wer sie nicht aushielt, ging von dannen, wie Jacobs; Andere, welche dablieben, redeten im guten Glauben an ihre vollgültige Berechtigung sich in eine große Empörung hinein. Der damals noch jugendliche Thiersch erhitzte sich so sehr, daß er (siehe s. Brief an Jacobs v. 10. März 1811) auf Gift und Dolch scheint ordentlich gewartet zu haben. Und so konnte denn, als im Fasching 1811 ein Mensch ihn bei nächtlicher Weile an der Thüre seiner Wohnung meuchlerisch anfiel und verletzte — nicht gefährlich — in Thiersch gar kein Zweifel einkehren, daß er ein Opfer des Fanatismus sei. Dieser „Dolch im Nacken" — ob es ein richtiger Meuchlerdolch gewesen oder bloß euphemistisch dazu gestempelt ein landesüblicher Knicker, wodurch auch ein Raubanfall aus dem Stegreif annehmbar würde, weiß ich nicht — dieser Dolch also ist in der Bildersprache der Aufklärung gleichsam in Thiersch's Nacken verewigt worden und dieser mochte wohl beten: „Schütze mich, Herr, vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich selber schützen!" Denn das mußte er ja fühlen, daß das Odium wie das Lächelnerregende

schon am 16. Septbr. 1804 von Bamberg aus an Windischmann schreibt: „Ich habe dem ganzen Illuminirungswesen und den Welterziehungsplänen, welche in jenem Lande ausgeheckt werden, jetzt den offenen Krieg erklärt." — 7. August 1809 von München aus an den Nämlichen: „Leider ist, was Vokationen betrifft, der Karren hier so verfahren, daß wenig Gescheidtes herauskommt." Und seine erste Frau schreibt: „Manche fingen in München an „zu schreien über den Zuwachs von Ausländern und Protestanten," mitunter vielleicht nicht ohne Grund, „da jene sich gar zu sehr als Ausländer und Protestanten anstellten." Siehe „Caroline" Leipzig 1871 S. 88. Vergl. auch Atterbom in einem Brief vom 28. Januar 1817: „Ein anderer lieber Mann" ꝛc., abgedruckt in den Hist.-pol. Blättern Bd. 60, S. 635.

einer solchen Parade als Schreckbild für die faulen Gewissen der „Strengkatholischen" auf ihn selber zurückfiel. Jedenfalls hat der ursprünglich von ihm gehegte Verdacht wider Aretin und Genossen juridisch sich nicht bestätigt und hat man auch die „Strengkatholischen" nicht können ernstlich verantwortlich machen für etwaige Thaten der bajuwarischen Aufklärer.[1]) Leicht zu entmuthigen aber scheint die „im Finstern schleichende Partei" gewesen zu sein; denn trotzdem der „Mörder aus Fanatismus" nicht aufgefunden und also auch nicht gehangen worden, hat es doch Gottlob bei diesem Einen Dolch im Nacken sein Bewenden gehabt.[2]) Mehr als fünfzehn Jahre waren seitdem verflossen und der gute Thiersch wandelte wohlbehalten unter uns und that dieses bis an sein Ende, (obwohl er seitdem zu einem weit feierlicheren Opfer für den „Meuchlerdolch eines Fanatikers" herangediehen wäre, als da er noch ein ziemlich unberühmter Gymnasialprofessor gewesen), und wir haben manch ein Fläschchen gesellig geleert. Er hat freilich die buschigen Brauen bedenklich gezogen bei Manchem, was mich freute, und umgekehrt wurmte mich Vieles, was ihm zu Sinne stund. So mochte er wohl in den Stoßseufzer seines Freundes Jacobs einstimmen, als dieser die ersten Regierungshandlungen

---

[1]) Siehe über jene Verhältnisse die Aufsätze: „Anselm v. Feuerbach und sein Wirken in Bayern" und „Historischer Commentar zu den neulichen Berufungen in Bayern" im 30. Band der Histor.-polit. Blätter 1852.

[2]) „Kinder, man hat auf mich geschossen," rief, vom Arbeitstisch am Fenster aufspringend, fast ein Vierteljahrhundert später die von jener Dolchgeschichte sensationirte Frau eines hiesigen norddeutschen Professors, als das Auffliegen einer Pulvermühle mit zweihundert Zentnern Pulver in der Nähe der Stadt ganz München durch Knall, Stoß und Zerstörungen in Schrecken versetzte.

des Königs Ludwig halb hoffnungsreich, halb zagend betrachtete und sich seine Gedanken machte, was denn daraus werden solle, wenn in der Residenzstraße die ehrenwerthe Universität in ihrem Kostüm, mit dem Symbole der freien Lehre oder der Lehrfreiheit als Oriflamme vor sich herziehe und auf der Schwabinger die sehr hochwürdigen Franziskaner-Väter in ihren braunen Kutten, mit dem Stricke hierarchischer Knechtschaft umgürtet![1]) (Siehe Thiersch's Leben, Brief von Jacobs vom 15. Novemb. 1827.) Wenn dann in dem stattlichen Gebäude, aus welchem die große Intrigue des vorigen Jahrhunderts die Jesuiten vertrieben hat, Thiersch eine Rede gehalten, und dazu bot sich ihm als Präsidenten der Akademie der Anlaß häufig, so pflegte man zu fragen: „Hat er seinen obligaten Ausfall auf die Jesuiten gemacht?" Und die Antwort lautete: „Wie denn nicht?!" — Wenn Thiersch, wie nicht zu zweifeln, mit beigetragen hat, den Kronprinzen, nachmaligen König Max II., seiner Kirche zu entfremden, so mag ihm Gott verzeihen! Einem katholischen Bayern, welcher die Folgen davon gekostet, fällt es schwer.

Thiersch verdanken wir übrigens in seinem ersten Rektorat die Wiederherstellung des Universitätssiegels mit der Sedes Sapientiae. Ein (katholisch getaufter) Aufklärungswütherich der Landshuter Epoche hatte dasselbe durch einen Querschnitt verwüstet. Seit der Erneuerung durch Thiersch ist es in Gebrauch geblieben. (Noch sind im Schatze der Universität schöne mittelalterliche Geräthe

[1]) Jacobs, den ich selber gekannt, als er in München angestellt lebte, ist mir übrigens, soviel ich zu urtheilen vermochte, als ein milder, liebenswürdiger und wohlmeinender Mann erschienen. Aber braune Kutten, mit dem Stricke hierarchischer Knechtschaft umgürtet, gingen eben über sein Verdauungsvermögen. (Andere haben weit ungünstiger über ihn geurtheilt. Anm. der Redaktion der Hist.-pol. Blätter.)

zu sehen, ein Kelch und mehrere Leuchter von durchscheinendem Halbedelstein, aus welchem jener Barbar des Kulturkampfes mit dem Hammer die Scherben herausgeschlagen!! Er gehörte denn auch zu den Wenigen, die bei oder bald nach Versetzung der Hochschule von ihr entfernt wurden.)

Daß Thiersch in Griechenland durch wohlwollende Rechtschaffenheit sich Vertrauen und Dank verdient und gewonnen habe, was leider nicht von allen aus Bayern dahingekommenen berühmten Männern gesagt werden kann, ist mir von kundiger Seite bestätigt worden.[1]) Diesem unbeschadet habe ich ihm folgendes Anekdötchen anerfunden, dessen Vortrag in Gesellschaft er sich gutmüthig gefallen ließ. Ohne Zweifel mit Recht that er auf seine Fertigkeit im Neugriechischen sich etwas zu gut. Da habe er denn, so brachte ich ihm auf, im Land umherreitend, den Hellenen, die ihm zur Begrüßung entgegenzogen, vom Maulthier herunter sehr schöne Ansprachen in ihrem Idiom gehalten; die Leute hätten ihm ehrfurchtsvoll zugehört, aber doch kopfschüttelnd zu einander gesagt: „Ei, was ist das Bavaresisch, das der Didaskalos unseres zukünftigen Königes spricht, für eine erschrecklich barbarische Sprache!"

Mit dem Jahr 48 und der darauffolgenden Aera des Königs Max II. bin ich zu Thiersch auf steifen Fuß gerathen. Ich will zu seiner Ehre glauben, daß er sich wirklich vorreden ließ und selber überredete, was er Anderen betheuerte: bei den neuen Berufungen gelte es

---

[1]) Anm. der Schreib. Ringseis hat seinen Gewährsmann früher genannt, die Schreiberin jedoch ihn vergessen. Vermuthlich Dr. Bernhard Röser. Zwar erst mit dem König Otto als dessen Leibarzt nach Griechenland gekommen, war er, der selber Verständige und Rechtschaffene, auch nachträglich im Stand, in den langen Jahren seines Aufenthalts sich ein Urtheil über das Vorhergeschehene zu bilden.

einzig und allein die Wissenschaft, und jede Rücksicht auf Nativismus und religiöses Bekenntniß bleibe ausgeschlossen. Freilich hätte schon der Mann ihn stutzig machen sollen, der damals die Münchener Universität und die Wissenschaft daselbst „in die Hand nahm," Herr von Dönniges.[1]) Jedenfalls scheint Thiersch übersehen zu haben, daß wenigstens Ein religiöses Bekenntniß bei den Berufungen möglichst vermieden blieb, das des gläubigen Katholiken, und auch in politischer Hinsicht hatte der altpatriotische Bayer sich möglichster Hintansetzung zu rühmen. Im Januar 1856 schreibt Thiersch an Rudolf Wagner in Göttingen, nachdem er Anschluß der jüngeren einheimischen Kräfte der Hochschule an die Neuberufenen rühmend bestätigt hat:

„. . . und so können wir es ruhig geschehen lassen, daß die dem Neuen, der großartigen Absicht des Königs widerstrebenden Kräfte, meist alte und veraltete, ihrem Schicksal unbehelligt entgegen gehen." [2])

---

[1]) Daß an der Universität, wie sie allmählig während König Ludwigs Regierung sich gestaltet hatte, Vieles mangelhaft war, wird hiemit nicht geläugnet. Wie darüber in katholisch-wissenschaftlichen Kreisen gedacht wurde, sehe man z. B. in der Denkschrift „Kirche und Staat in Bayern unter dem Ministerium Abel und seinen Nachfolgern." Schaffhausen, Hurter 1849.

[2]) Anm. der Schreib. So „unbehelligt" blieben die „alten und veralteten Kräfte" denn doch nicht. Daß Martius kränkend behandelt worden, ist schon oben gesagt. Schubert, der bis zum Lebensende geistesfrisch Gebliebene, hat es schmerzlich bedauert, daß er durch Sachwalter der neuen Aera sich hatte überreden lassen, „seinem Alter den Ruhestand zu gönnen." Ringseis, der bis nach Abschluß seines neunten Decenniums sich wunderbar an Geist und Körper erhalten hat, behielt zwar die Professur, mußte aber vor jetzt 28 Jahren (1852) mit seiner Lieblingsbeschäftigung am Spital sich die Klinik nehmen lassen zu Gunsten des Mannes, dem er auch das ärztliche Personalreferat am Ministerium des Innern abzutreten hatte; (man sagt, daß

Mit Philipp von Walther, meinem ehemaligen Lehrer, verknüpfte mich ein zweifaches kollegiales Verhältniß; denn nicht nur an der Hochschule, auch im Ober-

---

derselbe letzteres zur Bedingung seines Kommens gemacht.) — Professor Schneider, Konservator der Anatomie, ein noch rüstiger Mann, hatte durch viele Jahre sein Amt mit genauer Sachkenntniß und gewissenhaftem Fleiß verwaltet; (wir erinnern uns, daß Professor Anton Spring noch bei seinem letzten Aufenthalt in Bayern mit warmem Dank erwähnte, wie viel er bei seinem Lehrer Schneider gelernt habe.) Dieser Mann wurde nach 30jähriger Dienstzeit so hastig pensionirt, unter Verlust aller Emolumente natürlich, daß bevor er von der Sache etwas ahnte, seine Frau die Nachricht zufällig in der Zeitung entdeckte; der Professur ward er ein halb Jahr darauf enthoben, aber wiederum so hastig, daß man hintendrein ihn bitten mußte, denn doch noch ein Semester hindurch zu dociren, weil der Ersatzmann fehlte. Den verlassenen Studenten zulieb hatte er die Gutmüthigkeit, es wirklich zu thun. Aber auch dann noch blieb das Amt mehrere Semester so gut wie verwaist; denn noch immer war kein Anatom zur Hand, und der neue Konservator, ein Kollege von anderem, nur fern verwandtem Fach, versah die Professur mit widerwilliger Gefälligkeit.

Und das Alles war schon vor sich gegangen, da Thiersch Obiges an Wagner schrieb! Man nannte es, wie gesagt, „die Wissenschaft in Bayern in die Hand nehmen" und die „Alten und Veralteten" hießen — nicht verblümt, sondern kurzweg — die „Unwissenschaftlichen". Als Ringseis später einmal zu einem „Symposion" des Königs geladen war, kam die Rede auf einen dem Professor Bischoff dargebrachten Fackelzug der Studenten. „Ja," bemerkte Freiherr v. Liebig, „die Studirenden und die Münchener Gebildeten überhaupt wissen es jetzt, was sie an Bischoff besitzen; die Anatomie war aber auch in einem heillosen Zustand, die Studenten in vollkommener Unwissenheit." Ringseis, dem es freilich nicht einfiel, Bischoffs Verdienst zu unterschätzen, fühlte gleichwohl, wie ihm das Blut in Wallung gerieth; zu erregt, um in des Königs Anwesenheit eine Gegenäußerung thun zu dürfen, wartete er, bis derselbe sich zurückgezogen; dann nahm er seinen Kollegen und einen Adjutanten Sr. Majestät in eine Fensternische und setzte in kurzen

medizinal-Ausschuß hatten wir Beide Stellung. Als in letzterem nach vielen Jahren des Zusammenwirkens sein und mein Votum einmal auseinanderwichen, bemerkte er: „Das geschieht zum erstenmal, seitdem wir im Kollegium beisammen sitzen, daß wir verschieden abstimmen."

Es hindert das freilich nicht, daß ich einige andere, oratorische oder nichtamtliche Aeußerungen v. Walther's, die offenbar persönliche Verstimmung ihm abgelockt, nicht billigen konnte.[1]) So z. B. wenn er öffentlich in der Denkrede auf Döllinger den Anatomen „viele Gelehrte" klagen läßt über den Mangel an „geistiger Anregung" in München. Allerdings wird Niemand in einer Stadt wie München etwa das suchen, was nur Weltstädte zu leisten vermögen, und Mängel gibt es überall zu verzeichnen; doch wird auch Niemand, der das Bisherige gelesen, im Ernste glauben, daß es dazumal an geistiger Anregung in München gefehlt habe. Ebenso that es mir leid, wenn Walther den Ruf von Münchens Gesundheitsverhältnissen durch mißmuthige Aeußerungen schädigte. Ich kann über die jetzigen Zustände nicht urtheilen;[2]) zur Zeit aber, da ich als Obermedizinalrath die statistischen Tabellen der europäischen Staaten zu vergleichen pflegte,

---

Worten auseinander, daß es nicht Schuld des früheren Lehrers sein konnte, wenn Bischoff ein in der Anatomie vollkommen verwahrlostes Geschlecht von Studirenden vorgefunden. — Es mag hier erinnert werden, daß man ehedem Professoren überhaupt nicht in Ruhestand setzte; wenn das Alter kam, hörten sie eben auf zu lehren. — Diese Abschweifung geschah seinerzeit im Hinblick darauf, daß R.'s Erinnerungen, wenigstens in den Hist.-polit. Blättern, nicht bis zu der Zeit sollten fortgeführt werden, von welcher hier vorgreifend die Rede gewesen.

1) Sieh überdies Anm. auf Seite 229.

2) Ich lasse dahingestellt, ob man überall die Mortalität so gewissenhaft in die statistische Oeffentlichkeit bringt wie hier. An manchem Orte werden, so sagt man, die gestorbenen Kinder einfach nicht mitgezählt. Eigens rechnen soll man sie allerdings und dieß

da ergab sich für München unter den Hauptstädten des Kontinents eine der günstigsten, ich glaube die zweitniedrigste Sterblichkeitsziffer. (England rechne ich nicht mit ein; seine Tabellen zeigten eine schier unbegreiflich geringe Mortalität, um so seltsamer, wenn man das Elend in den englischen Fabrik-Städten und in London bedenkt.) Ich habe mich in früheren Jahren in der Allg. Zeitung über die Ungerechtigkeit eines bösen Gesundheits-Rufes für München ausgesprochen. Und wenn bei dem großen Zudrang von Reisenden von Zeit zu Zeit ein Fremder von Namen starb, so lehrte mich meine ärztliche Erfahrung, daß viele Fremde in dem zwar unschönen, wetterwendischen, aber nervenstärkenden Münchener Klima sich von mitgebrachten Uebeln erholt haben.[1]) Und was den gefürchteten Typhus betrifft, so gibt es kaum eine große Stadt, in der nicht

---

scheint in den öffentlichen Münchener Berichten bis vor Kurzem versäumt worden zu sein — für uns um so schlimmer, als in der That die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr hier eine sehr bedeutende; um so viel geringer beziffert sich dann unsere übrige Mortalität.

[1]) Was bei Ph. von Walther nur Aeußerung persönlicher Verstimmung war (deren Gründe ich zum Theil zu kennen glaube), das stammt bei Manchen aus anderen Ursachen. Es gibt Städte, z. B. Rom, die nur gesundheitsschädlich sein dürfen. Nach meiner Rückkehr aus Italien fragte mich Schelling, ob denn wirklich Rom ganz entvölkert sei; der Jude Koreff, Fürst Hardenbergs Arzt habe ihm das gesagt mit dem Beifügen, das Gras wachse in den Straßen; es ist nun bekannt, daß bei der eigenthümlichen Lage Roms innerhalb der alten Mauern in der That ganz menschenleere Straßen zu finden sind, daß dieß aber gar keinen Schluß erlaubt auf den Kern der Stadt. Jeder Münchener weiß, daß wir dreimal die Cholera als Epidemie gehabt, in den Jahren 1836/37, 1854 und 1874 (welch letzteresmal sie nach dem vermeinten Erlöschen nochmal anhob). Einem Glied meiner Familie äußerte aber auswärts ein Norddeutscher, das wisse man ja, daß in München die Cholera ständig sei; die überraschte Münchnerin versicherte ihn seines Irrthums, aber ohne Erfolg!

irgend einer meiner Studiengenossen von ihm weggerafft worden. Er ist eben den Fremden schier überall gefährlich. —

Zu den originellsten unserer Kollegen gehörte jedenfalls der Arzt und Astronom Franz Paula Gruithuisen, welcher, am Lech geboren, österreichischer Soldat, dann Haiduck gewesen, und erst als gereifter Mann seine Studien machte. Dem Laienpublikum war er bekannter durch etliche wissenschaftliche und andere Wunderlichkeiten (z. B. die vermeinte Entdeckung von Festungswerken im Mond, aus welcher er auf ein entwickeltes Kulturleben der Mondbewohner schloß), als durch seine unläugbare Genialität. Nicht bloß Mann der Wissenschaft, sondern auch der praktischen Erfindung, besaß er doch nicht die Gabe, seine Gedanken auch für den eigenen Glanz und Beutel praktisch zu verwerthen. Als Arzt kam er zuerst auf den Gedanken und setzte ihn, wenn auch in unvollkommenen Anfängen in's Werk, bei Steinoperationen den Stein vor der Herausnahme zu zertrümmern, wodurch Lebensgefahr und Schmerz außerordentlich gemindert werden. Der Ausbildung und Anwendung dieses Verfahrens verdankten verschiedene Operateure vorzüglich ihren Ruhm und Reichthum. Einer von diesen, Leroi d'Etioles, kam einst nach München und bat Walther, ihn mit Gruithuisen bekannt zu machen. Wie mochte der reiche Pariser staunen, als er die kleinen Verhältnisse, das für ihn sicherlich höchst reizlose Daheim erblickte, in welchen der erste Begründer seiner Erfolge sich bewegte!

Auf sehr herzlichem Fuße stand ich mit Puchta. Einst hatte derselbe in einer Vorlesung den Zuhörern seine Ansicht dargelegt, daß die Todesstrafe unstatthaft sei. Gleich nachher kam er mit mir auf den Gegenstand zu reden. Ich widersprach. Vielleicht dürfte man (und insbesondere wieder nach den Erfahrungen unserer Tage) sich einfach auf das moralische Gerechtigkeits- und Anstands-

gefühl berufen, von Abschaffung der Todesstrafe, wenigstens für den boshaft überlegten Verbrecher, könne so lang nicht die Rede sein, als auch nur ein einziger Unschuldiger gezwungen werde, sein Blut im muthwillig heraufbeschworenen Krieg zu vergießen. Aber ich führte vielmehr Dasjenige an, was Graf Joseph de Maistre zu Gunsten der Todesstrafe betont hat: den scheinbar unnatürlichen Drang vieler Verbrecher, sich dem Richtschwert auszuliefern; den Gemeinglauben aller Völker, daß das vergossene Blut eine sühnende Kraft besitze, sei es als bloß zeitliche Genugthuung der irdischen Gerechtigkeit, sei es als wirkliche (wenn auch nach christlicher Ueberzeugung ungenügende) Sühne für den Reuigen; damit zusammenhängend erscheint denn der Glaube an eine stellvertretende Sühne durch den unschuldig Geopferten und mit diesem wieder die hohen Ehren, worin allzeit und überall der Kriegerstand gehalten worden, welcher, thätig oder leidend, ein im Hinblick auf die Kriegsursache unschuldiges Blut vergießt, (gleichsam bald Opferpriester, bald Opfer), und Niemand rechnet ihm dieß Vergießen als Blutschuld an. Dem positiv gläubigen Puchta, welchem die sühnende Kraft des Opfertodes Christi kein Gegenstand des Zweifels war, leuchteten die angeführten Gründe dermaßen ein, daß er in der nachfolgenden Vorlesung seinen früheren Ausspruch zurücknahm und die Todesstrafe vertheidigte.

Anhangsweise will ich hier noch ein paar Berufungen aus späterer Zeit erwähnen.

Einst kam Döllinger jun. zu mir und theilte mir mit, daß Möhler, welchem die rationalistisch-protestantischen Geister zu Tübingen das Leben dort unerträglich machten, einen Ruf nach Bonn erhalten habe, man wisse jedoch, daß er vorziehen würde nach München zu kommen; Zeit sei nicht zu verlieren, denn Möhler müsse Antwort geben. Sogleich sprach ich mit dem Minister Fürst Wallerstein und

dieser versicherte, er werde den Domkapitular Deutinger, Freund von Möhler, beauftragen, an Letzteren zu schreiben. Es erfolgte aber nichts — das mochte etwa sich erklären aus des Fürsten bekannter Leichtigkeit, mit der Wahrheit nach Belieben umzuspringen. Döllinger drängte; da schrieb ich an den König selber, und dieser, sehr eingenommen für die Berufung, sandte an den Minister den dringenden Befehl zu den nöthigen Schritten. So ward denn Möhler gewonnen (1835) und da er wünschte, Kirchengeschichte zu lesen, die bisher Döllinger vorgetragen, trat dieser das Fach ihm ab und beschied sich mit dem ihm minder zusagenden der Dogmatik. Eines Tages fand ich den zartbesaiteten Möhler sehr peinlich berührt; Döllinger, sagte er, habe sich ihm immer dargestellt als den Urheber seiner Berufung, nun aber habe er, Möhler, aus zuverlässiger Quelle vernommen, daß ich es gewesen, der jene Schritte gethan. Ich freute mich, durch Darstellung des Sachverhalts ihn vollkommen beruhigen und Döllinger rechtfertigen zu können.

An Möhler's frühem Tode (1838) hat meines Erachtens das Vorurtheil gegen Münchens Klima seinen redlichen Antheil. Er glaubte, besonders nach seinem Cholera-Anfall im Winter 1836/37, sich nicht warm genug halten zu können und hat sich eben dadurch empfindlichen und in seiner letzten Erkrankung, wie ich glaube, den entscheidend tödtlichen Schaden zugezogen.

Im Jahr 1832 wünschte Minister Fürst Wallerstein den bekannten Arzt und Prediger Emanuel Veith in Wien nach München zu berufen, wobei es ihm vorzüglich um den Homöopathen zu thun war. Veith konnte sich nicht entschließen, von seinem Freund, dem Philosophen Günther sich zu trennen. Da ich solches dem Minister mittheilte, sagte derselbe: „Ei, so rufen wir auch Günther! Das ist ein Erwerb!" Aber Günther, welcher sich ein-

bildete, Schelling und Baader seien wegen abweichender Anschauungen ihm feindlich gesinnt, fürchtete, nicht mit ihnen auszukommen und lehnte ab. So weit geht meine Erinnerung. Es scheint, daß ich dann (in höherem Auftrag) einen zweiten Versuch gemacht, und so lasse ich dahingestellt, wie an besagte Schritte und Gegenschritte sich folgender Brief anreiht, welchen Veith mir aus Wien am 10. und 13. Dezember 1832 geschrieben hat:

„Das alte nicht zu verachtende Sprichwort, das jedem guten Dinge eine ziemliche Weile vindicirt, etwas allzu ängstlich im Herzen führend, habe ich auf fast unziemliche Weise gezaudert, Ew. Wohlgeboren so höchst gütiges Schreiben zu beantworten. Der Antrag, der mir darin ward, mußte mich allerdings nicht minder erfreuen als trösten. Die hohe Gnade eines Monarchen, dessen großherziger und umfassender Königssinn so geistvoll und zuvorkommend den vielfältigen Interessen seines Reiches und seiner Unterthanen jegliche Sorge weiht und religiöses Leben nicht minder zu fördern sucht, als Wissenschaft und Kunst, diese hohe Gnade konnte nicht anders als meine kleinliche Seele erfreuen, wie Morgenthau ein welkes Bellisblümlein; und welcher nicht demagogische Mensch wird sich nicht erfreuen, wenn einer der Herren der Erde seiner huldvoll gedenkt? Auch der Ruf insbesondere, und der Ort, wohin er einlädt, erschien mir lieblich und herzerhebend, und es dünkte mich nicht unwahrscheinlich, daß ich, als simpler Prediger des positiven Christenthums, cum studio, sine ira, gute Aufnahme beim Volke finden würde, denn diese Gabe ist eine von den wenigen, die mir wirklich zu Theil geworden, zumal für ein Volk von inniger Bildung und Gemüthlichkeit und ganz vorzüglich für Deutsche. (Denn hier in Wien ist immer etwas Italienisches in Manier und Auffassung, und das Bedürfniß der Intelligenz zwar schon entwickelt, doch nicht in der Masse vorwaltend.) Ueber dieß Alles, wie lockend mußte mir erst die Aussicht dorthin seyn, wo ich hoffen darf, einige echte Freunde zu finden und wo ein so reges, an geistigem Interesse reiches Leben waltet! Alles dieß ging mir (nicht eben wie ein Mühlrad jenem Scolar, doch wie ein irisfarbiger Staubbach) im Kopfe herum, denn konträre Windstöße bliesen

auch darein, allerhand Befürchtungen und Bedenken daherwehend, die denn auch ihren wahren Grund haben. So z. B. erschrak ich vor meiner Doppelgängerei als Priester und Arzt, die mich in M. wohl in höchst mißliche Holzwege und Anfractus führen kann. Als Priester bin ich mit Leib und Seele Katholik, aber NB. weder Ultra, noch Ultramontan, noch eigentlicher Mystiker, sondern evangelisch=katholisch und katholisch=evangelisch, d. h. mitten auf der schönen geraden Straße idealer und realer Wahrheit, und wenn in Deutschland Einer ist, dem ich nachlaufen wollte, so wäre es Möhler in Tübingen.[1]) Als Arzt aber bin ich per Bausch und Bogen auf unheilbare Weise Homöopath. Nun verlange ich nicht praktischer Arzt zu sein, führe deßhalb auch hier ein möglich verstecktes Leben, trotz einem Flüchtling; in München müßte ich diesen Strauß eben auch bestehen. Da erheben denn sämmtliche Aerzte ‚von Profession‘ ein Zeter und rufen: Da hat man einen Pfaffen als solchen hergerufen, eigentlich aber ist der Kerl ein Arzt von der neuen Gottseibeiuns=Schule und wird seinen Kram aufthun. Die Li= und Ultraliberalen aber blasen in's Horn: Da habt ihr einen Hans=Wurst mit Proselyten=Durst, einen quasi-Arzt, hat aber unter dem löchrichten Doktormantel den Schalk, den Jesuiten, den Congregationisten nur schlecht versteckt. Orthodoxe Protestanten können mir eben so wenig hold seyn, da ich bei Stein und Bein an die katholische Kirche, id est an die Kirche, id est an den apostolischen Stuhl halte und hafte; Anti=Cölibatärs und Germanokatholiken noch weniger, weil ich sie verabscheue; eigentliche Mystiker im Ganzen auch nicht, weil ich ein gut Stück auf christliche Philosophie halte — wie soll ich in so wirrem Kampfe bestehen? Es würden zwar Männer wie Allioli, Görres, Ringseis, und warum nicht auch Schelling? dem Zagen unter die Arme greifen, und Hauber ist auch ein Mann, der Stütze gewährt, in seiner warmen Liebe des Herrn; bei allem dem fühle ich mich zu ältlich, gebrechlich, kränklich, und als einen zu schlechten Schwimmer, um in den Schwall einer so neuen, vielbewegten Situation mich hinein zu wagen. Vor vier Jahren war ich (im Willen) fix und fertig, mich

[1]) Aus diesem Zusammenhang und weiter unten Folgendem ergibt sich, daß Veith unter Ultramontan nicht das meint, was die Schreier damit meinen, wobei freilich die meisten Schreier selber nicht wissen, was sie meinen.

nach Cincinnati hinüberdampfen zu lassen, hätte nur der Generalvikar von dort, Herr Rese, entschiedenen Muth gehabt, mich mitzunehmen; meine Lage war damals auch geeignet, mich dazu zu stimmen; bald nachher überfiel mich in Folge großer Geistesmühen und herber Kränkungen eine schwere Krankheit, und seitdem gewinne ich die frühere Regsamkeit nimmer, die wohl gar sehr dazu gehört, Krieg und Frieden zu führen, und sich wacker fürder zu tummeln. So sehen mich denn Ew. Wohlgeboren auf dem Punkte, den ehren- und huldvollen Antrag nicht ohne Wehmuth, nicht ohne tiefes Gefühl vom unwürdigen Benehmen, das darin liegt, abzulehnen. Ich bekenne gern, daß es mir schmerzlich fällt, auf diese Weise mein Geschick selber entscheiden zu müssen. Ich würde von göttlicher Fügung und göttlichem Willen reden, wenn ich mir getraute oder mir anmaßte, von dem Geschäftsgange der absolut höchsten Weltbehörde, genannt Vorsehung, einige absonderliche Notizen zu haben. Oft ist es Timidität, oft auch Temerität, was der Mensch in vorlauter Frommthuerei für Willen Gottes ausbietet. Bei mir ist Timidität, trotz aller unzeitigen Keckheit, ziemlich das vorwaltende Moment, und da ich mit keinen sonderlichen Kräften mich ausgestattet fühle, so weiß ich es auch sogar zu rechtfertigen. Das große herrliche Motiv: für Gottes Ehre und das Heil der heilbaren und heilverlangenden Seelen zu wirken, schwebt mir zwar allerdings vor, allein es kommt mir schwerlich zu Sinne, als ob ich dießfalls gerade in M. aparte nothwendig wäre, dieß wäre eine große Beleidigung so vieler wackerer Seelsorger im Königreiche, die mir gut sind und die ich nicht einmal im Herzen beleidigen möchte. Es sieht aber schier so aus, wenn ein fremder Diöcesan hereintritt; ecce, den hatten wir nöthig, er hat das rechte Wort! Ecce venio! und nun das wahre Heil. — Und so hätte ich civiter vorgebracht, wie und wo mich der Schuh drückt; was Ew. Wohlgeboren davon und darüber Sr. Excellenz und Durchlaucht mittheilen wollen, ist Ihrem Gutdünken anheimgestellt. Wenn schon mein Freund Günther dem so ehrenvollen Rufe nach M. sehr gewichtiger Ursachen wegen nicht zu folgen wagen durfte, so sind meine Verhältnisse, die priora, anamnestica und futura noch complicirter, der obengedachten Doppelgängerei wegen. Im Vorbeigehen mag ich nicht unerwähnt lassen, daß ihm, Günthern,

der Gebrauch des von der theologischen Fakultät zu M. ertheilten Diploms des theologischen Doktorats [1]) von den hiesigen obersten Behörden nicht gestattet worden ist. Er mag nun für einen europäischen, nicht österreichischen, Doktor der Theologie passiren; übrigens nimmt er die Sache, wie billig, in der Stille hin, und hat sie eigentlich großentheils nicht anders erwartet; der Akt der M. Universität kann doch nicht ungeschehen gemacht werden, er läßt sich bloß höchstens zudecken, wie etwan der Wittenberger Sünde durch das Verdienst des Wittenberger Heilands: beati quorum tecta sunt peccata, wie es im Bußpsalme heißt! Es heißt freilich auch: a quorum remissae sunt iniquitates. Wie wird's mit dem Europäischen Sündenregister werden? Wird Ibrahim Pascha den Strich hindurch ziehen? Er rückt dräuender heran als olim die Cholera über Ispahan und Kasan, aber vor der Gewitterwolke hat Niemand Scheu. Könnte nicht ein Ostwestlicher Divan daraus werden, auf welchem das chronisch-kranke christliche (unchristliche und ohnchristliche) Europa in febris nervosa putrida dahinfällt, bis es zur heilsamen Krise Kraft empfängt?

Zum Schlusse erstatte ich meinen herzlichsten Dank für Ihre gütige Freundschaft, die ich mir — ich weiß zwar nicht, aus welchem Grunde ich's fordern kann — zu bewahren bitte. Es können ja auch manche Umstände sich ändern, und verschiedenes reif machen, obwohl für jetzt keine besseren Zeiten zu hoffen sind. Vielleicht gelingt's mir auch einmal im nächsten Sommer von Salzburg auf ein paar Tage in Ihre Nähe zu huschen. Glückseliges neues Jahr! In diesem Jahr 33 erreicht das ungeschlachte Jahrhundert die plenitudo aetatis Christi; möchte es Christum wieder bald erreichen! Der Herr bewahre Sie in aller geistig-leiblichen Wohlfahrt nach oben und unten, nach außen und innen. Ew. Wohlgeboren ꝛc. J. E. Veith."

Hier schließt derjenige Theil der Erinnerungen, welcher, zu Ringseis' Lebzeiten in den historisch-politischen Blättern erschienen, ihn selbstredend eingeführt. — Siehe Vorwort im I. Band.

---

[1]) Görres war es, der die Verleihung des Diploms vermittelt hatte.
A. d. R. d. hist.-pol. Bl.

Beilagen.





Was im ersten Band bezüglich der Beilagen gesagt ist, gilt auch hier:

daß nicht jede Beilage sich auf eine bestimmte Stelle des Textes bezieht;

daß die Briefstellen zum Theil aus Konzepten und unabgesendet gebliebenen Briefen herrühren.

Zum achten Kapitel.

Beilage 1.

Aus einem Brief der Mutter Ringseis an ihren Sohn.

(Das Nachfolgende bezieht sich auf ein kleines Abenteuer, das Ringseis begegnet, indem das Schloß an seiner Zimmer-Thür unversehens vorgefallen war, als eben eine sehr schöne Burgpflegerstochter, die von ihrem Vater eine Botschaft an ihn zu entrichten gehabt, sich wieder entfernen wollte; Beide vermochten nicht zu öffnen. Das Mädchen war in tödtlicher Verlegenheit und R. nicht minder; wie Abhülfe geschafft worden, erinnern wir uns nicht.)

. . . . „Lieber Nepomuk, ich bette täglich und stündtlich vor dich, daß der Herr mit seiner Gnad nicht weicht von dir; denn ohne dessen (Hülf) wir nichts Guettes ausführen können. Auch habe ich über Jenes, waß du allhier erzählt hast, schon öfters nachgedacht: daß nämlich ein so schönes Frauenzimmer in dein Zimmer gekommen, und bei ihrem Rückgang alle Thüren verschloßen waren. Dieses ist gewiß von einem bössen Menschen oder wohl gar vom bössen Feind selbst geschehen, umb dich in Versuechung zu führen. Du wirst mir disses nicht verargen, wann ich dir sage, du möchst dich (auch) in Zukunfft bey solchem Besuech ritterlich zeigen. Bei jedermann stehst du als ein wackerer Christ in Ansehen. (Hab Acht,) umb nicht das Gegentheil in dein Herz einschleiche.“

Beilage 2.

Stellen aus R.'s Briefen an den Kronprinzen, meist undatirt, darum hier nur nach Vermuthung geordnet; sieh allg. Vorbemerkung zu den Beilagen.

a) 1818. „E. K. Hoheit waren in den letzten Tagen vor Ihrer Abreise von München so beschäftigt, daß ich nicht mehr Gelegenheit fand, Ihnen meinen unterthänigsten gerührtesten Dank zu Füßen zu legen für alles mir erwiesene höchste Zutrauen und für alle mir durch die italienische Reise geschehenen unvergeßlichen Wohlthaten.

Durch die gnädigste Verwendung von E. K. H. zum zweiten Kreismedizinalrath befördert, erhalte ich eine neue Aufforderung, Ihnen unterthänigst zu danken und ich thue es mit der lebhaftesten Rührung und mit dem innigsten Gebete zu Gott für das allseitige dauernde Wohl E. K. H. und des gesammten königl. Hauses und dadurch des ganzen bair. Vaterlandes, das in Zukunft innerlich groß werden möge und wird, wie ich hoffe.

Kilian hat mich in einem Briefe gebeten, E. K. H. zu berichten, daß er sich die Freiheit genommen, Ihnen durch Rudorfer eine Kiste mit vulkanischen Produkten von Lipari zuzusenden.

Vom Schicksal meines nach W(eimar?) geschickten Aufsatzes habe ich noch nichts erfahren."

b) . . . „Gestern bekam ich einen Brief von einem Palermitaner: Ich soll E. K. H. bitten, an den Minister Tommasi zu schreiben, daß dieser des Bittstellers Vater zum giudice della giustizia mache!!!"

c) B. 6. Okt. 1818. „Dr. Mattheis hat mir geschrieben, daß der Knabe von Cisterna, der durch die Verwendung E. K. H. in's Spital von Rom ist aufgenommen worden, so weit gebessert ist, daß man den Beinfraß für geheilt halten kann.

Ich habe neuerdings in den Zeitschwingen einen Aufsatz einrücken lassen . . ., worin ich den Auftritt in Monte allegro beschreibe. Da dieser Aufsatz nicht besonders abgedruckt wird" ꝛc. . . .[1])

---

[1]) Anm. der Schreiberin. Hieraus schließen wir, daß der andere Aufsatz (über den Kronprinzen in Rom) auch in eigenen Abdrücken erschien.

d) 1819 . . . „Da gegenwärtig so viele wackere Menschen sich um J . . . . a verwenden; da E. K. H. schon soviel für sie gethan haben und nichts halb zu thun gewöhnt sind: so vereinige ich meine Bitte mit den Bitten aller jener Menschen, das angefangene, Gott und allen Engeln erfreuliche Werk, die Rettung einer Seele zu vollenden. Euere Königliche Hoheit arbeiten soviel für eine ferne Zukunft; aber unvergänglicher, als alle großen irdischen Denkmäler, wahrhaft ein Werk für die Ewigkeit ist die Errettung eines verlornen Menschen.

Gott mit allen seinen geistlichen und leiblichen Segnungen sey mit E. K. H. und Ihrem K. Hause."

e) 1819. . . . „Zwei Tage nach der Abreise Eurer Kön. Hoheit erhielt Cornelius in meiner Gegenwart durch die hiesige preussische Gesandtschaft Abschrift eines, vom preussischen Minister von Altenstein an Herrn von Zastrow gerichteten Schreibens, worin dieser ersucht wird,

„„unter der Bedingung, daß Cornelius die Arbeit für E. K. H. aufgebe,""

1. die von E. K. Hoh. an Cornelius schon ausbezahlte Summe aus der Gesandtschaftskasse zu vergüten,

2. dem Cornelius zu eröffnen,

a) daß er zum Direktor der Akademie in D. mit 1800 pr. Thalern ernannt,

b) daß ihm auf der Stelle eine große Arbeit im neuen Theater zu Berlin aufgetragen und diese besonders bezahlt werde,

c) daß ihm für seine Reise nach B. (500?) röm. Scudi aus der Gesandtschaftskasse ausbezahlt werden sollen.

Gleichfalls ward ihm von der Polizei beiliegender Brief von Niebuhr zugestellt.

Cornelius hat aber in meiner Gegenwart auf würdevolle Weise diesen Antrag abgelehnt mit der Aeußerung, Ehre und Gewissen erlaubten ihm nicht, den mit E. Kön. Hoh. eingegangenen Vertrag zu brechen, er fühle sich nicht bloß durch sein Wort, sondern durch das höchst gnädige und liebevolle Benehmen E. K. H. verpflichtet, hier das begonnene Werk zu vollenden; wenn Pr. nach Vollendung dieser Arbeit

seine Kräfte benützen wolle, so sey er bereit, ihm zu dienen; dasselbe schrieb er auch an Min. v. Altenstein. Es ist merkwürdig, daß Cornelius die beyden Briefe erst bekommen hat, nachdem die Sache mit Eurer Königlichen Hoheit ganz im Reinen war; denn die beyden Briefe waren schon vorher hier, und gelangten deßwegen nicht an C., weil seine Anwesenheit der Polizei erst am siebenten Tage nach seiner Ankunft bekannt wurde, indem beim Hereinfahren F. sagte, sie seyen von hier und also die Namen nicht angab.

. . . . Es befindet sich gegenwärtig ein guter Freund von mir hier, Prof. B. aus M., der sich sehr viel mit Politik beschäftigt und das ganze Jahr in Wien gelebt und mit sehr vielen Diplomaten, namentlich Pilat, Gentz, Schlegel und . . . in häufiger Berührung gelebt hat. Dieser versichert, er wisse es, das Wiener Kabinet ziehe sich auf der Stelle zurück, sobald B. (Bayern) die Zähne weise." —

f) 1819. „Die Arbeit von Cornelius schreitet rasch vorwärts, ob er gleich seit 8 Tagen . . . leidend . . . wenig arbeiten konnte. E. K. H. werden bei Ihrer Ankunft den Karton für einen zweiten (Zwickel?) ohne Zweifel vollendet finden. Von Ihren Majestäten, dem König und der Königin, welche den Karton in der Glyptothek gesehen, wurde er mit ganz besonderer Auszeichnung aufge(-nommen?) Graf Carl (Seinsheim?) schien entzückt darüber, so alle Künstler von hier, die ich sprechen hörte. In Allen, welche die Arbeit sahen, entstund auf der Stelle der Wunsch, daß ein solcher Künstler dem bayrischen Vaterland gänzlich gewonnen würde. Ich wünsche dies nicht bloß von ganzem Herzen als sein Freund, sondern, Gott sey mein Zeuge, noch viel mehr aus Liebe zum Vaterland, überzeugt, daß sein Hierweilen und Wirken viel zur Erregung eines höheren Kunstlebens und somit zum (Glanze?) des ganzen Vaterlandes beytragen werde, denn es muß Bayern Vorgänger werden einer kommenden Zeit in aller Beziehung. Ich kann es nicht glauben oder es ist doch wenigstens ungewiß, daß ein anderer großer Künstler so schnell das (zudrängende Vertrauen?) erringen werde, das Cornelius jetzt schon gewonnen hat; denn die ganze hier lebende Kunstwelt versammelt sich schon um ihn; dies trägt und belebt ihn und er wird alles schneller vollenden, nicht nur weil er von Vielen in der Ausführung unterstützt, sondern weil sein Enthusiasmus beständig genährt wird. Ich kann davon Zeugniß geben, weil ich das tägliche Zuströmen der Künstler zu Cornelius sehe. Aber Preussen wird wohl nicht säumen, sich des Cornelius zu versichern.

Der östr. Beobachter sucht den Bayern die Beschlüsse v. C. recht lieblich und annehmlich zu zeigen. Wir haben in diesem Zeitpunkt von Oestreich und Preussen nichts zu fürchten. Die Pr. (. . . ?) kein Land, das seine Constitution vertheidigt; noch . . . . auch die Tiroler, die öst. Italiener, die östr. Polen, die Ungarn, wahrscheinlich auch nicht die Böhmen. . . ."

Natürlich ist hier die Rede von den Carlsbader-Beschlüssen. Obschon obiger Absatz theilweis unleserlich, bringen wir ihn, weil das Entzifferte genügt, um zu zeigen, daß R. sich mit dem Kronprinzen einig wußte in Verwerfung jener Beschlüsse.

g) Die Erklärung des . . . . B. im W. — . . . hat hier die tiefste Traurigkeit, bei Manchen Entsetzen erweckt. Unsere Verfassung, die Selbstständigkeit . . . . . von Bayern ist vernichtet . . . . Jeder fühlt, was Bayern in diesem Zeitpunkte für eine wichtige Rolle übernehmen könnte, wenn es mit Festigkeit erklärte, es wolle nie und nimmer von seiner Verfassung weichen; die Herzen von ganz Deutschland wären ihm beigefallen, und Bayern wäre durch die Kraft der öffentlichen Meinung mächtiger geworden als Oesterreich und Preussen, und diese Beiden hätten nimmer gewagt, mit so höhnisch diktatorischen Worten dem deutschen Volk in's Angesicht zu (trotzen?). Ich möchte blutige Thränen weinen, daß diese Gelegenheit für Bayern versäumt ist.

Gott mit all seinen Segnungen sei mit E. K. H. und Ihrem ganzen königlichen Hause und Er wolle Ihr Rath sein, wie jener Fehler wieder gut zu machen."

h) 1820? . . . „Cornelius malt seit etwa 14 Tagen wieder in der Glyptothek. Sein neuer Karton übertrifft nach meinem Gefühl alle vorigen:

In der linken Ecke des Bildes Amphion auf dem Delphin die Leyer rührend und alle Wesen der Wasserwelt bewegend; hinter ihm ein Triton, einen anderen abhaltend zu blasen, auf daß der schöne Gesang nicht gestört werde; in Mitte des Bildes Neptun und Amphitrite, ein Amor hält ihre Pferde; beide fühlen bei dem göttlichen Gesang inniger das Glück der Liebe; unter ihnen Nereiden und Tritonen" u. s. w.

Beilage 3.

Ringseis an Glieder der Familie v. Savigny; (undatirt, aber ohne Zweifel hieher gehörend.)

a) An Frau v. Savigny.

„Ich wollte, ich könnte es Ihnen ausdrücken, wie innig und aus der Tiefe der Seele heraus ich Sie grüße, alle zusammen.

Ich muß einen rechten Anlauf nehmen, das Nothwendigste stehen und liegen lassen und mit Gewalt zum Schreiben an Sie mich losreißen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wieviel ich zu thun habe, täglich und täglich, ohne Ausnahme, die laufenden Geschäfte von Morgens 6 Uhr, da ich in's (Spital?) eile, bis 12 Uhr, und dreimal, viermal wöchentlich bis eins, zwei Uhr; da bin ich nun in der Regel schon Mittags so zerschlagen, daß ich lieber schlafen als essen möchte; keinen Tag satt geruht, keine Nacht ausgeschlafen. Habe ich auch bisweilen am Abend einige freie Stunden, so bin ich so müd und unaufgelegt, als ich es nicht sein will, um Ihnen zu schreiben. Dann muß ich viel . . . . Kriminal-Akten, die keinen Aufschub leiden, größtentheils am Abend (abthun?).

Sehen Sie, verehrte gnädige Frau, das ist die Ursache eines so langen Stillschweigens. Sie meinen wohl, ich hätte Sie besonders vernachlässigt? Wie weit geirrt! Sie können noch von besonderem Glück sagen, Ihnen habe ich doch, will ich hoffen, vor drei oder längstens vier Monaten geschrieben — aber fragen Sie die Frankfurter, wie lang diese auf meine Briefe warten müssen, fragen Sie meine eigene Mutter, an welche ich seit fast Jahr und Tag immer nur meine zwei Schwestern schreiben lasse.

Die Geschenke, die Brieftasche, der Beutel 2c. haben mir wahrhaftig eine nicht zu beschreibende Freude gemacht; ich betrachte sie recht oft und jetzt liegen sie wieder vor mir. In der Brieftasche will ich nur die Briefe, die ich von Ihnen und Ihren Angehörigen bekomme, immerhin aufbewahren. Aber hiefür werde ich mich bei Frl. Bettina besonders bedanken.

Die gnädige Frau thut eine rechte Gewissensfrage an mich: Berichten soll ich, ob mein Herz sich noch nicht geregt und bewegt? Ja . . . schon öfter. Ich habe nicht nur mehrere Streif-, sondern wenigstens dreimal fast bis in die Mitte des Herzens treffende Wunden erhalten. Das letztemal in Rom durch die gegenwärtige Frau des Overbeck. Aber, Gottlob, nun bin ich ganz heil; nie wollt' es sich fügen, es war immer, wie wenn der Engel mit dem Flammenschwert dazwischen stünde und weil mich denn unser Herrgott immer so unsanft heimgeschickt — so will ich auch selbst weder Hand noch Fuß mehr rühren in Zukunft. Entweder ich heirathe nie oder er muß mir hindeuten und sagen: Siehe hier gebe ich dir ein Weib."[1] . . .

b) An Franz v. Savigny.

„Lieber alter Freund!

Ich grüße dich recht von Herzen und danke dir für deinen Brief. Du hast, hoffe ich, nichts dagegen, daß ich dich dutze; es hat mich etwas verdrossen, daß du mich nicht auch gedutzt, deinen vieljährigen Freund; in Zukunft hoff' ich es von dir. Es kann sein, daß ich bald nach Sp(anien?)[2] reise, dann schicke ich dir etwas Sp(anisches?) . . . Hr. N. hat mir gesagt, du sehest schon aus wie ein rechter Student. Grüße unseren gemeinschaftlichen Freund Otto.

Me amans a me amaris maximo amore. Fac ut mox litteras mittas

amico tuo sincerissimo
Nep. Ringseis."

c) An Carl v. Savigny.

„Mein lieber Freund Carl!

Dein Brief mit den festen großen Buchstaben, die kein Wind so leicht verwehet, hat mir eine recht große Freude gemacht, daß ich

---

[1] Entweder fällt das Körbchen, wovon im Text die Rede, noch vor die erste Italienreise, was R. oder aber die Schreiberin leicht verwechselt haben kann, oder er ist seinem Vorsatz, nicht Hand und Fuß zu rühren, bald untreu geworden.

[2] In anderen Briefen wiederholt R., immer mit derselben Kürzung, die Aeußerung, im Herbst werde er höchst wahrscheinlich mit dem Kronprinzen nach Sp. gehen, „da It. für ihn gesperrt" — (durch die neapolitanische Revolution? Sie gingen schließlich aber doch nach Italien).

es kaum sagen kann. Ich will ihn aufheben in der wunderschönen Brieftasche, welche mir deine liebe Schwester Bettina gearbeitet hat, und wenn ich einmal zu dir komme oder du zu mir, so will ich dir ihn wieder zeigen. Und nun behüt dich Gott, hab mich ferner so lieb, wie du mich gehabt hast, da ich noch bei dir in Berlin war. Immer und ewig Dein Freund Rgss."

Beilage 4.

Ringseis an eine befreundete Frau.

„München, den 12. Nov. 1819.

Liebe verehrteste Freundin!

Tausend Grüße aus Herzensgrund Ihnen und Ihrer ganzen Familie. Und verzeihen Sie mir, daß ich Ihren lieben Brief vom 15. Oktober so lange unbeantwortet gelassen . . . Herr X.[1]) und die Fräulein sind wohl und darüber Gott Lob und Dank — aber Sie . . . mein Gott, wie thut es mir weh, daß Sie soviel leiden und ich Ihnen so wenig helfen kann; aber wollen wir doch auch darüber Gott Lob und Dank sagen. Und Der, dem Sie danken um Ihrer Leiden willen, kann ja auch Ihre Krankheit heben, wenn irdische Aerzte es nicht mehr vermögen."

Zum neunten Kapitel.

Beilage 1.

Aus Ringseis' Reisetagebuch. (Siehe im Text, S. 45.)

(Nachfolgende Schilderung bietet sachlich vielleicht nichts Neues, scheint uns aber in der Zusammenfassung klar und charakteristisch. Auch die von R. daran geknüpfte Erwägung über Rom's geistiges Leben, wie er es damals beurtheilte, wollen wir nicht aus dem Zusammenhang reißen.)

„Nachdem die Freunde bewillkommt, gebührt dir der nächste Besuch, unsterblicher Dom von St. Peter! Denn St. Peter und Rom, und Rom und St. Peter sind unzertrennliche Dinge.

[1]) Der Gatte der Adressatin.

Und deine Herrlichkeit, Größe und Unermeßlichkeit nicht bloß des Umfanges, sondern vielmehr des Inhaltes nimmt man erst nach und nach in sich auf, wenn man dich wieder und wieder, wenn man dich 100mal in deinen einzelnen Theilen gesehen hat. Nämlich:

Den gewaltigen Platz, umschlossen von den 250 Säulen und Pilastern seiner dreifachen Bogengänge mit ihrem Dockengeländer[1]) und den 200 marmornen, 12 Fuß hohen Bildsäulen.

In seiner Mitte den aus Einem Stück ägyptischen Granits gehauenen Riesenobelisken, den Träger des Kreuzes; je rechts und links die in vielen und starken Strahlen 64 Fuß hoch treibenden Springbrunnen, ihre Wasser niedersendend in die granitenen kleineren und größeren Becken.

Dann wie eine Vorhalle des Himmels die große und prächtige Vorhalle der Kirche mit ihren gewaltigen erzenen Thoren, mit ihren hohen Gewölben, ihren Marmorsäulen und Reiterstatuen.

Endlich das Innere dieses irdischen Himmels; das riesige Mittelschiff mit seinem reich und mannigfaltig vergoldeten Gewölbe; das Kreuzschiff; die mit der Unterkirche 412 Fuß hohe Kuppel, nur um 10 Fuß niedriger als die größte ägypt. Pyramide (Einige halten sie für größer); die 10 kleineren Kuppeln mit ihren Laternen; die 10 Seitenkapellen, jede groß wie eine Kirche, — alle genannten Theile mit musivischer Malerei bekleidet; die Hunderte von großen Marmorsäulen aus je Einem Stück, von kolossalen marmornen und bronzenen Statuen, die Altarblätter aus Mosaik; die etliche und 20 großen Grabdenkmale, der mächtige Baldachin in der Mitte, wobei 186 Zentner Bronze und 20 Tausend Dukaten Vergoldung u. s. w.[2])

Es ist wahr, diese Kirche, deren Plan von verschiedenen Baumeistern mehrmal verändert worden, hat große Fehler, sie macht nicht beim ersten, zweiten, dritten Sehen den Eindruck wie bei wiederholtem

---

[1]) Docke = kurze, dicke Säule.

[2]) Während einer Epoche, wo Alles noch so wohlfeil war — von 1506 unter Julius II. bis zur Vollendung der Sakristei unter Pius VI., und in Rom, wo die kostbaren Materiale aus den alten Römertagen schon vorhanden waren, nämlich alle die schönen, aus drei Welttheilen zusammengetragenen ungeheuren Stücke des verschiedensten Porphyrs, Granits, Marmors u. s. w. — kostete das Ganze schon 150 Millionen Gulden; in Mitte Deutschlands würde es jetzt (1820) drei-, wo nicht sechsmal soviel kosten.

... aber man endet nie mit ihr, weil sie so unendlich reich in ihrer Zusammensetzung und doch auch gewaltig in ihrem Ganzen.

Und nun in den daranstoßenden Vatikan, diese herrliche Winterresidenz der Päpste mit ihren, wie man sagt, 11,000 Zimmern und Sälen, der schönste, größte und reichste Palast auf der Welt, von Raphaels Vetter Bramante erbaut, nicht von so großartigen Verhältnissen wie die Florentiner, aber das Werk, wie mir scheint, eines reicheren, phantastischeren Talentes. Uns zeigt sich der Hof mit seiner Einfassung von vier Säulengängen in ebenso vielen Säulenordnungen übereinander, die Decken von der göttlichen Hand Raphaels und seines Schülers Giov. da Udine gemalt, — man glaubt in einen Himmel zu blicken. Einem langen Gang, in dessen Wände lateinische und griechische Inschriften aus der Heiden- und Christenzeit eingemauert sind, folgt ein anderer mit Werken ägyptischer Kunst, dann in großen, hohen, mit Porphyr-, Granit- und Marmorsäulen herrlich gezierten Sälen, Hallen und Rotonden des edelsten Styls die zahllosen Werke römischer und griechischer Meister.

Wie lebendig tritt hier die alte Zeit vor unsere Augen, in ihren Bildern erscheinen und rufen uns die Geister fast aller alten griechischen und römischen Dichter, Philosophen, Redner, Feldherren, Staatsmänner und berühmten Frauen; die Reihe der Kaiser zieht an uns vorüber, der ganze Parnaß mit seinen Musen und der Olymp mit seinen Gottheiten; die antike Helden- und Göttergeschichte entwickelt sich vor uns in Darstellungen halberhobener Arbeit. Wir thun einen Blick in's alte Theater vermöge der Abbildungen von tragischen und komischen Schauspielern in Marmor und Mosaik, einen Blick in das Innere der alten Häuser durch die große Menge herrlicher Vasen, Wannen, Kandelaber u. s. w., ja bis in die Gräber durch die Grabesurnen und oft wunderbar gearbeiteten Sarkophage. Wir sehen, wie ihre Wagen beschaffen waren, und wie sie die Pferde anspannten, was für Spiele sie getrieben und welche Instrumente sie gespielt. Selbst die Bestien und Ungethüme der Meere und Wälder finden wir im Steine festgebannt. Fast kein Werk des griechischen Meißels (als solches beurkundet) ist mittelmäßig, geschweige schlecht, — häufig wohl sind es die Arbeiten aus römischer Hand.

Auffallend ist mir — und ich weiß nicht, ob das auch Andere bemerkt haben — daß von den großen bildenden Künstlern, die so Viele und Vieles verewigten, Keiner selber im Abbild gefunden wird, kein Maler, kein Bildhauer, kein Baumeister.

Aus den Räumen der Antiken führen der lange Saal, der von den Landkarten den Namen trägt, und eine Nebentreppe in die sixtinische Kapelle, welche wohl die Bezeichnung einer Kirche verdiente. Hier, wo mit kolossaler Großartigkeit ein ungeheurer Geist die Sibyllen und Propheten und das jüngste Gericht dargestellt hat, schleudert Christus, dem sogar seine Mutter und die Seligen zu seiner Rechten furchtsam und zitternd nahen, er schleudert — weniger ein Christus denn ein zürnender Jupiter — mit blitzend gewaltiger Hand die Verdammten als Titanen in den Abgrund. Schrecken ergreift uns und Keiner wage zu kritteln; sonst zermalmt ihn der Geist des himmelstürmenden Künstlergiganten, der, hieher gebannt, immer da weilet und furchtbar herabdroht aus den übergewaltigen Gestalten.

Wer noch voll Entsetzen zurückkehrt in die Säle, dem werden die aufrührerischen Geister des Gemüthes wieder versöhnt durch die himmliche Ruhe, Schönheit und Vollendung der Werke Sanzio's, — die Tapeten, die Stanzen und der Saal des Borgia. Die christliche Muse, die hl. Jungfrau, und die Chöre der Engel und Heiligen, umschwebten die Wiege des jungen Raphael, sie nährten und zogen ihn groß mit himmlischer Speise und geleiteten ihn, wenige Verirrungen des Jünglings ausgenommen, bis zu seinem frühzeitigen Ende.

Je öfter, je länger und aufmerksamer wir vor Raphaels Werken stehen, desto mehr werden wir zur Bewunderung hingerissen. Welche Grazie gäbe es, die er nicht ausgedrückt, welche malerische Tiefe, die er nicht ergründet, welche Höhe, die er nicht erreicht hätte?

Wie in den Sälen der Antiken die alte Welt, ihr Glauben und Handeln, so hier in der Sixtina, in den Zimmern der Tapeten, in den Stanzen die wichtigsten Begebenheiten der neuen, christlichen; dort Plastik, hier Malerei; dort vereint das Vollendetste, Schönste, was die alte, — hier vereint das Sinnigste, Geistigste und Erhabenste, was die neue Kunst hervorgebracht.

Noch enthält der Vatikan in einer Reihe von Zimmern einen gewaltigen Bücherschatz, worunter 30 Tausend Handschriften, also nochmal so viel als in München, sein sollen.

Ich kenne die Residenzen in Wien, Paris, München, Dresden, Berlin und Preßburg und ich nehme an, daß die übrigen Residenzen Europa's, Madrid, Lissabon, London, Petersburg u. s. w. miteinander beiläufig eben soviel Merkwürdiges und Schönes enthalten, als jene von mir gekannten. Allein wenn ich den Vatikan betrachte, seine Größe, die Schönheit, Pracht und Zahl seiner Säle, den ungeheuren Reichthum an Kunstwerken aller Art, den reichen Bücherschatz und die

tausend anderen merkwürdigen Dinge, so überzeuge ich mich, daß alle Paläste des übrigen Europa zusammen[1]) nicht so viel werth sind als der Vatikan allein.[2]) Und der Vatikan ist nur der eine, freilich der schönste Palast des Papstes in Rom, dann sind noch der Quirinal und der Lateran, wovon jeder den schönsten in Europa zu vergleichen. Und das alles ist doch nur ein Theil der Herrlichkeit des römischen Papstes! Denkt man hiebei nicht an das, was Schiller vom Papste in „Maria Stuart" sagt? —

Und nun das übrige Rom. — Ich habe vor drei Jahren nur mit der Betrachtung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des alten und neuen Rom mich beschäftiget, weil ein Zeitraum von drei Monaten kaum hinreichte, auch nur dieses Vorzüglichste zu besuchen. Erst während des gegenwärtigen Aufenthaltes habe ich die 400 hiesigen Kirchen, die Paläste in ihrem Innern und so viele andere Dinge besehen.

Wenn ich nun alles zusammenrechne: diese Kirchen mit ihren zahllosen köstlichen Säulen, ihrer unermeßlichen Menge von seltenem Marmor und anderen kostbaren Steinen in Wänden und Kapellen, mit ihren Tausenden herrlicher Grabdenkmale und Gemälde, diese vielen prächtigen, an Kunstwerken so reichen Paläste, die tausend und tausend Antiken aller Art, die unzähligen prachtvollen Brunnen, die Obelisken des Orients u. s. w. u. s. w., — wenn ich bedenke, daß dieser Reichthum nicht etwa auf Einbildung oder Uebereinkunft, sondern auf der inneren Tüchtigkeit der Sachen selber beruht, ja viel wahrhafter und wirklicher ist, als Gold und Silber, indem man mit allem Gold und Silber solchen Reichthum nicht willkürlich sich erkaufen kann: ja, so bin ich überzeugt, daß alle außeritalienischen Städte zusammengenommen nicht so reich sind an Kunstschätzen als Rom allein; (und dabei bringe ich gar nicht in Berechnung den erstaunlichen Reichthum, der noch in der Erde verscharrt liegt und wovon fast täglich neue Schätze an's Sonnenlicht kommen). Wenn ich ferner bedenke, daß die meisten Werke hier eine historische Bedeutung haben durch anschauliche Darstellung des zweimal weltherrschenden Roms in seinen vorzüglichsten Thaten, Lebensmomenten, Gesinnungen, Kunstzeitaltern u. s. w. und nicht bloß Roms, sondern zum Theil auch aller Völker der alten und neuen Welt; wenn ich erwäge, daß noch jetzt Menschen aus allen Ländern Europa's, ja des ganzen Erdkreises, beständig hier vereinigt leben, daß alle Sprachen hier gelehrt und

[1]) Des nichtitalienischen? — Anm. der Schreib.
[2]) Ein ähnliches Urtheil fällte Niebuhr.

gelernt werden, daß Rom als der Mittelpunkt der in allen Welttheilen zerstreuten katholischen Christenheit mit allen Welttheilen in beständiger vielseitiger Verbindung ist, — so muß ich bekennen, Rom war, ist und wird noch lange bleiben: die merkwürdigste Stadt in der Welt."

Auf Seite 200 des I. Bds. verweist R. auf eine Bemerkung, die er seinerzeit über Rom zu machen habe; diese ward aber vergessen zu bringen. Im Wesentlichen dürfte ihr Inhalt folgender sein:

Wenn die äußere Herrlichkeit schon des alten Roms unter Anderem mitberuhte auf der intellektuellen Größe der Griechen, Egypter und anderer, Rom unterworfener Völker, wie vielmehr jene des christlichen Rom in seiner irdischen Erscheinung auf der Wechselwirkung mit dem katholischen Erdkreis, nicht am wenigsten mit dem Geiste des seinerzeit weltbeherrschenden Germanenthums! Was diese Wechselwirkung bedeute, das beurkundet unter Anderem sich in jenem Niedergang, welchen Rom nach verschiedenen Richtungen seit zwei bis drei Jahrhunderten erfahren hat. Es konnten nicht eine Hälfte von Deutsch- und Niederland, ganz England und Schottland, ganz Skandinavien u. s. w., also ein gewaltiges Stück des gebildeten Europa von der Kirche abfallen, ohne daß Rom sammt Italien (und in Wechselwirkung mit ihnen die übrige katholische Welt) den Schaden empfänden. Wenn also der Römer mit stolzer Freude sich als Bürger der ewigen Stadt empfindet, — wir Alle nennen sie unser, nicht bloß dem Besitze, sondern vielfältig auch der Hervorbringung nach, — sie, so empfangend wie gebend in Saft- und Kraftumlauf die Herzkammer der katholischen Welt. Es hüte sich der Römer, im Kitzel eitler Selbstgefälligkeit das oft überspannte Selbstgefühl anderer Nationen und deren vielleicht nur schlummernde Eifersucht auf das Vorrecht Rom's zu reizen, — aber auch wir sollen uns hüten, durch thörichte Eifersucht gleichsam selber zu verzichten auf den

Ruhmesantheil, der an der Herrlichkeit der Apostelfürsten=Stadt uns zukommt!

Diese Erwägung aber war es nicht, die Ringseis dazumal an seine Schilderung knüpfte; sondern, vergessend, daß es noch nicht so gar lange her war, seit Deutschland aus einer mehr denn säkularen Epoche tiefen Verfalles sich aufgerafft — und auch dies nur theil= und bedingterweise, — fuhr er zu folgender Klage fort:

„Und dennoch, und dennoch, wieder vergleichend, was Rom in alter und neuer Zeit gewesen, und was es ist, wer muß nicht ausrufen: Rom ist gewesen. Oder wäre etwa die Lebensfülle des heutigen Roms zu vergleichen der Fülle im Mittelalter, oder dem Leben in der ersten christlichen Zeit, oder, in anderer Hinsicht, dem alten heidnischen Rom? Regen sich die Geister der alten römischen Heldenchristen, ihr Muth, ihre Liebe, ihre Einigkeit? Treibt der üppige Baum des Mittelalters noch so frische lebendige Blüthen und Früchte in allen Zweigen der Kunst? Zeigt sich die Stärke der Lebensäußerung angemessen dem ungeheueren, unendlich mannigfaltigen Gliederbau dieses noch immer gewaltigen Körpers? — Ach nein, die Geister sind fortgezogen, wie viele Lebensadern sind verknöchert, wie manche Glieder gelähmt!"

Wir fügen hier bei, was R. in verschiedener Wendung zu verschiedenen Malen geäußert hat:

„Wenn zu jener Zeit die Klagen des trefflichen und doch in Vielem daneben treffenden Niebuhr, oder wenn allerhand römischer und antirömischer Klatsch über römische Zustände mir Kummer erregten, so suchte ich mich zu trösten mit der Erzählung des Boccaz von dem zu Rom bekehrten Juden, den man gefragt, wie er Angesichts so vielen Aergernisses zum Glauben habe kommen können. „Gerade wegen dem Aergerniß," erwiderte er; „das muß eine von Gott Selber getragene Anstalt sein, die so vielem Aergernisse nicht erliegt." Aber trotz des Tiefsinnes, mit welchem diese Anekdote die Unabhängigkeit gewisser göttlicher Wirkungen von der menschlichen Freiheit andeutet, liegt doch in ihr ein arg übertreibender Schalk, be=

sonders in Anwendung auf unsere Zeit. Wüßte ich zu Gunsten des heutigen Rom's nichts Anderes anzuführen als die ausgezeichneten Päpste, die ich erlebt, Pius VI., unter dem ich geboren bin, Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI., Pius IX.,[1]) — welch ein Zeugniß geben diese Oberhäupter der Kirche auch dem engeren Kreise, dem sie entstammen und dem sie ihre Wahl verdanken!"

Folgende Stelle aus einem Briefe R.'s würde er auch später noch unterschrieben haben:

„Ein Hauptunglück für ganz Italien ist, daß es nirgends einen Bauernstand hat, aus dem sich die übrigen Stände wieder auffrischen könnten; hier gibt es nur Pächter (Stifter). Was ist ein deutscher freier Bauer, der fest und stolz auf eigenem Grund und Boden steht, für ein Herr gegen so einen unterthänigen, heimathlosen Pächtling? Wenn man auch in Deutschland die herrlichen, großartigen Städte Italiens vermißt, so wird man wieder entschädigt, so wird einem das Herz erquickt und erfrischt durch den Anblick unserer freundlichen, reinlichen, wohlgebauten und wohlhabenden Dörfer, die alle Berge und Thäler bedecken und schmücken."

Zum zehnten Kapitel.

Beilage 1.

Im Text, S. 92 ist die Rede von der Huldigung eines mit R. befreundeten Arztes für Friederike v. Hartmann. Eine schlimmer als schiefe Darstellung der kleinen Herzensgeschichte, die wir in einer Biographie des Betreffenden gefunden haben, drängt uns zu Ergänzung und Berichtigung; machen wir dieselbe etwas ausführlicher als der Fall erheischte, so geschieht es, weil in Friederikens Briefen die klare besonnene Weise des 23jährigen Mädchens sich bezeichnend ausspricht.

Der Eindruck bei der Begegnung des interessanten jungen Frankfurters mit Friederike (im Jahr 1812) war ein gegen-

[1]) In der Folge hat R. auch noch die Thronbesteigung Leo's XIII. erlebt.

seitiger gewesen. Obwohl der Jüngling, welcher wohl noch gar nicht in der Lage war, über sein Schicksal zu entscheiden, nach lebhafter Bezeigung seiner Gefühle und im Eindruck, daß dieselben erwidert seien — laut eigener Aufzeichnung in seinem Tagbuch — beim Abschied ihr gesagt hatte: „Vergessen Sie mich,“ — so fand Friederike, wenn überhaupt sie dies sein „letztes Wort“ vernommen und begriffen, das Vergessen sehr schwer und hat über P.'s gänzliches Verstummen manch bittere Thräne geweint. Unseres Wissens erfuhr sie nie, daß alsbald nach seinem Abgang von Salzburg eine böse Zunge, über deren Motive und etwaigen guten Glauben wir kein Urtheil fällen, das klare Bild Friederikens in des Jünglings Seele zwar nicht ausgetilgt, aber peinlich getrübt hatte. Immerhin besaß die damals Zwanzigjährige schon Welterfahrung genug, um durch P.'s Verstummen auf solche Befürchtung zu gerathen, scheint aber bezüglich der Person des übel Nachredenden auf falscher Fährte gewesen zu sein.

Drei Jahre waren vergangen; Friederike hatte einem Mann, von welchem sie glaubte Gutes halten zu dürfen, Aussicht auf ihre Hand gegeben, wenn seine unsichere Lage sich würde gefestiget haben; siehe, da tauchte unerwartet der so schwer, vielleicht nicht Verschmerzte vor ihr empor. Ihrem Bruder Fritz, welcher fernlebend zwar in wichtigen Fällen als brüderlicher Rathgeber sich erwiesen hatte, von jenem nicht zur brennenden Frage gewordenen Herzensfall v. J. 1812 aber offenbar nichts wußte, erzählt Fr. in einem Brief aus Salzburg vom 4. August 1815 nur Folgendes:

... „Unter den eben erwähnten Besuchen von alten Bekannten war auch ein Doktor aus Frankfurt, Namens C... P........ Er war vor drei Jahren einmal hier und durch d'O. in mehreren und auch unserm Haus aufgeführt. Die Mama entdeckte damals, daß er der Sohn eines alten Freundes von ihr ist, von dem sie seit 40 Jahren nichts mehr gehört hatte, seit der Zeit nämlich, als er aus des Großvaters Köpff Komtoir, auf welchem er die Handlung

erlernte, fortkam, — sie war über diese Entdeckung sehr erfreut; denke dir aber ihr Vergnügen, als (nun) am 20. Juli Vater und Sohn P. bey uns eintraten, es war wirklich rührend, die alten Leute zu sehen und zu hören. Unsere Reisenden kamen von London, der alte P. ging von hier aus nach Wien, wo er seit einigen Jahren etablirt ist, und der junge nach München, wo er bis zum Herbst bleiben will, und von dort nach Frankfurt gehen wird, da er als Arzt seine Laufbahn beginnt. Du bist, lieber Fritz, wenn er einmal nach Würzburg kömmt, vor einem Besuch von ihm nicht sicher, wenigstens versprach er's, und ich hoffe, du wirst mir seine Bekanntschaft danken, es ist wirklich ein höchst gebildeter, edler Mensch." —

Nicht so ruhig klingt freilich die Tonweise in dem Brief, welchen Friederike unmittelbar nach der ersten Wiederbegegnung an Schwester Therese schreibt. Wir wollen hier bemerken, daß jener Zeitpunkt noch nicht eingetreten war, von welchem Ringseis im Texte sagt, durch den Verkehr mit dem (1816) nach Salzburg versetzten Bruder sei in Friederike wärmeres religiöses Leben geweckt worden.

„Am 21. Juli Morgens 3 Uhr.

Ich kann nicht schlafen; wirst du hören, wie mein Geschick wieder mit mir spielt, so kostet es vielleicht auch dir ein paar schlaflose Stunden. — Ich saß gestern um 10 Uhr Früh mit meiner Arbeit am Fenster, — ein Blick auf die Brücke ließ mich Aehnlichkeit zwischen einem Vorbeigehenden und C. P. finden — wenige Augenblicke später hörte ich die Mama Jemanden bewillkommnen — und ehe ich noch die Thüre erreicht hatte, stand P. vor mir. Unter fühlbarem Erröthen und Erblassen hörte ich erzählen, daß er über Wien von London komme und nach Frankfurt reise, und daß sein Vater ihn bis hieher begleitete. Nachmittags kam dieser, ein sehr liebenswürdiger Mann, — diesen Morgen reist er von hier nach Wien zurück. Der junge P. bleibt einige Zeit hier, er ist hübscher und interessanter als je — einzelne Worte verriethen, daß er nicht bloß der schönen Natur wegen über hier reiste — mit Feuer erinnert er sich jener ersten Tage seines Hierseyns — und schon in London, sagte er mir, habe er den Entschluß gefaßt, Salzburg zu sehen.

Der Vater schien mich mit Interesse zu beobachten und richtet sehr oft das Wort an mich, obgleich er mit Mama viel von den alten Zeiten zu reden hatte. Ich mußte meiner Zeichnungsstunde halber

mich nach (Kurzem) beurlauben, er nahm meine Hand, küßte sie und drückte sie so herzlich, daß ich vermuthe, ihm gefallen zu haben. —

Sage mir, liebe Therese, bin ich nicht prädestinirt, Unruhe zu haben und Unruhe zu machen? Wenn nun P. ernstliche Absichten hegte, — . . . P. ist und bleibt das vollkommenste männliche Wesen, das ich kenne . . . . Mein Geschick bleibt sich gleich; immer, immer folgt auf die gewisse Stille — Sturm."

Zur Nachschrift heißt es:

„P. . . gab mir sein Ehrenwort, daß d'O. nie ein Wort gegen mich gesprochen habe."

Nein, d'O. hatte es nicht gethan, aber ein Anderer.

Der Sturm ging, wenn auch nicht ohne Herzweh, so doch gelinder an ihr vorüber als sie gefürchtet hatte; das ersehen wir aus folgendem Brief. Das Urtheil betreffend, das sie darin über P. gefällt, so fehlte ihr wohl der richtige Maßstab, wennschon es sein kann, daß seine Anschauung wirklich einiges krankhaft Ueberspannte an sich trug, was sie mit ihrem hervorragend gesunden Gefühl und klaren Verstand erkannte; vermuthlich aber hat P. in der heiklen Lage, in die er sich versetzt gefunden, das religiöse Moment auch einseitiger betont als unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre.

„Am 24. Juli 1815.

Wie ich mir denken kann, wirst du, liebe Therese, sehr neugierig sein, was sich seit meinem letzten Brief alles ereignet hat. Ich will dir kurz das Wesentliche sagen, mündlich einst viel genauer; P., der edle liebenswürdige P. ist für unsere Welt verloren! — Aus dem fröhlichen, guten, lebenslustigen Jüngling ist ein Glied jenes mystischen (Volkes) geworden, die, den Blick nur immer aufwärts gerichtet sich über alles Irdische erheben wollend, ihre eigentliche Bestimmung übersehen und ihr und Anderer Glück muthwillig vernachlässigen. — Wenn du P. sprechen hörtest — so würdest du dich unter die Personen des Romans „Die Gestalt auf dem Grabmal" versetzt glauben, — nichts als inneres Leben, nichts als Bestimmung — nichts als rapport mit Geistern und endlich noch Magnetismus.

Seine Reisen, sein Wirken als Arzt und Mensch in den drei Jahren als wir uns nicht mehr sahen, hält er für nichts, nur sein inneres Leben — das sei höchst interessant gewesen, sagt er. Frei

von Leidenschaften zu werden ist sein Plan, und schon habe er es weit gebracht, versicherte er mir, — einen kleinen Rückfall verursachte zwar meine Nähe, — allein in der That hat seine Schwärmerei bei der übrigen Festigkeit seines Charakters mehr Gefahr als bei den anderen jungen Leuten dieser Sekte. Wir besprachen uns ganz aufrichtig über die Vergangenheit und Gegenwart; als er hörte, daß sein Dagewesensein mir vor zwei[1]) Jahren von unangenehmen Folgen war, fragte er mich, ob es sein jetziges Kommen (in Hinsicht auf das Geschwätz der Leute) auch sein könne? — Ich sagte ihm ja. Sogleich entschloß er sich, des andern Morgens abzureisen. — Gestern Früh ging er zu Fuß über Reichenhall u. s. w. nach München. Du kannst nicht glauben, wie liebenswürdig er selbst in seinem Wahne ist, — und wie er außerdem alles so richtig und wahr beurtheilt, nur seine Bestimmung, nur was Zukunft und Religion betrifft, da konnte ich ihm gar nicht folgen, so mystisch und vorgeeilt sind seine Ideen. Er will, so viel ich merke, nie heirathen; mich versichert er sehr lieb zu haben, — aber weit entfernt, von seinen höheren Plänen, die ich eigentlich gar nicht kenne, sich abbringen zu lassen, — wünscht er nur immer mich glücklich zu sehen . . . . . Alle seine Gedanken gehen über die Erde hinaus, — auf der er zwar nach Kräften Gutes wirken will, und als praktischer Arzt schon wirklich wirkt. — Vom Magnetismus sprach er mit hohem Ernst, — sagte, daß diese Wissenschaft, die so alt als die Geschichte ist — nie hätte unter den Pöbel der Aerzte kommen sollen, — daß diese nicht wüßten, was sie thäten, wenn sie die Menschen aus ihrer Sphäre in jene Räume der Geisterwelt führten. — So viel ich mir zusammenreimen kann, muß er sich magnetisiren haben lassen — und daraus seinen Lebensplan gesponnen haben. Ich machte ihn aufmerksam, wie es einer Freundin gebührt, sich keinen Schwärmereien hinzugeben und darüber seine Bestimmung und sein Glück zu vergessen. — Er schrieb mir das vorigemal nicht, weil er gesehen, daß er wahren Eindruck gemacht hatte und er nicht diese Neigung nähren wollte, — jetzt aber wird er mir schreiben —[2]) ich bin höchst neugierig — zweifle aber, ob ich seine Briefe verstehen werde, denn schon seine Reden waren mir spanische Dörfer, was ich ihm auch sagte, — er lächelte, nahm mich bei der Hand und nannte mich seine liebe gute Friederike — und schwieg.

---

[1]) Soll heißen drei.

[2]) Wir wissen nicht, ob es wirklich geschehen ist.

Am letzten Abend seines Hierseyns war großes Concert. — Es machte mir Spaß, meinen überirdischen Freund hie und da noch einmal den Blick auf ganz irdische Dinge heften zu sehen. — (Zum Namenstag hatte ich von der Sch. eine ganz magnifique rosenfarbige Nelkenguirlande bekommen . . . die nahm ich auf den Kopf . . .) P. hielt sich, um alles Aufsehen zu vermeiden, ganz von mir entfernt, — nur als Alles fort war — und wir unseren Wagen erwarteten, bot er Frau v. S. und mir den Arm — leise fragte er mich, ob ich mit seinem Betragen zufrieden sey, — als ich es bejahte, drückte er meine Hand auf sein Herz und eilte fort."

Eigenthümlichen Eindruck macht es, wenn es dann heißt:

„Gestern abermals eine Ueberraschung — um 10 klopft es — und X. tritt herein. — Er ist in München angestellt als Accessist."

Denn der hier Besprochene ist kein Anderer, als der drei Jahre zuvor P. an Friederiken irregemacht. Sie scheint es niemals geahnt zu haben. Der Brief fährt weiter:

„Die gute G., die sich schon weiß Gott was (für Hoffnungen) von der Ankunft P.'s gemacht,[1]) beweinte gestern seine unglückliche Stimmung. Ich bin ruhig, P. ist doch immer zu hoch für mich, ich kann ihn bewundern, lieben sogar — aber ich muß zufrieden seyn, daß ein Mann, wie er, sich so lang für mich interessirt, und selbst während er sein Ziel verfolgt, mich nicht aus den Augen läßt; er ist um meinetwillen hieher gekommen, das sagt er selbst, allein nicht um mir mehr zu werden als Freund. D'O. können sich P. nicht erklären, — doch haben sie bald auch entdeckt, daß der leidige Mysticismus in ihm steckt. — Ich wünsche für P.'s Genesung nichts sehnlicher als ein paar tüchtige reelle Sorgen, — eigentlich richtet ihn doch nur das Uebermaß von Glück, das er von jeher genoß, zu Grunde. Adieu, freue dich mit mir, daß ich heiter und ruhig bin. — Friederike."

Von einem edlen und gewissenhaften Mann wie P. ist nicht anzunehmen, daß er, blindlings dem Zug seiner Neigung folgend, nochmal eine Begegnung mit Friederike gesucht haben würde, ihre und seine Ruhe gefährdend, hätte er nicht ernstlich die Möglichkeit einer Heirath in Aussicht genommen. Nunmehr aber eine andere Verbindung für sie angebahnt findend, was sollte er thun? Mochte es Friederike gelungen sein oder nicht,

[1]) Für Friederike nämlich.

ihm zu verbergen, daß seine Nähe die alten Gefühle in ihr neu aufrege; immerdar war es geboten, ihr nur mehr von Freundschaft zu sprechen. Das mag Friederike, wenn sie auch im ersten Augenblick es nicht klar überschaute, mit der Zeit sich zurechtgelegt haben; denn nie hat sie mit dem mindesten Zeichen von Bitterkeit, vielmehr immer mit großem Antheil und voller Herzlichkeit von ihm gesprochen.

Von dieser zweiten Begegnung mit Friederike im J. 1815 wird in P.'s Biographie nichts erwähnt.

Da jene andere für Friederike in Aussicht genommene Verbindung nicht zu Stand gekommen, bleibt es bei dem, was Ringseis im achten Kapitel bei verwandtem Anlaß gesagt hat: Sein Friedel war für ihn bestimmt und er für sein Friedel. Also sollte sie doch einem Arzte vermählt werden, — auch dieser ein „Mystiker", aber fest auf dem festen Boden der Kirche stehend, was immerhin auch in Sachen der Mystik einen großen Unterschied macht.

Gleich Friederike hat der um ein Jahr ältere P. im Februar des Jahres 1822 sich verlobt und bald darauf verheirathet, beglückend und beglückt oder doch befriedigt; daß er ohne Liebe sich vermählte, gestund er ein.

Beilage 2.

Aus Münchner-Briefen von Friederike v. Hartmann vor ihrer Verlobung.

Am 14. Nov. 1821.

a) „. . . Auf der Galerie empfange ich von allen Seiten unverdiente Gefälligkeiten; Dorner, Wagenbauer und Dillis sind so gütig, mir ihren Rath zu geben und Herr Dahmen, ein Düsseldorfer . . . hat sich mir zum Lehrer im Zeichnen auf Stein erboten . . ."

8. Dezember.

„Ich gehe regelmäßig täglich von 9 bis 2 Uhr in Dorner's Atelier; noch immer copire ich an dem Wasserfall von Dorner, es geht aber Gottlob so gut als ich nicht zu hoffen wagte und ich erhalte von allen Seiten alle mögliche Aufmunterung. Was ich dem guten Peter

Fendi auf Rechnung seiner Herzensgüte und seines warmen Blutes nicht zu glauben mich erkühnte, wird mir hier von ziemlich kalten ruhigen Leuten wiederholt, daher ich auch anfange, etwas mehr Muth zu bekommen und mit verdoppeltem Eifer fortfahre. Auch Heydegger, der mich so oft durch sein geflissentliches (Wesen?) muthlos machte, ist jetzt ganz anders gegen mich. Alle Dienstage besuche ich in Gesellschaft des Herrn Brulliot das Kupferstich-Kabinet . . ."

13. Dezember.

b) „ . . . Nach der Entscheidung [1]) werde ich meinen Plan für das folgende Jahr entwerfen, dessen drei erste Monate ich sicher noch hier sein werde. Den Frühling und Sommer gedenke ich in Salzburg — und zwar ganz auf dem Lande zuzubringen, um recht fleißig nach der Natur zu studiren. Den Winter — möchte ich in meinem lieben Wien sein, — doch: l'homme propose, Dieu dispose."

„ . . . Gegenwärtig lese ich ein Buch, das der liebe Ringseis [2]) mir brachte, es heißt: Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde von Schubert, das würde vorzüglich deinen guten Vater [3]) interessiren. Ringseis ist wirklich ein sehr merkwürdiger Mensch, ein tiefer Denker, von kräftigem Charakter, der seine Gesinnungen, die den Meisten [4]) ganz fremdartig sind, nie verläugnet und dennoch von Allen geliebt und geehrt ist . . . . Er ist scheinbar trocken und thut oft, als sähe er nicht; dennoch überhört er nichts und sein Blick dringt durch. Manchmal kömmt er Morgens, da spricht er nur was seines Amtes ist und geht wieder. Bei Tisch ist er sehr unterhaltend, sein herrliches Gedächtniß hilft ihm treulich, von seinem reichen Schatz des Wissens Anderen mitzutheilen, doch ist er nicht nur belehrend, sondern auch unterhaltend und lustig . . . (Heut speiste er zu Mittag da und) fing an, uns Geistergeschichten zu erzählen, die wir aber einstimmig uns für den Abend ausbaten, wo das Dunkel der Nacht die Schauer

---

[1]) Jener Angelegenheit nämlich, welche Friederike nach München geführt.

[2]) In Friederikens Salzburgerkreis war R.'s Name nicht unbekannt; besonders hatte die befreundete Familie v. Gäng, deren Arzt er in München gewesen, Vieles von ihm erzählt. Friederike selber hatte bei einem früheren Besuch in der Hauptstadt einst im Theater eine nachdrucksvolle Stimme in ihrer Nähe sich mit einem Nachbarn über ernstere Dinge unterhalten gehört, als an dieser Stelle üblich; „das ist der Dr. Ringseis," hatte ihre Begleiterin ihr zugeflüstert, und wofern wir nicht irren, wurden sie um jene Zeit auch persönlich, wennschon nur oberflächlich bekannt.

[3]) Friederikens Bruder.

[4]) In jenem Kreise.

vermehrt und die Erzählung mehr Interesse, der Erzähler mehr Glauben gewinnt."

c) „31. Dez. Du mein lieber, theurer Bruder vor Allen, höre aus der Ferne meinen schwesterlich innigen Glückwunsch zu deinem heutigen Geburtsfest! . . . Mit einem dir gleichgesinnten Manne — dem lieben Ringseis, werde ich diesen Abend auf dein Wohlergehen ein Glas Champagner leeren, vielleicht gedenkt auch Ihr Lieben der Entfernten und so sind wir denn doch zum Theil vereint." . . .

d) „Am 24. Jänner 1822. . . . . Jetzt muß ich geschwind ein Stündchen". (zum Briefschreiben) „zu erstehlen suchen, indem ich die Gesellschaft so lang verlasse, bis Herr Dr. Ringseis kömmt, der uns jetzt öfters Abends vorliest . . . ."

e) „Am 5. Jänner. . . . . Vorzüglich die Abende sind befriedigend; Theater, Lektüre und die Beschauung interessanter Kupferstiche, die uns Artaria und Ringseis verschaffen, nehmen vor dem Souper ein paar Stunden ein, das Nachtessen selbst ist besonders angenehm."

Beilage 3.

a) R.'s Werbebrief an Friederike v. Hartmann.[1])

„München, den 31. Jänner 1822.

Verehrtestes Fräulein!

Wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie innig lieb habe, so füge ich zu dem, was Sie schon aus anderen Zeichen wissen, nur das besiegelnde Wort hinzu.

Ihr gebildeter Verstand, Ihr für alles Schöne reges Gefühl, die Grazie Ihres ganzen Wesens haben mich so im Innersten getroffen, daß ich mich als Ihren Gefangenen bekenne.

Ich hatte noch nicht genug Gelegenheit, Ihre religiöse Denk- und Gefühlsweise in ihren wesentlichsten Beziehungen kennen zu lernen.

Diese ist mir allerdings das wichtigste bei jedem Menschen und ich könnte kaum mit Jemanden eine innige und dauernde Freundschaft schließen, der nicht innige Liebe und Anhänglichkeit hätte zu unserer geheiligten Religion. Aber ich glaube, daß Sie die Religion lieben, aus mehreren Ihrer Aeußerungen und Handlungen; glaube

1) Mögen sonst Briefe, welche das Innerste des Lebens berühren, der Oeffentlichkeit sich entziehen, so scheinen uns die obigen in der liebenswürdigen Klarheit und Einfachheit der Empfindung nichts zu enthalten, was ihre Wiedergabe unzart erscheinen ließe.

es desto lieber, weil ich es so heftig wünsche; um meinet- und Ihretwillen kaum etwas heftiger wünsche.

Sie sind jetzt der Mittelpunkt aller meiner Gedanken und Wünsche geworden; o könnte ich nur einige von den Gefühlen, welche zu Ihnen mich ziehen, bei Ihnen für mich voraussetzen: so würde ich Sie bitten, auch die Hand desjenigen, dessen Herz Sie schon regieren, anzunehmen, und durch die Treue und Grazie Ihrer Gesellschaft den ernsten Gang durch das Leben zu erheitern und zu schmücken.

Sie haben mich durch eigene Beobachtungen und durch Erzählungen Anderer kennen gelernt. Wenn ich auch strenge Sittlichkeit bei Anderen fordere: so mache ich diese ernste Forderung zuerst, und noch strenger an mich selber; diese Strenge ist aber, wie ich glaube, durch Liebe gemildert.

Ich habe, außer einigen hundert Gulden, kein Vermögen an baarem Gelde; meine Sammlungen aber von Büchern, Mineralien, Instrumenten, Kupferstichen xc. sind von nicht unbedeutendem Werthe. Mein jährliches Einkommen, das ohne die italienischen Reisen wohl das Doppelte betragen würde, beläuft sich auf 3500—4000 fl., ist somit hinreichend, eine Familie zu nähren.

Meine Mutter, die einzige Person, deren Ja und Segen zu meinem Entschlusse ich zu erbitten habe, wird mir ihren Segen nicht versagen.

Geliebteste Friederike, ich sage es Ihnen noch einmal: Ich habe Sie in der innersten Seele lieb, und ich sage Ihnen noch nicht, welche Opfer ich Ihnen zu bringen im Stande bin.

Wenn Sie meiner Liebe entgegen kommen, so geben Sie mir ja bald ein Zeichen. Wenn Sie es nicht: so erzeigen Sie mir die Freundschaft zu schweigen und diesen Brief zurückzuschicken.

Ihr Ringseis."

b) Friederikens Antwort.

„Lieber Ringseis!

Meiner Empfindung nach müßten Sie diese Nacht, wenn nicht in unangenehmer doch unruhiger Stimmung zubringen, wenn ich nicht heute noch Ihren lieben, lieben Brief wenigstens mit einigen Zeilen beantwortete.

Ich bin zu bewegt und kann Ihnen nichts sagen, als daß ich Sie, lieber redlicher Mann, von ganzer Seele liebe.

Prüfen Sie mich — und lernen Sie jede Falte meines Innern kennen, — ich bin mir zwar vieler Mängel bewußt, aber auch des

festen treuen Willens, mich des Glückes, Christin zu seyn, vollkommen würdig zu machen. Ich stand bisher allein — ein schwaches Rohr — seyen Sie edler, frommer Mann, von nun an mein Beschützer, Lehrer, Vorbild. Ich will voll unbeschränkten Vertrauens mich leiten lassen.

Gute Nacht, lieber guter Ringseis, ich werde nicht schlafen können und immer an Sie denken. Friederike."

Beilage 4.

Friederike v. Hartmann an Verwandte und Freunde nach ihrer Verlobung.

a) An ihren Bruder.

(München, 4. Febr. 1822.)

„Mein inniggeliebter Bruder! War in jüngstverflossener Zeit meine Feder die Verkünderin trauriger Ereignisse, und du derjenige, der meinen Schmerz so willig theilte, so sollst du, lieber Fritz, nun auch der Erste seyn, dem sie das schönste und entscheidendste Ereigniß meines Lebens verkündet. Die Hand Dessen, der am besten weiß, was uns frommt, hat mich durch Trübsal zum freudigsten Ziel gelangen lassen. — Ringseis, der edle treffliche Mann, den Ihr Lieben schon aus den Schilderungen Lorchens kennt, hat mir Herz und Hand geboten und mich, die ich ihn von ganzer Seele achte und liebe, unaussprechlich glücklich gemacht. — . . ."

b) An eine mütterliche Freundin.

(Datum wie oben.)

„. . . Schon seit ein paar Monaten näherte sich mir der in jeder Rücksicht schätzens- und liebenswerthe Medizinalrath Ringseis, allein sein Ernst und das Zurückhaltende seines Wesens ließen mich keineswegs die Tiefe und Wärme seiner Empfindung ahnen, bis endlich vor einigen Tagen sein Benehmen sich änderte und ein Brief, in welchem er mir Herz und Hand anbietet, mich vollends aufklärte. Ringseis ist fromm, edel, ausgezeichnet an Verstand und Bildung, verehrt von Allen, die ihn von Person oder dem Rufe nach kennen, — und gewiß auch von Allen, die in näherem Verkehre mit ihm stehen, innig geliebt. Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß das Zusammentreffen so vieler Vorzüglichkeit mir von jeher an ihm interessant war und daß ich mich jetzt unaussprechlich glücklich fühle und ihn von ganzem Herzen liebe." . . .

c) An Freunde.

„München, 11. Febr.

.... Ich getraute mir nicht, diesen ernsten, bis ins Trockne ernsten R.[1]) für verliebt zu halten, gleichwohl war sein Benehmen gegen mich so ganz anders als gegen die übrigen Frauenzimmer, daß ich mir auch nicht läugnen konnte, ich sei ihm mehr als die andern. R. spricht gut, sein Geist hat einen Schwung, der gar bald den meinen mit sich zog, und seine Phantasie ist von einer Jugendlichkeit und Wärme, die mich besonders ansprach. Was Wunder, wenn ich bei solchen Gaben sehr gern bei meinem Tischgesellschafter saß, und mich so an ihn gewöhnte, daß ich nach und nach glaubte, es müsse alle Abende so sein. Man fing an, mich von verschiedenen Seiten zu necken — allein ich konnte mit gutem Gewissen läugnen, denn in der That hatte R. mir noch keine Silbe gesagt, die auf irgend eine ernstliche Absicht oder auch nur auf bestimmte Neigung gedeutet hätte ... So stunden die Verhältnisse bis zum 31. Jänner, wo ... Ringseis sich mit uns in die Kobell'sche Loge setzte und viel, doch ohne alle Beziehung auf sich und mich sprach. Nur sehr selten verrieth mir sein Blick die Art seiner Empfindung. Tags darauf kam er Abends mit dem Bedeuten, er könne nur einen Augenblick verweilen, weil er bei Niethammer zu einem Hausball eingeladen sei. Ich übergab ihm die von Salzburg aus erhaltenen Alpenblumen, die andere Gesellschaft war im Nebenzimmer, da nahm er seinen Hut und, im Begriff zu gehen, übergab er mir einen Brief und empfahl sich eilig. Ich war auf den Inhalt so wenig vorbereitet, daß ich im ersten Augenblick dachte: Ach, gewiß etwas Unangenehmes! ging schnell auf unser Schlafzimmer und erbrach mit Herzklopfen das bekannte Siegel seines Ringes. — Wie freudig verschlang mein Blick die Worte, mit welchen der Brief anfing: „Wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie innig lieb habe, so füge ich zu dem, was Sie schon aus anderen Zeichen wissen, nur noch das besiegelnde Wort hinzu." Der ganze Brief athmete die herzlichste Neigung und war der treue Abdruck seiner schönen Seele. .... Ich war in der freudigsten Verwirrung und konnte es kaum glauben, daß der im Stillen gehegte — aber keineswegs auf Hoffnung gegründete Wunsch sich so plötzlich erfüllt habe .... Ich ließ ihn

[1]) Diese Trockenheit, scheinbar dem widersprechend, was Friederike von R.'s Schwung und Unterhaltungsgabe sagt, bezieht sich nur auf sein Benehmen im persönlichen täglichen Verkehr.

nicht lang auf Antwort warten und so sind wir denn auf einmal über die Grenzen des Alltagsbenehmens in's Gebiet der innigsten Vertrautheit gekommen, ohne fast selbst zu wissen wie. Täglich werden wir uns unentbehrlicher und wenn je zwei Seelen sich harmonisch begegneten, so sind es R. und ich, nur daß er an Geist und Herz in Allem, Allem unendlich viel höher steht als ich, so daß ich beinah mit einem ehrfurchtsvollen Schauer zu ihm aufblicke. Ich kann ihn nie genug hören, er ist der genialste Mann, den ich je gekannt, voll Gefühl für Religion, Vaterland und alles Gute und Schöne, voll Zartheit und Reinheit, voll Strenge gegen sich, voll Milde gegen Andere. Ach, ich scheine Euch eine Schwärmerin und doch bin ich es nicht, — gewiß nicht! Er ist dies alles nicht bloß in meinen Augen, er ist's in den Augen aller Edlen, die ihn kennen. Ich brauche zur Bekräftigung Euch nur die Namen seiner intimsten Freunde zu nennen, Sailer und Cornelius. — Aber ich muß mich wirklich fassen, daß mein Glück mich nicht stolz und seiner unwerth mache." —

d) 25. Febr. . . . „Was Anderen Zerstreuung seyn würde, ist mir jetzt oft Gelegenheit, mich zu sammeln, und ich sitze manchen Akt in der Loge des Theaters ohne zu wissen, was die guten Leute vor mir singen und sagen, denn ich bin froh, still sitzen und denken zu können. Ringseis und ich träumen uns oft mitten in diesem bunten Gewirr die Seligkeit unseres künftigen zurückgezogenen Lebens, aus welchem wir uns nur selten hinaus begeben werden.

. . . . Findet sich Eines von Euch Lieben in der Lage, ihm einen Stein oder eine Stufe zu verschaffen, so sei es im Voraus überzeugt, sich damit einen Stein in's Brett seiner Neigung zu setzen, denn wie wir Alle und die Besten und Weisesten ihr Steckenpferdchen reiten, so reitet mein lieber Ringseis sein steinernes mit einer Bravour, die es keinem der ältesten Kavalleristen nachgibt, doch auch hier hält die Vernunft die Zügel." —

e) An Verwandte und Freunde.

„München, 24. März 1822.

Meine Lieben!

Friederike Hartmann kann die Welt nicht verlassen ohne sich noch einmal bey Euch Lieben gemeldet zu haben und Euch anzuzeigen, daß sie sich am 28. März in der achten Stunde des Morgens in die Frau von Ringseis umzuwandeln gedenkt. Seyd denn im Geiste bey ihr und betet für sie!

Ihr lieben Lieben alle, empfanget meine Küsse und Grüße, meinen Dank für alles Freundliche und Gute, ... lebt wohl und seid in der ernsten entscheidenden Stunde mit segenvollen Gedanken bey

Euerer Friederike v. Hartmann."

Beilage 5.

Aus dem Antwortbrief von Frau Therese Wagner an ihre Schwester Friederike von Hartmann auf deren Verlobungs-Anzeige.[1])

... „Es war 1/2 4 Uhr Nachmittags, als Wagner mit einem Pack erbrochener Briefe in's Speisezimmer, wo ich arbeitete, eintrat und vorübereilend zu mir sagte: Heute gibt's was Neues; — das von meiner Seite mit einem ziemlich kalten „so" beantwortet wurde ... Schon stand er ein Weilchen vor Peterhofer und Settchen,[2]) die eben lernte, im Kabinet, als ein wiederholter Aufruf an mich erging und ich endlich langsamen Schritts mich einfand. — Wagner begann: Hier ist ein Brief von der Mama, hier einer von der Mina, — hier einer von der Luise, — und — hier von der Friederike, ja da wirst du dich wundern, — nimmer ließ er ihn aus den festen Fingern, sondern fing mit lauter Stimme zu lesen an. Ich hielt mich mäuschenstille. — Bis endlich die Setti ausrief: Ja warum weint denn die Mama? — Herr Peterhofer übernahm nun das Geschäft eines Kommentators und machte der Setti begreiflich, daß man auch vor Freuden weinen kann und daß die Fräulein Tante heirathen werde. — Heirathen, sagte die Setti ganz kleinlaut, o das freut mich gar nicht, denn da kömmt die Tante gewiß nicht zu uns.

Ich hatte während dieses Wechselgesprächs, zu dem sich auch Ritter Camillo[3]) gesellte und seinen Senf gab, Zeit, mich zu erholen und ... das inhaltsschwere Wort auszuhauchen: Also Braut, — und gewiß mit einem recht lieben, braven Manne, denn Friederike

---

[1]) Obschon hiemit aus dem Rahmen tretend, den wir uns für diese Beilagen gezogen, bringen wir obiges Bruchstück, weil daraus ein Licht fällt auf die Braut, mittelbar auch den Bräutigam. Wer die anschauliche Darstellung in diesem Brief beachtet, wird begreifen, wie Ringseis es nicht verschmerzen konnte, daß Friederike bei einem großen Autodafe von Briefen die höchst anziehenden Schilderungen Theresens von ihrem Hauswesen u. dgl. mitverbrannt hatte.

[2]) Settchen — ein Töchterchen Wagner, das später von Tante Friederike zur Erziehung übernommen worden, — Peterhofer ein Lehrer.

[3]) Ein Söhnchen.

nimmt mit nichts mittelmäßigem vorlieb und würde wohl eher den Muth haben, vereinzelt und selbstständig zu leben, als mit einem ihr unähnlichen Wesen das Ehestands-Joch zu tragen. Also freue dich, meine Seele! Herr Peterhofer, dein treuer Verehrer, accompagnirte mir lebhaft und Wagner blieb auch nicht zurück, seinen lebhaften Antheil zu äußern."

Beilage 6.

Bald nach der Heirath.

a) In der Schilderung ihres neuen Heims meint Friederike über Ringseis' „Heiligthum der Wissenschaft und Kunst," d. h. sein Studirzimmer, die Freunde würden

„mit leisem Schauer die schwärzliche Pforte eröffnen, ob nicht aus solcher Behausung eines Astrologen oder eines Zauberers der Vorzeit ein Unhold von Cerberus losfahre, ... aber — tretet ganz ruhig ein, es herrscht hier ein freundlich frommer, lieber Geist trotz der ernsten, fast finstern Außenseite."

Und nun beschreibt sie, wie das saalartige Gemach von oben bis unten mit Büchern und Mineralienstellen tapezirt sei, —

„ja wäre nur schon erfunden, daß man mit Magneten die Bücher am Plafond zu befestigen verstünde, die Decke dieses Zimmers wäre sicher so voll, daß kein Handbreit Raum bliebe. Basreliefs, Statuen, Büsten, Globen, Portefeuilles so groß, daß eine bescheidene ruhige Familie sich darauf zum Mahl versammeln könnte, Rollen mit Karten, Kassetten mit chirurgischen Instrumenten und ganze Schubladen voll Grausigkeiten [1]) stehen Euerer Neugierde zu Dienst, nur blickt nicht hinter den Ofen, denn da steht zu meinem nicht großen Vergnügen ein Skelet, mir zu Liebe zwar dicht umhüllt, aber nur um so gespenstischer — fast so schrecklich wie der von Babi fabrizirte Geist für's Puppentheater von Frankenburg."

b) Friederike an Freunde.

18. April 1822.

... „Daß zu Festen, die das Gemüth festlich stimmen, mehr als Geld gehört, — daß der üppigste Ueberfluß den Mangel dessen, was eine Tasse Milch zu Nektar umwandeln kann, nicht ersetze, das

[1]) medizinischen natürlich.

haben R. und ich an diesen Tagen empfunden, und gesehen wie Menschen, die sich im hergebracht gewöhnlichen Leben recht anständig bewegen, bei Gelegenheit des Außerordentlichen, zu dem ihnen gerade kein Vorbild vor Augen liegt — ihren Mangel an Originalität und Genie beurkunden. Denn allerdings bedarf die Anordnung eines Festes, das aus heterogenen Theilen besteht, eine größere geistige Gewalt, als man auf den ersten Blick wähnt, das Ganze zu einem harmonischen Ton zu stimmen, der bei gesteigerter Höhe zu keinem Schrei trunkener Ausgelassenheit werde. — Ich wünschte, unsere Verhältnisse wären von der Art, manchmal einen solchen Versuch wagen zu können, denn gewiß ist's, daß Ringseis in diesem Fall ein großes und schönes Beispiel für fröhliche Zirkel sein würde. Seine Freude nimmt so leicht einen höheren Schwung, der alles um ihn her (selbst alltägliche Naturen) aus den oft verrosteten Fugen der Gewöhnlichkeit reißt und mit sich in reinere höhere Regionen zu seiner Begeisterung emporhebt. Wohl dem Manne, der im Gedräng des Welt- und Geschäftslebens, umrungen von erkalteten und erblaßten Jugendgefährten, so treu und rein die Jugendlichkeit des Herzens bewahrte, daß er noch oft auf jene Ausgetrockneten von seinem Ueberfluß durch Erinnerung und Gegenwart überzuströmen vermag und mit seinem Mosisstab auf ihre dürre Haide den lebenden Quell der Freuden emporsprudeln läßt. Doch nicht bloß von solchen traurigen Gestalten ist R. umrungen, denn Gleiches nur gesellt sich, und ist's uns noch nicht erlaubt, größere Zirkel zu bilden, wie das vielleicht bei erhöhtem Wohlstand noch geschehen kann, so hat sich doch ein kleinerer schöner Kreis von Männern ihm angeschlossen; bald wird Cornelius aus Düsseldorf hier eintreffen — wie ich mich freue, diesen Herrlichen kennen zu lernen, werdet ihr Lieben euch vorstellen, umsomehr mich freue, als er dem tiefsten Ernst so lieblich Scherz und Witz beigesellt . . . . Diesem zur Seite steht der fromme, stille aber denkende Maler Schlotthauer, den man, ich glaube Keinem Unrecht zu thun, die rechte Hand des Cornelius nennen kann. Interessant durch Wesenheit und Erfahrung ist v. Martius, der Akademiker, der von der Regierung gesandt die Reise nach Brasilien machte und dadurch allein schon einen unerschöpflichen Schatz merkwürdiger Unterhaltung in sich trägt, doppelt werthvoll durch den Geist, womit er ihn spendet . . . . Wenn wir in seiner Gesellschaft im botanischen Garten unter Kindern aller Zonen wandeln, über uns sich die Riesenblätter des Paradiesbaumes breiten, Götterlilien und Palmen uns erfreuen, im Gewirr des mannigfaltigsten Grüns und tausendfärbiger lieblicher Blüthen der alte Drachenbaum sein ernstes

Antlitz versteckt, als schämte sich der Abkömmling der Urwelt seiner Verkümmerung und weibischen Umgebung und kehrte, über das Jetzt erröthend, den dunklen Feuerblick in die Urzeit zurück, — wenn ich in Formen und Farben schwelge, wie sehr wünsche ich unseren sinnigen guten B. hieher! Wie wohlthätig müßte diese Blumenwelt ihn umfangen und seinem Gemüthe Balsam, seinem Geiste Samen zu neuen herrlichen Blüthen geben!

c) Im August 1822 schreibt Friederike der vor wenigen Tagen vom Besuch in München nach Haus gekehrten Nanny v. Hartmann:

„. . . . Deiner lieben Mutter Brief weckte auf's Neue und Lebhafteste alle Trennungsschmerzen und machte mich sogar gegen den Lieblieb[1]) ungerecht, indem ich ihm vorwarf, nicht eben so lebhaft als ich dir zugesprochen zu haben, da zu bleiben. Es war ungerecht, denn er that's gewiß nur aus dem Grundsatz, nichts erzwingen zu wollen, er hat dich so herzlich lieb . . .“

Und weiter unten:

„Der Lieblieb denkt, so viel ich herauszupressen im Stande war, nicht einmal, sondern öfters im Tag an dich. — Daß ich so viel nicht in Einem Zug noch in lauten Worten herauskriegte, kannst du denken, aber durch freundliche Augen, ein lieb's G'sichtl, nicken und „umh-umh“ habe ich es doch mittelst vieler Fragen endlich an's Tageslicht gefördert.“

Im April 1823 fügt R. einem Briefe Friederikens an die Nichte bei:

„Fein lieb Nanni!

Du hast mir in deinen Briefen an Friederike schon so oft und so vieles liebes und schönes sagen lassen, daß ich dein großer Schuldner bin. Kämest du wieder hieher, oder wenigstens nach Mühldorf: so wollte ich alles zu erwiedern suchen — durch mein, dir bekanntes

[1]) Mit diesem Namen, von der Nichte dem Oheim gegeben, bezeichnet ihn Friederike denn auch häufig in den Briefen an dieselbe. „Der Lieblieb thut noch immer wie sonst das Geldel versteinern.“ „Der Lieb ist womöglich immer noch lieber und so vergnügt, daß es eine Freude ist, ihn zu sehen.“ Rührender ist die mehrfache Erwähnung seines goldenen Charakters; dazwischen Klagen ob der übermäßigen Ermüdung, die er täglich leidet.

beredtes Schweigen. Doch nein, Friederike hat mich seither besser gezogen." (Von Fr.'s Hand:) „Könnte mich's nicht rühmen!!!" (Von R.'s Hand:) „daß sie mich hiemit ganz aus dem Konzepte gebracht. Alles Liebe" 2c.

Am 6. März 1824 schreibt Fried. aus Rom an Nanny, deren Hochzeit bevorstund:

„Nimm zum Schluß deines heitern schönen Mädchenlebens meine besten innigsten Wünsche und die Versicherung, daß das Heirathen wirklich eine recht gescheidte Erfindung ist. Friederike."

(Von R.'s Hand:) „Ja gewiß, wenn man ein Weible bekömmt wie Nanny und Friedel und ein Männle wie R. und

Dein Oheim Ringseis."

Zum elften Kapitel.

Beilage 1.

Auf dem Wege nach Rom.

A. Ringseis an Friederike.

a) „Botzen, 20. Oktober.

An mein viel liebes Friedel!

Sei mir gegrüßt viel tausendmal
Vom Herzen heraus ins Herz hinein!
Viel tausendmal und tausendmal,
Mein liebes Friedel, denk ich dein.
O liebes Friedel, komm bald nach,
Mag nicht mehr ohne mein Friedel sein.

Alle sind wir wohl. Grüß deine Gesellschaft von deinem Nepomuk. In Verona wieder einige Zeilen."

b) „Trient, Morgens 6 Uhr am 21. Okt.

Herzlichen Gruß und Kuß. Ich wollte dir in Innsbruck einige Zeilen zurücklassen, habe aber mit Verdruß bemerkt, daß wir keine Abrede getroffen. In Botzen schrieb ich im Hausraum einige Zeilen an dich und habe sie auf der Briefpost gelassen.

Lieb Friedel, wie gehts dir? Hast mich noch lieb oder lieber? Mir gehts gut und ich hab dich noch lieb und lieber.

Gefällt dir der stürzende Eisack? Du bist ja schon diesseits und mir nahe.

Hier fanden wir kein Nachtquartier mehr und haben alle, auch der Kronprinz im Wagen geschlafen; dies bleibt bey dir.

Ade . . . . v. Maffei, der Ueberbringer, eilt ab" . . . .

c) „Verona, 22. Okt., Morgens 7 Uhr.

Lieb Friedel mein,
Ich grüß dich fein
Aus der schönen Stadt,
Wo Romeo so treu geliebet hat.
Behüt dich Gott,
Ich bleib dir treu bis in den Tod.

. . . Hast du meine Zeilen durch Maffei . . . erhalten? Unser hastiges Reisen erlaubt mir nicht, dir mehr zu schreiben. Die vorgestrige Nacht . . . ganz . . . im Wagen, und in der verflossenen kamen wir erst um 1/2 3 Uhr ins Bett."

d) „Florenz, den 28. Okt.

Lieb Friedel, wie schön ist's in Florenz, wie immer neu, als wär' ich nie hier gewesen, und wie leid ist's mir, daß ich nicht mit lieb Friedel herumgehend alles betrachten kann . . .

Besuche 1. die Uffizien" 2c. . . .

B. Ueber die Bruderschaft der Misericordia in Florenz berichtet Friederike,

„wie dieselbe, 400 Männer an Zahl — (Frauen nehmen Theil nur durch Geldspenden —) in der Stadt und ihrem Burgfrieden, drei Miglien im Umkreis, die mannigfaltigsten Pflichten der Barmherzigkeit übernimmt, insbesondere den Kranken und Verunglückten zu Hilfe kömmt. Wo ein Mitglied einen solchen trifft, da legt es seinen Hut neben ihn zum Wahrzeichen, die Misericordia nehme sich seiner an; dies genügt, ihn vor jeder Unbill zu schützen. Die wachthabenden Brüder in der Nähe des Campanile rufen durch bestimmte Glockenzeichen andere zusammen, diese ordnen sich schweigend und verhüllt, daß nicht die Linke wisse was die Rechte thut, als Zug, der Anführer spricht sein „Al vostro dovere" und sie ziehen hinaus, den Armen zu holen; Namen und Stand desselben werden aufgezeichnet, wo nöthig die Seinigen alsbald mit Geld unterstützt, wozu bei den Brüdern eine Sammelbüchse umhergeht, und dann wird mit

einer Geschicklichkeit, die in traditionell verpflanzten Handgriffen sich bewährt, in der liebevollsten und schonend züchtigsten Weise der oder die Leidende auf die Bahre gehoben und in's Spital gebracht. Wie den Gliedern des Herrscherhauses, so präsentiren der Misericordia die Wachen das Gewehr, jedes Fuhrwerk, vom fürstlichen Staatswagen bis zum Taglöhnerkarren hält an, Männer und Frauen weichen zur Seite, Greise entblößen das Haupt, Mütter aus allen Ständen zeigen ihren Söhnen die stolze Hoffnung, einst Mitglieder der Bruderschaft zu werden, wie denn in der That Männer jeglichen Standes, darunter der (damals) letztverstorbene Großherzog (Leopold) sich anspruchslos allen, auch den gemeinsten Pflichten der Brüder unterzogen."[1])

Beilage 2.

Aus Friederikens Aufzeichnungen in Rom bis zur Abreise nach Neapel.

a) Auszug aus einem Brief.

„Trieb auch am ersten Morgen nach der Ankunft beim Erwachen der Gedanke, in Rom zu sein, das Blut mir schneller durch die Adern, so mußte ich doch laut auflachen über den römischen Zuschnitt des Zimmers. Schon in der Nacht hatte ich bemerkt, daß meine Hand auf etwas Klebrigem ruhte; im Strahl des herrlichsten Morgenlichtes fand es sich, daß meine Decke — (jedoch nicht die Wäsche, die in Italien meist sauber ist) — von Schmutz ordentlich starrte; die zur Rede gestellten Hauswirthe, arme, aber ehrliche und gefällige Leute, erwiderten, seit zehn Jahren hätten schon viele Fremde, auch Deutsche nicht ausgeschlossen, unter der Decke geschlafen, aber noch Keiner deren Zustand gerügt. Das mittelmäßig große, ziemlich hohe Gemach sieht eigentlich aus, als befände man sich am hellen Tag zwischen den Kulissen einer kleinen Bühne, wo Alles auf den Effekt der Beleuchtung berechnet ist; Thüren und Fenster nur so zum Schein vorhanden, darum auch breite Spalten und Löcher darin nicht auffallend, auch die Schlösser, deren einige an jeder römischen Thür, mehr zur Augenlust als zum Gebrauch, die Fenster nur auf die Kulisse gemalt, darum undurchsichtig — („Non si usa" heißt es vom

[1]) Ueber den damals regierenden Großherzog Ferdinand schreibt Friederike: „Vom Familienleben des Großherzogs und auch des Erbprinzen hört man die schönste Schilderung; sie leben zusammen wie Ein Herz und Eine Seele." — Sieh auch Beilage 6b.

Fensterwaschen, das nur einmal im Jahr und durch den Glaser verrichtet wird); — dasjenige aber, wonach wir die Bühne gern benennen, die **Bretter** fehlen; anstatt ihrer ein kalter, abscheulicher Ziegelboden. Von jenen formlosen Thüren, die auch verschlossen so bereitwillig Ein- und Ausblick gewähren, geht eine nach dem Vorplatz, eine andere in's Wohnzimmer der Hausleute, wo mit einigen schmutzigen Kindern etwa zwanzig Tauben herumwühlen. Manchmal drängen sich fünf, sechs der wundernetten Thierchen durch die geöffnete Thür, werden aber schleunig von den nordischen Barbarinen den edlen Römern wieder zugesandt, denn so niedlich ihre Gegenwart, so unerfreulich alsbald ihre Vergangenheit. Zwei Tage und Nächte fehlte ein Fensterflügel, dem einstweilen der Laden mußte Ersatz leisten. Aber was thut das Alles? Da draußen und drunten liegt das herrliche Rom, schon ein Blick durch's Fenster entschädigt für alle Unbequemlichkeit. Und selbst wenn ein zart durchsichtiger Schleier auf dem wundervollen Bilde liegt und nur hie und da die Sonne hindurchdringt, um auf einzelne Punkte ihre warmen goldigen Strahlen zu senken, so ist es noch reizend, auf das Gärtchen hinunterzublicken, das im November und Dezember den einst so schrecklichen tarpejischen Felsen mit blühenden Rosensträuchen, süßduftenden Veilchen unter Lorbeer- und reichbeladenen Pomeranzenbäumen überdeckt, dazwischen schüchterne Häschen hin- und herhuschen, während der stattliche Hauskater auf der antiken Mauerbrüstung sich sonnt."

Am 20. November schreibt Friederike:

„Ein schöner sonniger Tag folgt dem anderen. Wir treiben uns im alten und neuen Rom herum; die Abgelegenheit unserer Wohnung verursacht uns oft die entsetzlichste Müdigkeit, aber die Herrlichkeit der Aussicht versöhnt uns. Vom Kolosseum bis zu Aventin und ripa grande liegt dieser merkwürdige Theil von Rom vor unserem Auge, im Mittelgrund alte Ruinen, Gebüsche und schöngeformte Hügel, im Hintergrund sanfte Gebirge, die sich bis an's Meer hinab ziehen, das an völlig heiteren Abenden manchmal zu sehen, wir erblickten bisher nur die Thürme, die am Meere gegen die Barbaresken errichtet worden. Zum erstenmal sahen wir heut diese unbeschreiblich schönen Lufttöne" u. s. w.

b) Als auf die Länge die Nomadenküche[1]) den Damen nicht wohlbekam, wie denn Friederike klagte, daß bei fast immer

[1]) Am ersten Tag bediente sie im Kafé Ruspoli der Zwerg Sgr. Bajocco, — so zubenannt, weil er jeden Gast um einen Bajoc anbettelte; davon hatte er seine Schwester mit einem hübschen Heirathsgut ausgestattet.

leerem Magen der zur Stärkung unentbehrliche Wein sie benebele, erlaubten der Nachbarschaft halber die gütigen Bunsen, mit ihrem Koch ein Abkommen zu treffen, — ein in Rom nicht seltenes Verhältniß, für Fremde oft von großer Bequemlichkeit. Daß auch dies zu wünschen übrig ließ, zeigt ein Brief, in welchem Friederike den Freunden in der Heimath — voll Entzücken von Rom geschwärmt hat, dann aber, um doch eine Schattenseite zu berühren, dieselben scherzend zu Tisch einlädt und meint, die Kost sei leicht vorher zu bestimmen:

„Eine Kraftsuppe, mit der man jeden Fisch zu täuschen vermöchte, als sei er in seinem heimischen Element; Rindfleisch, dessen weiche Masse die Zähne trefflich schont; Broccoli, Broccoli und wieder Brroccoli; und endlich ein Huhn, an dem niemals einige mitgebratene Federchen ermangeln, die ehemaligen Farben des Erblichenen gefällig anzuzeigen. Ohne Früchte kostet das für die Person 1 fl. 15 kr."

c) Tagbuch, 30. Nov.

„Ringseis kam (zu Bunsen) und kündigte an, daß schon um 10 Nachts nach Sizilien abgereist wird. Ich erschrak, obgleich es keinen großen Unterschied macht ob um 10 Abends oder 8 Uhr Früh, und konnte beim Souper nicht recht fröhlich werden. Wir gingen einen Augenblick nach Haus, um noch ruhig Abschied zu nehmen. In Messina hat ein Wolkenbruch schrecklich verwüstet, 300 Menschen kamen um."

d) An Ringseis.

„Nach Tisch, es war 1/2 4 Uhr, war noch Alles so himmlisch von der Sonne beschienen, daß wir dem ernsten Winken des prächtigen Kolosseums nicht widerstehen konnten und zu ihm hinüber wanderten, es einmal still betrachtend zu genießen."

Ein andermal:

„Nachmittags besuchten wir das coliseo, nur wenige Strahlen der untergehenden Sonne leuchteten durch die von Epheu umrankten Arkaden, der untere Raum war düster wie ein Grab; melancholisch gestimmt ging ich unter ernsten Gedanken in diesen Räumen umher, die der Schauplatz so vielen menschlichen Elends, aber auch so vieler geistiger Größe waren. In Rom erst wird man mit dem Märtyrerthum bekannt."

Und abermals:

„Diesen Abend gingen wir, da Vollmond eingetreten, mit Steudlin, Heß, Schnorr und Thürmer in's Kolosseum. Du kennst den Zauber, den es in der Mondbeleuchtung ausübt. Die reinste Luft, die selbst die Schatten rein und durchsichtig erhielt, beförderte das helle Leuchten des Mondes; die eine höhere Seite des Kolosseums lag im Schatten, die andere mit ihren Riesentrümmern war so hell, daß man die Farben des Gemäuers, das Grün des Epheu's und der Gesträuche deutlich unterschied; der untere Raum war völlig beleuchtet, in der Mitte still einfach das siegende Kreuz. In den durch die Risse dringenden Mondesstrahlen durchschritten wir die langen Bogen bis nach Oben. Welche Eindrücke bei jedem Schritt!"

e) An Ringseis, 8. Dez.

„Morgen ziehen wir nach Via Felice und machen dadurch, wie Thorwaldsen galant bemerkt, lauter Felici — kommt aber mein Männele zurück, so bin ich unter Allen la più felice."

Ein andermal schließt sie einen Tagesbericht:

„Leb wohl, lieber guter braver, gar lieber, gar guter, gar braver Ringseis!"

f) An Ringseis.

„Den Abend brachte unser getreuer Schnorr bei uns zu; wir sprachen über Kunst, kamen auf Religion, Leben, Tod und Todte zu sprechen. Schnorr ist eine sehr reine, edle Natur."

Ein andermal:

„Wir besuchten Schnorr in der Villa Massimi, auf seinen Fresken scheint Gottes Segen zu walten; schön und schnell wachsen sie unter den Händen des frommen, geistvollen Malers empor."

Wieder einmal berichtet sie, daß Schnorr sie und Regine besucht hat, und läßt Ringseis rathen, von was die Rede gewesen? Von seiner (nämlich R.'s) Schönheit! Schnorr möchte ihn malen, wie er lebt und webt, so ernst, fest, liebevoll und geistig — Alles will sie ihm nicht verrathen, aus pädagogischen Gründen. Schon in einem früheren Briefe heißt es: daß und wie oft von ihm die Rede gewesen, brauchte er eigentlich nicht zu wissen; denn so was sage er ihr auch nicht. — Unseres Wissens ist Schnorr's Vorhaben leider nicht vollführt worden.

In seiner letzten Zeit hat R. öfter erwähnt, Friederike sei in Rom mehrmals von Künstlern gezeichnet worden; weil wir uns aber nicht erinnern, früher davon gehört zu haben, ist uns ungewiß, ob nicht ein Irrthum des Gedächtnisses stattfinde. Das älteste Porträt, das wir von ihr besitzen, reicht nicht weiter zurück, als etwa in ihr 48. Lebensjahr; es wäre uns daher sehr erwünscht, sichere Nachricht über ein vorhandenes älteres Bildniß der Verewigten zu erhalten. Es ist öfter gefunden worden, daß ihre Züge Aehnlichkeit hatten mit den weiblichen Schönheiten des Leonardo da Vinci.

g) An Ringseis.

„Wenn du wieder kömmst, hoffe ich ein nettes, kleines Bildchen für dich gemalt zu haben, der gute Reinhold hat mir seinen Rath versprochen. Catel hätte es wohl auch gethan, aber Catel ist so überaus galant und hätte mich nicht so freimüthig getadelt, und das macht, daß ich zu Reinhold mehr Vertrauen faßte, der so schön, so schön malt. Reinhold ist dir um des seligen Ehrhardt's willen sehr zugethan und freut sich, dir in mir gefällig zu sein. Mein lieber Ringseis, wie bist du von so vielen Guten geliebt, wie verdienst du es aber auch!"

Schnorr hat uns in späterer Zeit mit großer Anerkennung von Friederikens Kunstverständniß gesprochen. Sie aber schreibt nach München im Anschluß an einen Lobpreis von Cornelius' Altmeisterschaft:

„Wenn er dies liest, so glaube er ja nicht, daß ich, seine unterthänige Dienerin, mich unterstünde, ihn so zu loben, — er wird wohl schon lange gemerkt haben, daß ich nur wiedersage, was Andere mir gesagt."

h) „Wie schön ist die Grablegung von Raphael, wie schön, Christus wie edel und lieblich selbst im Tode, die Frauen so mitleidsvoll um die hinsinkende Maria besorgt; noch einmal muß ich sagen: schön, schön in allen Theilen; aber etwas anderes habe ich doch empfunden bei Titian's Grablegung im Palazzo Manfrini,[1]) ich war inniger bewegt, mitfühlender, — dort (bei Titian) drückt sich der

[1]) In Venedig.

Schmerz auf's Tiefste und zugleich auf's Christlichste aus, der Schmerz um Christus; so müssen die Seinen gelitten haben; das Aug' ist nur mit dem Einen großen Gegenstand beschäftigt, während es bei Raphael so viel zu schauen hat."

i) An Ringseis.

„Unser heißersehntes Mittagessen will nicht kommen, ich werde suchen, meinen Wolfshunger durch die Beschreibung des heutigen wohlbenützten Morgens zu beschwichtigen."

(Aus einer nun folgenden Schilderung der Farnesina:)

„Im zweiten Zimmer ein wunderschönes Bild von Giovanni Antonio, genannt Sodboma: Alexander, wie er Roxane die Krone bietet. Welch schöne reizende Gestalten! Und welche Laune bei aller Würde des Ganzen! In der Ausführung und dem Fleiß, der auf alle Nebensachen sich gleich emsig ausbreitet, erinnerte es mich an altdeutsche Bilder. Mit welcher Grazie und Schalkheit über dem Bett, auf welchem Roxane sitzt, Amorinen sich in einen Teppich hüllen, andere spielen, — mit ihnen sogar ein kleiner Mohr, — das ist unbeschreiblich lieblich... Nun, liebes Männerl, will auch das Schreiben den Geist des Hungers nicht mehr im Zaume halten, ich muß enden, sonst verspeise ich, wie Saturn seine Kinder, so diesen meinen Brief."

k) „Meine Briefe fangen an Folianten zu werden ... Lieber Ringseis, wie freu' ich mich, in Rom zu sein!" ...

(Aus der Beschreibung der Gemäldesammlung in Palazzo Barbarini:)

„Ein hl. Hieronymus von Spagnoletto, sitzend, hält ein Buch, worin er schreibt, in der Hand; er ruht aus, das zu Schreibende überdenkend; hohes, ernstes, tiefes Wesen im Ausdruck des Kopfes und überaus große Wahrheit in Behandlung des Fleisches, der Haare und Haut. Ich bin sonst den St. Hieronymusbildern abhold, sie langweilen mich meist, die alten garstigen Herren mit ihrer Gesellschaft, der Einsamkeit und dem langweiligen Löwen, — aber dies gebietet Ehrfurcht und versetzt in Nachdenken, durch sein eigenes denkendes Wesen. Ein paar kleine, wunderliebliche Claude Lorrain, eine ganz außerordentliche Winterlandschaft von Breughel, — ein erzbarockes Bild vom Höllen-Breughel ... Das letzte Zimmer, aus dem sich die Fürstin bei unserem Kommen in ein Kabinet zurückzog, enthält wenige aber unschätzbare Bilder ... (darunter) die Fornarina von Raphael, — meinem Gefühl nach ist mir Vieles von ihm und

anderen Meistern lieber, aber wie das gemalt ist, das ist freilich nur ein Raphael im Stande zu malen. Ihr zur Seite hängt eine carthaginensische Sklavin von Titian, an Schönheit und äußerer Pracht eine reiche Gestalt; . . . . an der dritten Wand die Mutter der unglücklichen Cenci, der bemitleidenswerthen Mörderin ihres Stiefvaters, eine schöne Römerin in schwarzem, einfachem Anzuge, ein kleines in rothen Sammt gebundenes Büchelchen in den schönen Händen, blickt sie ruhig mit den dunklen, geistigen Augen aus dem Bild heraus; man sähe diesem Gesicht den Grad von Rachsucht nicht an, zu dem das Betragen ihres Gatten sie zum Verderben der Tochter trieb. Gaëtano malte dieses — Guido jenes gegenüber, das unaussprechlich rührende süße Bild der Tochter. Wer könnte dies zarte Antlitz, den unbeschreiblich rührenden Blick sehen, ohne daß sich das Auge mit einer Thräne des Mitleids füllte? Der schöne jungfräuliche Kopf, in ein weißes Tuch gehüllt, unter dem die schönsten Locken nachlässig herabwallen, ist über die Schulter hergewendet, als wollte das unglückliche Mädchen noch einen Blick auf diese Welt werfen, die ihr soviel versprach, — noch einem Blick des Mitleids begegnen . . . . Im Palaste Barbarini wird durch den Gedanken, daß seine Besitzer ihn bewohnen und genießen, Einem viel wohler als in den anderen prächtigen, aber verödeten Palästen der Großen. In den Zimmern sah es traulich aus, in einem stand Kinderspielzeug, ein Wiegenpferd und eine große, steife Puppe mitten unter den Meisterwerken der Kunst, im innersten Kabinet lag auf einem Tische viel Zuckerwerk, vor dem Kanapee auf einem Tischchen ein aufgeschlagenes Gebetbuch, Kinderschreibhefte und andere Bücher und der Kalender des Jahres, — alles erfreuliche Spuren der Gegenwart von Menschen, der Gegenwart einer liebenden Mutter, fröhlicher Kinder!“

1) An Ringseis.

„Prof. Steudliu holte uns . . . . ab und führte uns in den Garten des Palazzo Colonna, wo noch Mauern und Gewölbe der Bäder des Konstantin sind und im Garten unter einer majestätischen Pinie Riesentrümmer des Tempels der Sonne liegen, der wohl einer der größten und prachtvollsten gewesen sein mag. Als wollte die Sonne uns zeigen, welche Huldigung ihr einst an diesem Orte geworden, trat sie, da wir vor den Trümmern ihres Tempels standen, aus den Wolken, — und beleuchtete sie, als ruhte ihr Blick noch jetzt mit Wohlgefallen auf ihnen. Der Garten ist groß und gut gehalten. Am Sylvester-Abend Rosen und überall freundliches Grün, die Bäume

voll goldener Früchte und ein Bogengang von hundert Schritt Länge aus Limonenbäumen, wo Frucht an Frucht sich schmiegt. O köstliches Land mit dem lieblichen Himmel — wenn du einmal weit, weit hinter mir liegst, wie oft werde ich mit Sehnsucht nach dir zurückblicken!"

5. Januar.

„Was habe ich seit drei Stunden wieder Herrliches gesehen! Nein, diese Pracht, diese Fülle von Herrlichkeit, Schönheit und Reichthum, wie Rom sie in sich faßt! Ich war im Palazzo Colonna" . . . u. s. w.

m) „Zur malerischen Brücke Nomentana mit ihrem kastellartigen Ueberbau und zum Monte sacro war (von St. Agnese) noch eine ziemliche Strecke, der Tag aber so schön und wir so gut zu Fuß, daß wir bald hingelangten. Auf dem Monte sacro, wo einst das römische Volk, den reichen Unterdrückern trotzend, sich gelagert hatte, und von wo wir viele Grabmäler der Alten, in Form von Tempeln, Thürmen und anderen stattlichen Gestalten übersahen, trippelte eine Heerde von 600 Schafen lustig an uns vorüber, drei weiße Schäferhunde schlossen den Zug, der Schäfer lud uns in artigen Ausdrücken ein, dem Melken einmal zuzusehen. Wir waren heiter gestimmt wie der Himmel über uns." —

n) „Um die Aqua acetosa, den Sauerbrunnen, welcher in der Campagna aus drei Röhren in marmorne Becken quillt, hat der Kronprinz Steinbänke errichten und Bäume pflanzen lassen."

o) „. . . Wir hatten um Mittag uns mit Heß ein Stelldichein gegeben und gingen auf Monte Mario . . . Der Himmel war nicht frei von Wolken, sie zogen aber in tausendfachen Gestalten und Farben vorüber, die Mannigfaltigkeit der vor uns liegenden Landschaft durch große Schlagschatten und gesteigertes Licht noch verherrlichend. In welchen Farben strahlten die Berge, vom vergoldeten Lateinergebirge hinüber zum violetten, einem Riesen-Amethyst ähnlichen Sabinergebirge, das sich sanft abglühte bis zu den letzten, in ein dunkles Indigo gefärbten Bergen hin, — Alles mit einem Zauber übergossen, den die Natur allein sich vorbehält, den kein Pinsel malt,[1]) kein Ausdruck schildert, der allein gesehen und empfunden sein will."

---

[1]) Wohl vorzüglich deßhalb, weil der Pinsel nur durch's Auge zu wirken vermag, die Natur aber jene Augenweide unterstützt durch eine von Tönen und Hauchen getragene Stimmung.

p) Ueber Frau v. Bunsen, „die gehaltvolle, gutmüthige Frau," schreibt Friederike an R.:

„Frau v. B. ist eine ganz vortreffliche Frau, von einer Gediegenheit, wie man sie selten findet, es ist eine Lust, sie zu beobachten, wie weise sie als Erzieherin verfährt und doch wie innig liebend als Mutter; sie möchte ich mir, hätte ich Kinder, zum Muster nehmen können. Die Knaben sind aber auch allerliebst, Richetto, der ein kleines, artiges Mädchen des General Dörnberg kennen lernte, das schön deutsch und englisch spricht, gibt sich seitdem alle erdenkliche Mühe, deutsch zu reden, damit er, wenn Augustchen wieder kömmt, eine deutsche Unterhaltung beginnen kann. Der liebe kluge Bube! Wie angenehm es ist, Frau v. B. allein zu Hause zu treffen, kannst du kaum glauben; dann erst spricht sie sich freier aus, da sie in Gesellschaft mehr zurückhaltend ist und besonders nie den Schatz ihres Wissens auskramt. Viele interessante Gegenstände haben wir schon besprochen . . . . bei allem Ernst ihres Wesens gefällt mir auch besonders gut ihre große Empfänglichkeit für das Komische; sie lacht leicht und so von ganzem Herzen, daß ihr die Thränen herabrollen. Schnorr sagte mir, daß auch sie mich schätze und darauf bin ich stolz, sie gehört zu den sehr Wenigen, an deren Urtheil mir viel liegt."[1])

Von der Christbescheerung bei Bunsen, in welcher neben nordischen Gewohnheiten nicht undeutlich die poetischen Einflüsse katholischer Umgebung sich bemerklich machen, schreibt Friederike:

„Nach Tisch ließ Frau v. Bunsen verabredeter Maßen uns im Wagen holen, damit wir bei Errichtung des Christbaumes ihr helfen könnten. Im Speisesaal war ein großer, schöner Lorbeerbaum reich mit Früchten und Zuckerwerk behangen, auf einer langen weißbedeckten Tafel Geschenke und Spielzeug; zur Einen Seite ein schönes, etwa zwei Fuß hohes, drei Fuß langes Transparent, von Rehbenitz gemalt, die Anbetung des Christkindes, recht lieblich, im Vordergrund knieen Bunsen und Frau mit den Kindern in altdeutscher Kleidung; zur

---

1) Aus Columbella meldet Ringseis seiner Frau: „Rehbenitz . . . sagte mir, daß ihm Bunsen nach Florenz geschrieben, du habest ihnen sehr wohlgefallen."

Die Vortrefflichkeit von Frau v. Bunsen tritt wahrhaft erbauend in dem, S. 126 erwähnten Lebensbild hervor; nur die Vorurtheile gegen die katholische Kirche steigern sich, nachdem sie Rom verlassen hat, in geradezu befremdlicher, öfter auch lächelnerregender Weise.

anderen Seite auf einem Tischchen ein ganz allerliebstes Schattenspiel, von zwei jungen Künstlern voriges Jahr verfertigt, die Figuren sehr charakteristisch und gut gewählt: Auf palmengesäumtem Weg ein großer Elephant, auf dem da Mohren sitzen, dann die heiligen drei Könige mit ihren Geschenken, dann mehrere sehr prachtvolle Aufzüge; den Beschluß machen lustige Szenen, ein Schleifer, ein Schneider, mit der Scheere sich vertheidigend gegen einen Hund, der ihn in die dürren Beine beißen will u. s. w. Nachdem die Kinder aus ihrem Verhaft entlassen in dem Saale eingetreten waren, ging der Jubel los, Richetto schrie laut, als die Herrlichkeit ihm entgegenstrahlte, Ernesto machte große, große Augen und Carlo hüpfte auf den Armen seiner Wärterin. Das Christfest zu vervollkommnen erschienen zwei Pifferari mit ihren Dudelsäcken und bliesen ihren Wiegengesang; bald setzte der Eine ab und sang eine einfache Weise, ich konnte die Worte aber nicht verstehen, bald ahmte der Andere das Weinen des Kindes auf seiner Pfeife nach. In einiger Entfernung habe ich sie nicht ungern gehört, im Ganzen bin ich aber doch froh, daß sie mit dem Advent abzogen, denn schon um 4 Uhr Morgens kamen sie vor ein Marienbild in der Nachbarschaft und so ging's den ganzen Tag immer fort." —

q) Neben anmuthigen und entzückten Schilderungen englischer Schönheiten, denen nur meist die Grazie in Gang und Armbewegung fehle, schreibt Friederike in die Heimath:

„Ihr (der Engländer) Benehmen in Gesellschaft ist höchst sonderbar und nach unseren Begriffen unartig und linkisch; sie erscheinen immer, wenn Andere schon bald wieder gehen, in ganzen Schwärmen, vier, fünf Ladies in Einer Kette aneinanderhängend treten sie ein, kommen bis in die Mitte des Zimmers, bekümmern sich nicht viel um Andere, selbst nicht um den Herrn und die Frau vom Hause, machen untereinander englische Konversation und laufen dann auf gleiche Weise fort, um ähnlich noch ein paar andere Gesellschaften zu beglücken."

Die Damen waren — theils nach englischen, theils nach französischen Moden — höchst aufgeputzt, als gingen sie zu Hof, aber nur ausnahmsweise mit Geschmack. Beliebt in Rom seien die Engländer nicht, meint Fr., und die Künstler spotteten viel über ihr Behandeln der Kunst als Waare.

r) „Y. war da und erz-Miau," meldet Friederike einmal von einem (nichtkünstlerischen) Landsmann, über dessen süßliche Kunstbegeisterung sie früher die Bemerkung gemacht, dieselbe übersetze sich alsbald in Abschätzung des Geldwerthes. Auf einem Blättchen ihres Tagebuches sitzt „Hinze der Kater" vor einem Raphael, Schweif und Pfote in Verzückung hochgehoben, aus seinem Mund gehen die Worte hervor: „Ha, sterben könnt' ich — 3000 Louisdor!" — Von einem anderen Bekannten schreibt sie: „Herr Senf empfiehlt sich dir, — der süßeste aller Senfe." —

s) An Ringseis.

„Von etwas, das auch dich ärgern und betrüben wird, muß ich doch auch Kunde geben .... Man schreibt Regine, daß Dr. S. in großer Verlegenheit sei, indem er sich in Würzburg zum Mitglied eines geheimen Bundes — ja sogar zu einer Art von Oberhaupt gemacht habe, nun entdeckt wurde und mit den Anderen einer Untersuchung und Strafe entgegen sieht. Er soll nun sehr kleinlaut sein und nur wünschen, daß du bald zurückkehrtest, um ihm, dem Staatenverbesserer, den Karren ein bischen aus dem Dreck ziehen zu helfen. Eine Portion Höllenangst und Hohngelächter gehörte dem albernen Jungen, aber wenn er sich vielleicht um seine bessere Zukunft laborirte, so dauert er mich recht. Was sind aber diese jungen Burschen doch so anmaßend, wollen, statt fleißig Anatomie zu studiren, schon den ganzen Staatskörper durchschauen — und ihn kuriren, während sie noch keinem kranken Hund auf die Beine helfen können. Wie gern noch verzeih' ich solche jugendliche Narrheiten Leuten von übersprudelndem Geist und Temperament — aber diese mittelmäßigen Gesellen, mit dem erborgten Enthusiasmus — an diesen ist es mir ganz unausstehlich. Addio!"

t) „Gestern waren wir im Theater Valle ... in den Zwischenakten wurde eine Komödie aufgeführt, die erzitalienisch mit dem Dolch um sich meuchelte. Außer dem Theater wurde zur selben Zeit in vollem Ernst ein Fleischer erstochen."

Beilage 3.

Aus Briefen und Tagbüchern Friederikens über die Reise von Rom nach Neapel.

a) „Um 8 Uhr Früh am 17. Januar mit dem Vetturino Pietro Coruncelli nach Neapel abgereist. Unsere Reisegefährten waren ein alter Monsignore Morelli, dem wir dringend empfohlen waren, und sein Neffe. Ein vierschrötiger Novize aus dem Kloster delle fratte in Rom saß neben dem Vetturin, denn sempre pesci, e sempre pesci will er nicht länger essen. Monsignore, ein lieber freundlicher Mann, ist ein alter Freund vom hl. Vater, der ihn zum Cameriere segreto ernannt hat, was ihn sehr glücklich macht. Sein Neffe, Sgr. Pasquale war vom ersten Augenblick an und während unseres Aufenthaltes in Neapel die Artigkeit und Dienstfertigkeit selbst. Zwei Muli und zwei Pferde mit wundem Rücken ziehen uns bergauf, bergab. Der Tag war herrlich, die Gegend interessant, Grabmäler aller Art und Größe sichtbar vom Wagen aus. Zu unserer Rechten glänzt aus der Ferne das mittelländische Meer wie ein Silberstreifen. . . . In Velletri, unserem Nachtlager, war ein sehr grober Wirth; zum Glücke konnten wir Frauen uns ganz passiv halten. Monsignore und Sgr. Pasquale wehrten sich tapfer. Aber für Deutsche ist so ein Streit etwas Erschreckliches, nach unseren Begriffen müßten jeden Augenblick die Zankenden zu Handgreiflichkeiten übergehen, — aber nach entsetzlichem Geschrei und Gekicks von Iiii und Aaaa — erfolgte Ruhe. Ein Fremder, der geistreich zu sein schien, aber wegen Betheiligung an den neapolitanischen Wirren auf drei Jahre in's Exil wanderte, war unser Tischgenosse . . . . voll Lebendigkeit, die oft in Heftigkeit übergeht, aber schnell wieder einzulenken versteht. Ein Grieche, den der Vetturin noch irgendwo aufgepackt hatte — denn was lädt ein italienischer Vetturin nicht alles noch seinen armen Maulthieren auf — speiste auch mit uns und führte das große Wort, obschon sein Rock am Ellenbogen das Maul noch weiter aufriß, als er selber.

Am 18. um 6 Uhr Früh beim Mondenschein von Velletri fort nach Cisterna. Schöne Eichen, Gebüsche und Blumen. Gebirge zur Linken, kahl, im weißlichen Schimmer. Am Nachmittag in die pontinischen Sümpfe. Pius VI. hat Millionen aufgewandt, dem unhaltbaren feuchten Grund eine Straße abzugewinnen, die nun schnurgerade die ganze Tagreise hindurch führt zwischen Sümpfen und Heider nach

Terracina; schrecklich langweilig, stets in unabsehbarer Länge die Straße vor sich zu haben, zur Linken kahle Berge, — Schlupfwinkel der Räuber, zur Rechten Flächen und Wälder. Das Einzige, was der öden Einförmigkeit des Weges, wo selten ein Haus zu sehen ist, Leben gibt, das sind ganze Heerden von Büffelrindern, Pferden, Schweinen und Schafen und unzählige Wasservögel, Rebhühner, Wildenten, wohl zu Hunderten und mehr beisammen, auch andere Vögel, große und kleine. In einem kleinen Wirthshaus, wo wir um theures Geld ein paar Eier bekamen und etwas Wein tranken, fraßen hungrige Hunde die Schalen nicht nur von Birnen, sondern sogar von Eiern auf. Alles zusammen macht diese Strecke traurig, langweilig, ermattend. Die Luft ist so tückisch und entnervend, daß wir uns selbst in dieser Jahreszeit und nach so mäßiger Mahlzeit des Schlafens nur mit aller Gewalt erwehren konnten. Im Sommer zieht der Schlaf unvermeidlich Krankheit, sogar den Tod, — in jetziger kalter Jahreszeit Uebelbefinden, geschwollenes Gesicht und wohl noch mehr nach sich. Wenn wir denn manchmal die müden Augen schlossen, scholl alsbald der Ruf unseres guten besorgten Monsignore: Non dormire! Und doch fielen sie ihm selber mehr denn einmal zu. Unser Vetturin schien die Gefahr nicht für so arg zu halten, denn er schlief reitend. Am Ende aber unseres langen langweiligen Weges wurden wir überschwenglich belohnt: Terracina, romantisch an einem fantastisch geformten Berge gelegen, den Orangen, Oliven und Eichen umschatten, bot uns mit Einemmale den vollen, unbeschreiblichen Anblick des mittelländischen Meeres. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die hochgelben Felsen, die — Giganten gleich — das Ufer bewachen, und in sanftem Rosenschimmer schwammen in weiter Ferne einzelne Berge in großen Zwischenräumen, als tauchten sie aus dem Meere auf. Große Kähne mit Segeln kehrten zum Ufer zurück, an dem sich majestätische Wellen wie zerlassenes Metall, mit ernstem Geräusche brachen .... Und dort ... also das ist der Vesuv, von dem wir von Kindesbeinen an so viel gehört und geträumt, den im Bilderbuch wir immer wieder aufgeschlagen; ein mäßig hoher Berg, aus dem ein dünner Streifen Rauch emporsteigt; vom Feuerschein, ohne welchen man ihn nicht denken mochte, keine Spur; wir wußten das vorher; aber lieb wär' es uns gewesen, hätte er uns zu Ehren ein kleines Feuerwerk losgelassen. — Sobald die Sonne hinab und der Zauberglanz verschwunden war, konnt' ich erst auf die nächste Umgebung achten. Der Ort ist nicht groß, aber einzelne große Gebäude gruppiren sich an Berg und Ufer lieblich hin. Am Strande spielten lautjubelnd

fröhliche Kinder, und ihnen zur Seite wälzten sich, von den Mühen und Lasten des Tages befreit, einige Esel im Sande, links und rechts, auf Bauch und Rücken, daß es eine Lust war, ihrem Wohlbehagen zuzusehen. Als sie, wie stolzgepuderte Hofherren dreinschauend, wieder auf allen Vieren standen, kamen Knechte, ihnen mit Bürsten den Sand abzufegen, worauf sie, blank und nett, schreiend zu den Ställen getrieben wurden.

.... Beim Mondenschein Morgens 4 Uhr brachen wir von Terracina auf — Regine und ich nicht ohne einiges Bangen, allein die Herren erklärten, bei der traurigen Wahl, in Morgen- oder Abenddämmerung zu fahren, sei es doch besser, früh aufzubrechen. Wir passirten glücklich einige gefährliche Stellen, wo sich das Gebirge bis an die Straße hinanzieht, und Schluchten, Höhlen und Steinmassen den Räubern Schlupfwinkel bieten. Weiße Kreuze an Felsenwänden hingemalt, bezeichnen vorgefallenen Mord, — schaurig glänzten sie im Mondenscheine; doch kann ich nicht sagen, daß ich mich sehr fürchtete. Monsignore erzählte, daß in einsamen Gegenden Räuber die Wanderer anfallen, und in einer Hand ein Kruzifix, in der anderen eine Pistole haltend, rufen: „Küß das Kreuz und gib dein Geld.“ Wenn der Angegriffene das Geld gibt, aber sein Leben zu schonen fleht, erwidert Jener: „O, ich thu dir nichts, ich fordere nur Almosen im Namen Jesu Christi.“ — Schon war die liebe Sonne, die Freundin der Menschen und alles Erschaffenen heraufgekommen und spiegelte sich in den blauen Fluthen des unabsehbaren Meeres, als wir den berüchtigten Ort Itri durchfuhren, über dem ein altes Kastell sich malerisch erhebt, die engen schmutzigen Gassen sind so furchtbar zu sehen wie ihre scheußlichen Bewohner. Häßliche Männer von gelber Farbe, finsteren Blicken, in Lumpen eingehüllt, voll kecker Art, zerraufte Weiber, an deren welken Leibern schmutzige Lappen ungeordnet hangen; Kinder, (die doch sonst noch manchmal durch ihre Unschuld für ihre gefallenen Eltern sprechen,) Kinder, so gräßlich, als hätten sie Zeugniß abzulegen für Raubmord, den ihre Väter vollbracht, sahen uns zudringlich an; sie umringten den Wagen, streckten die abgemagerten Arme herein, und bettelten, um Brod kaufen zu können. Von der Straße sah man in's Innere der Häuser, die Höhlen gleichen. Regine und ich athmeten leichter, als wir diesen grauenvollen Ort hinter uns und das klare Meer wieder vor uns hatten. Romantisch gelegene Orte, von der üppigsten Natur umgeben, ganze Wälder von Oliven, Apfelsinen und Limonen und grünende Felder voll Erbsen bildeten einen seltsamen Kontrast zu den kahlen Felsen, die links der Straße sich hinziehen.“

Dann heißt es im Anblick von Gaëta, wo sie in einer herrlichen Villa, die als Gasthaus dienet, abgestiegen sind:

„O wie ist es so göttlich schön, wie ganz unbeschreiblich groß und lieblich zugleich in diesem Zauberlande!

Monsignore schickte uns vom Hause des Commessario der Stadt ein Billet, worin dieser uns einlud, ein Gabelfrühstück bei ihm zu nehmen. Erfreulich war die freundliche Aufnahme, wie man denn überhaupt den Italienern eine sehr liebenswürdige Freundlichkeit und Aufmerksamkeit zugestehen muß, — erfreulich der Anblick des reich besetzten Tisches, der mich an einige Stillleben der Münchener Galerie erinnerte. Gebratene Vögelchen, Schnepfen und Salami, frischer Käse, eingemachte Früchte, Hummer, Austern, köstliche Meerfische von den wunderlichsten Gestalten, und das feinste und leckerste aller Dinge, Anici,[1] ein röthlicher Fisch, weicher als Mark, von ganz auserlesenem Geschmack, in stachlichter Hülle von der Größe einer großen welschen Nuß, die noch im grünen Gehäuse. Saftige Limonen glänzten vom Teller, im Glase blinkte der purpurne Wein. Bei freundlichem Zuspruch ließen wir uns das Gute schmecken und fuhren, vom schönen Abend noch mehr erheitert, St. Agata zu. Beständiges Ziehen von österreichischen Jägern gab uns Trost, zugleich aber Bestätigung, wie verdächtig die Gegend. In St. Agata übernachtete österreichisches Militär, von Sizilien kommend; einige Offiziere im Speisesaal äußerten große Freude, zur Heimath zurückzukehren."

Auch in Capua erfahren die Damen Liebenswürdigkeit, indem ein dem Monsignor befreundeter Nobile sie herumführt und bewirthet.

„Seltsam genug, daß hier, wo man die köstlichsten Früchte zum Nachtisch haben kann, Wurzeln aufgesetzt werden, die Finocchi[2] heißen und ein Gemisch von Celerie- und Pastinat-Geschmack haben; das verkauen die Italiener mit dem Appetit einer Kuh und können nicht glauben, daß dies köstliche Gericht nicht schmecke. — Nachdem wir eine Stunde wieder gefahren waren, stürzten plötzlich beide Muli mit dem Vetturin wie vom Blitz getroffen zusammen; dieser raffte sich schnell auf, die armen Thiere aber, erschöpft an ihren Wunden leidend, eines über dem anderen verstrickt liegend, schienen verenden zu wollen, der

[1] Meerigel.
[2] Fenchel.

Vetturin zog, riß, schlug, alles umsonst, wie todt lagen sie da, endlich kamen Männer vom Felde herbei, halfen die Stricke lösen und zogen und peitschten die entkräfteten Thiere, mit denen wir noch drei Stunden zu fahren hatten, auf die Beine. Du kannst dir denken,[1] wie mich dies angriff und verstimmte. Nicht zu schildern ist die Grausamkeit der Italiener gegen Thiere; fast alle Pferde und Esel sind wund, und auf diese wunden Stellen werden immer wieder Riemen und Lasten aufgelegt, ich mag gar nicht daran denken! Dann die Sorglosigkeit gegen ihre Krankheiten, die wenige und schlechte Nahrung, die man ihnen reicht!

Nah an Neapel kam dem Monsignor ein Wagen mit Verwandten entgegen, unter ihnen ein Capitano und Commessario del Re, der in Uniform uns an der Mauth und an dem Thore schnell durchhalf. Am Thor erwartete mich ein Bedienter unseres Agenten, der uns in's Hotel . . . begleitete . . . Es war schon dunkel, eine Menge Wagen rollten vorüber, als wir durch Fori und Toledo kamen, ein Drängen von Menschen um hell erleuchtete Buden, Kaffeehäuser, Trattorien, kleine Theaterchen, Pulcinelle und Handelsgewölbe war, was wir nur wie durch eine Ritze des Vorhangs sahen. Ein heiterer Tag lacht über uns, wir werden abgeholt, der Vorhang rollt auf."

b) In den s. g. Studien:

„Aeußerst merkwürdig war uns die Sammlung altgriechischer Vasen, die, gewiß weit — ja weit über 2000 an Zahl, in acht Zimmern zum Theil auf Piedestalen, zum Theil in Schränken aufgestellt sind, Stoff und Form gleich herrlich, und sehr häufig auch Zeichnung der Figuren und Erfindung gleich schön und geistvoll. Welch ein Leben muß es bei den Alten gewesen sein, wo die Kunst aus dem Leben heraus und in das Leben hinein drang, wo Jeder, der etwas schuf, es aus sich nach eigener Phantasie und eigenem Hang gestaltete und nicht erst ängstlich nach Mustern umsah. Die Mannigfaltigkeit ist so unaussprechlich schön und bewundernswerth. Von der erhabensten Idee bis zum launigen Einfall sprechen sie frei und mit Grazie sich aus, und wenn auf Prachtvasen die Geschichten ihrer Götter und Helden prangen, so zeigt auf dem Lämpchen, das vielleicht eine Küche erleuchtete, ein Mäuschen, das vom Oele nascht, sich ebenso auf rechter Stelle . . . . . Dann die höchst interessanten Bronzen aus Pompei und Herculanum. Fast Alles was zum Schmuck sowohl

[1] Nämlich Schwester Therese.

als zum alltäglichen Leben gehört, ist hier zu sehen, nachdem es fast ein Jahrtausend unter Lava vergraben war. In großer Anzahl Kandelaber von den mannigfaltigsten Formen; Lampen groß und klein, sehr zierliche Kohlenbecken zum Wasserwärmen, Kessel, Waagen zum wägen mit zierlichen Kettchen und Köpfchen. Im zweiten Zimmer Götzenbilder, Geräthschaften zu Opfern, Gefäß in welchem die Priester die Eingeweide der Opferthiere untersuchten; Gesetztafeln, Glocken, Pferdegeschirr, Waffen, Kinderspielzeug, Wägelchen, Masken, Frauentoilette; Nähzeug, Nadeln, Fingerhüte; Ringe; Würfel; Musik-Instrumente, Armbänder aller Art. Man kann nicht fertig werden in Betrachtung aller dieser merkwürdigen, schön geformten Sachen."

c) Aus der Vesuvbesteigung:

„Wie seltsam wird Einem in und zwischen diesem dunklen Chaos von alten und neuen Lavaströmen, welche, von den Führern nach der Jahrzahl ihrer Entstehung benannt, bald aufgethürmt in Schlacken, bald wie ein versteinertes Meer, bald als ungeheure Rinnen den Grund bedecken, — wo hin und wieder aus kleinen Spalten Rauch emporsteigt, kein Vogel nistet, kein Käferchen summt, höchstens ein flüchtiges Eidechschen über das Geröll von Steinen hinschlüpft, kein Pflänzchen mit seinem Grün das Aug' erfrischt, nicht Ein Blümchen freundlichen Gruß uns winkt, — nichts als Verheerung und Schrecken der Natur, heiß der Sand, die Schwefeldämpfe steigen aus den Kaminen dieser unterirdischen Höllenküche, — jeden Augenblick erwartet man, daß die Erde sich öffne und irgend Einer aus der Samiel'schen Sippschaft einem den Weg vertrete, den mein gutes Eselchen so geschickt und sicher zu beschreiten verstund, daß ich endlich ohne alle Furcht über die schmälsten, steilsten und holperigsten Wege hintrottelte. — Der schwarze Berg vor uns, der azurne Himmel über uns — und wenn wir die Blicke wendeten, Neapel mit seinem Golf und seinen Bergen unter uns, das unabsehbare Meer zur Seite, — laß mich schweigen; schildern wäre fruchtlose Mühe."

Nach dem Bericht einer kleinen Eselsepisode:

„Uebrigens sind die Esel in der That meine Lieblinge geworden; was dem Araber das Kameel, dem Kosaken das Pferd, das ist der Esel dem Italiener, der aber weniger edel und gemüthlich als jene, statt ihn mit Liebe zu hegen und zu pflegen, ihn hungern und durften läßt, ihn über seine Kräfte belastet, und endlich, wenn das wunde erschöpfte Thier fast erliegt, mit unmenschlichen Schlägen das

Unglaubliche erzwingt. Unsere gestrigen, die nicht zu den schlimmstgehaltenen gehören, denn sie hatten keine Wunden, bekamen den ganzen Tag nichts bis Abends — und dann nur Disteln und etwas Kräuter. Wäre mir erlaubt, am Throne des Allmächtigen ein Vorwort einzulegen, dann wollte ich gewiß auch der Esel gedenken.

... Vor dem großen Kegel steigt man vom Thier, der Führer nimmt ihm den Zaum ab, gürtet sich damit und gibt dem Fremden einen Theil in die Hand, sich dran zu halten. Nun geht es über die Lava hin. Immer gleitet der Fuß, die losen Stücke rollen, unten dringt es warm aus der Erde, rechts und links raucht es aus kleinen Ritzen. Höchst ermüdend ist schon dieser Weg, ohne Führer für mich unbesteigbar, nichts aber gegen die Beschwerlichkeit der übrigen Strecke, steil in Sand und Asche hinauf zur höchsten Spitze. Sehr hohe Schritte sind nöthig, um fortzukommen, wenigstens die Hälfte aber gleitet man wieder zurück. Manchmal hat man mühvoll einige Schritte vorwärts gethan, auf einmal weicht ein kleiner Stein und in Einem Rutsch ist man wieder auf dem alten Fleck. Unter Seufzen, Lachen, Jammern und Frohlocken erreichten wir endlich den äußersten Rand, der eine ganz schneidende Kante bildet, ich wünschte keinen an Schwindel Leidenden dahin. Athemholend, auf unsere Führer gestützt, starrten wir in den Abgrund hinab, — ein furchtbar schöner Anblick noch immer, obgleich Allen, die den Vesuv früher gesehen, seit dem letzten Ausbruch bei weitem nicht mehr so interessant, kaum mehr Spuren von jenen Schwefelgrotten- und Schlünden, nur nackte dunkle Schluchten, die unten einen engen Kessel bilden; oben geht ringsherum, hin und wieder unterbrochen der schmale, jäh abfallende Rand; an verschiedenen Stellen dringt bald mehr, bald weniger Rauch heraus. Matsen[1]) war ganz verdrießlich über die herrschende Ruhe und auch wir hätten lieber ein bischen Gefahr bestanden, um das große Schauspiel eines Ausbruches zu sehen. (Ein Franzose ward vor einigen Wochen von einem ausgeworfenen Stein an der Schulter schwer getroffen und mußte hinabgetragen werden. Nur Ausländer besteigen den Berg, Neapolitaner haben Scheu davor.) Wir setzten uns mit dem Rücken gegen den Krater auf dessen Kante und besahen mit Seelenlust das himmlische Land mit den unzähligen Städten und Villen. Auf einmal begann es unfern von uns, (doch so, daß wir sicher waren,) als ob ein großes Manöver statt hätte, erst kleines Geschütz, dann einzelne Kanonen, endlich eine Kanonade — und nun

[1]) Ein freundlicher Däne, an dessen Familie die Damen adressirt waren.

flogen aus einer Schlucht Steine, und eine Wolke dichten, röthlichen Rauches drang gewaltig heraus, gleich einer Säule gen Himmel steigend. Das Späßchen, das der alte Herr Vesuvius uns da zum Besten gab, machte uns erstaunlich viel Vergnügen, wir hätten freilich gar zu gern auch die Ehre genossen, ein paar Flammen auflodern zu sehen — aber das fand er unserer Wenigkeiten halber doch nicht der Mühe werth und so schickten wir uns denn zum Rückzuge an. Mein Führer Salvatore legte meinen Arm in den seinen und nun begann die lustigste Rutschpartie von der Welt. Nicht einen einzigen festen — wohl aber ellenlange Schritte in Sand und Asche, die so locker, daß man bis an's Knie in ihr wie einem lauen Fußbade steckt, — man kömmt gar nicht aus ihr heraus, nur beiläufig braucht man die Bewegung des Gehens zu machen, so rutscht sie mit einem hinab und in Zeit einer Viertelstunde und schneller ist man den ganzen Kegel hinunter."

d) Von der Solfatara, jenem „eingestürzten Vulkan, auf dem jetzt Schwefel gesotten wird," heißt es:

„Ein großer Raum, von Bergrücken umschlossen, ist noch im Innern so vulkanisch, daß man nur die oberste Erdlage fortnehmen darf, um auf siedend heißen Sand zu stoßen. In der Ferne schon sahen wir eine rauchende Stelle; als wir hinkamen, war es eine ganz mit Schwefel und Schwefelblüthe überzogene Grotte, aus der siedend und wallend Schwefeldämpfe dick hervorquollen. Der Anblick ist nicht mit Worten zu schildern, rothe und blaue Flammen stiegen mit herauf und ein Tosen und Brausen ließ uns fürchten, gleich würde die Erde sich aufthun und uns verschlingen. So ganz sicher ist man bei diesen Herren auch nie, die Erde ist hohl, wie der Klang beim Aufwerfen schwerer Steine zu erkennen gibt. Seit der schrecklichen Eruption des 23. Oktober 1822 ist der Vesuvio ruhiger, hingegen die Berge auf dieser Seite von Neapel unruhiger. — Damals mußte man in der Nähe des Berges, nachdem er zu toben und zu speien schon aufgehört hatte, noch mehrere Tage mit Fackeln am Tage gehen, so finster war Alles umher von Asche und Staub; in der Stadt ging man mit Regenschirmen, weil es beständig Asche schneite, und zwar nacheinander in verschiedener Farbe: grau, roth, gelb. — In Ischia ist der Boden so vulkanisch, daß man an vielen Stellen nur einen Fuß tief graben darf, um kochendheißes Wasser zu finden. Wenn die Landleute sich erquicken wollen, graben sie solche Stellen auf und stecken, wo es nicht allzu warm ist, die Füße hinein — eine bequeme Art von Fußbädern!"

e) „Himmlischer Tag (27. Januar), das Meer so klar und ruhig, daß man bis auf den Grund hinab sehen konnte; welch eine reiche Welt auch da unten!!"

f) Ueber das neapolitanische Volk:

„Wenn ich das, was ich von Eingebornen und Fremden gehört, zusammenstelle, so ergibt sich, daß, wie bei uns, die fleißigste und ehrwürdigste Klasse die der Landbewohner und -Bebauer sei; in kleinen Orten soll noch alte gute Sitte herrschen, selbst in den großen Städten sei in manchen Zünften noch ein besserer Geist; so z. B. seien die Schuster und Schneider ungemein fleißig, man sieht sie nicht selten bis um Mitternacht arbeiten. Sehr fleißig ist auch der Weinbauer und muß sich sein bischen Leben sauer genug erkaufen; die Mäßigkeit in Speis' und Trank ist bewundernswerth, das Laster der Trunkenheit in ganz Italien fast gar nicht zu finden. Selbst der Bewohner der Stadt Neapel, wo allerdings der Volkscharakter bedauerlich versunken sei, findet warme Vertheidiger."

Beilage 4.

Wieder in Rom.

a) Tivoli.

Da die heutigen Besucher den großen Wasserfall von Tivoli nicht mehr in der alten malerischen Gestalt erblicken, sondern in einer Veränderung, zu welcher sich die päpstliche Regierung in Folge von gefährlichen Ueberschwemmungen veranlaßt gesehen, wennschon auch seine jetzige Erscheinung noch immer von überwältigender Schönheit ist, — so glauben wir aus Friederikens lebendiger Schilderung des früheren Bildes in Tagbuch und Briefen Einiges zusammenstellen zu dürfen. Bekanntlich verdankte man auch die früheren Fälle nicht einzig der Natur, denn schon die alten Römer hatten oberhalb der schroffen, eine Schlucht bildenden Felsenhänge, an deren sanfterer Abdachung die Stadt mit ihren reizenden Tempeln in Grün höchst malerisch sich bettet, den Fluß mehrarmig an ausgewählte Stellen des Absturzes geleitet.

„Während an der Einen Seite der Schlucht zwei mit gleicher rasender Schnelligkeit herabstürzende Wasserströme in der Neptunsgrotte in etwa halber Höhe des Abhangs sich begegnen und zu Einer riesigen Schaummasse vereinigt, theils in die Tiefe stürzen, theils in weit hinausgetriebenen Wolken von Wasserperlen versprühen, stürzen auch gegenüber zwei Ströme nebeneinander über eine hohe Felsenwand herab, vereinigen sich unten mit den Wassermassen, welche die Neptunsgrotte ausgeworfen hat, und so rauscht die ganze Fluth mit ihrem betäubenden Getöse über losgerissene Felsenstücke hin, bis sie tief unten durch die enge Grotte der Sirene hindurch gedrängt nunmehr in freundlicher Umgebung sich spielend fortbewegt. Die warme Farbe der Felsen, die sanfte Großartigkeit der umgebenden Berge, die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, das unbeschreiblich Reizende in den Formen der Gebäude, vor Allem der Ruinen des Sibyllen- und des Vestatempels sind bezaubernd."

„Der Sibyllentempel im Hof unseres Wirthshauses und die ganze Aussicht ist himmlisch und wurde während einiger Minuten durch zwei Regenbogen, wie ich noch nie so prachtvolle gesehen, völlig verklärt. Der Hügel war wie vergoldet, in dunklem Grün stachen die Oliven sammt ihren Schlagschatten davon ab, unten der weiße Wasserfall und die gelben Felsen, auf gelbem Stein das dunkle Moos, die Gebäude graulich, die Menschen oft wie in Scharlach gekleidet. Es war göttlich!"

Am nächsten Morgen lockte die Sonne voll Freundlichkeit sie vor die Thür, wo schon acht Esel gesattelt der Gesellschaft harrten.

„Wie in einem Feenguckkasten zog auf dem Weg rund um das Thal herum in beständigem Wechsel Bild an Bild vorüber, bald im ernsten Gebirgsstyl, bald in freundlicher Aussicht auf die Ebene, drin fernher Rom mit seiner Peterskuppel majestätisch pranget, dann ein einzelner Wasserfall, dann jene Menge von Fällen, welche zu Tivoli's Füßen in die Hauptmasse des Flusses sich stürzen, am äußersten Ende dann die Villa des Mäcenas, wo in langen gewölbten Gängen Bäche fließen, in den zerfallenen Höfen aus Nischen und Behältern Quellen sprudeln, solchen Ueberfluß ausschüttend, daß aus der Villa selber zwei Wasserfälle zu kommen scheinen; aber wo diese Fülle dereinst zu köstlichen Bädern in Marmorbecken aufgefangen wurde zum Labsal üppiger Römer, da treibt sie jetzt in ländlicher Abgeschiedenheit eine Mühle. Hier die alte Zeit in ihrer einfachen Riesengröße, — weiter hinaus die Villa d'Este, durch ihre hochragende Herrlichkeit die Gegend

beherrschend. Sie hat Michel Angelo angeordnet, den Stempel seiner phantasiereichen Zeit ihr aufgeprägt, die Cypressen gepflanzt, die noch jetzt hehr und stolz gleich ihrem Pflanzer sich erheben. In drei hohen, sehr breiten Terrassen steigt die Anlage zum Gebäude hinan, das wohl einst einem Feenschlosse mag geglichen haben, — nun verödet Schauer erregt mit seinen weiten Hallen, leeren Gemächern, verlassenen Sälen, bis wir im Geist seine Räume und den Garten wieder bevölkern mit den Gestalten der Vorzeit, mit seinen fürstlichen Bauherren und dem gewaltigen Baumeister, mit Ariost, welcher hier gedichtet, und seinen Zeitgenossen in aller Schönheit und Herrlichkeit jener Tage."

b) Aus Friederikens Tagbuch.

„Wagner[1]) erzählte, in der Nacht, worin seine Mutter starb, habe er seinen Namen Jan Martin so laut rufen hören, daß er davon erwachte."

c) Aus einem Briefe Ringseis aus Rom nach Bayern.

(Nachdem R. besprochen, daß der Kronprinz trotz zweier in früheren Tagen überstandener Brustkrankheiten keine schwache Brust und auch in anderen Rücksichten nicht die Leiden habe, die Einige zu besorgen schienen, äußert er:)

„Bei einer Fröhlichkeit, die Vielen krank- und krampfhaft scheinen möchte, und welche Andere, mit anderen Geistes- und Körperanlagen verzehren würde, gewann und gewinnt das gute Aussehen des Kronprinzen sichtbar.

Die drei letzten Reisen nach Italien gaben für jeden seines Gefolges davon Zeugniß, am auffallendsten aber die gegenwärtige, indem das sehr schlimme Aussehen beym Antritt der Reise mit jedem Tage derselben abnahm und bey der Ankunft in Rom, zu unser Aller Erstaunen gänzlich verschwunden war.

. . . Da der Kronprinz, wie Jemand richtig sich ausdrückte, mit dem Kopfe (mit der Phantasie) verdaut, und ich setze hinzu nicht bloß verdaut, sondern zum Theil hört, sieht, athmet und lebt: so wirkt in gutem und bösem Sinn nichts mehr auf ihn, als was die gute Laune weckt und erhält und sie verdirbt. Ich — und jeder seines

[1]) der Bildhauer.

Gefolges — haben öfter bemerkt, daß, oft bloß mit einem Wort erregte, üble Laune auf der Stelle ihm den Appetit raubte, seine Gesichtsfarbe entstellte und Kopfweh bewirkte.

.... Das vortreffliche Befinden des Kronprinzen in Italien verdanken wir nicht vorzugsweise der Oertlichkeit und dem Klima, denn nach dem Zeugniß der Sterbelisten gibt es in Rom fast so viele Brustkrankheiten als bei uns, und die Verdauung pflegt in kälteren Gegenden kräftiger zu sein als in wärmeren, wir verdanken es größtentheils der sorgenfreien, von verdrießlichen Gefühlen entfernten und seiner eigenthümlichen Geistesstimmung entsprechenden Lebensweise, wodurch die ihm, mehr als den meisten Menschen, wesentlich nöthige Heiterkeit des Sinnes bedingt wird."

Beilage 5.

Ringseis an Friederike auf dem Heimweg.

a) „Rom, 26. April.

... Mein Friedel ist vielleicht gerade jetzt am Wasserfall (in Terni). Wie freu' ich mich euretwillen, daß der Himmel so heiter geworden .... Ich las heut und gestern in deinem Tagbuch, aus dem mir wie aus einem Spiegel dein Inneres wiederstrahlt, mich freuend des Inhaltes und gerührt, daß du darin so oft meiner gedacht. Ich freue mich recht nach der Heimath, wo wir die Früchte unserer Reise dankbar genießen wollen. Lieb Herz, möge unser lieber guter himmlischer Vater (dein Vorhaben) segnen, wir wollen ihn recht darum bitten.

Heut sieht lieb Friedel das wunderherrliche Assisi, und betet dort für mich."

b) „Columbella, 16. Mai.

... Deine Briefe hab' ich erhalten ... Tausend Dank für deine Liebe und Treue.

Heut Früh [1]) beim Erwachen erhub ich mein Herz betend zu Gott, (ahnend, daß um diese Zeit wohl auch mein lieb Friedel beten würde;) Ihm dankend für alle erwiesenen Wohlthaten und bittend, daß Er unser Herz reinigen und unseren Willen mit dem seinigen ganz einig machen wolle; und daß es Ihm gefallen möge, mich aus meiner gegenwärtigen Lage zu befreien."

---

[1]) An seinem Geburts- und Namenstag.

19. „Heute habe ich zu meinem großen Troste gefunden, daß es viel besser mit der Marchesa geht. Ich werde jetzt im Hause als der Schutzengel betrachtet.“

29. Mai. „Liebes gutes Herz, du verlangst, daß ich dir recht viel schreibe, aber meine Lebensweise, seit der Abreise des Kronprinzen, ist so einförmig, daß sich nicht viel davon erzählen läßt. Morgens um 5, 1/26 Uhr erwach' ich und fange an, zu lesen und zu studiren im Bette, lauter medizinische Gegenstände, und zwar praktische, über die ich als Professor vortragen werde. Ich habe im vorigen Sommer angefangen, alle medizinischen Gegenstände wiederholt zu studiren, habe mit der Anatomie und Chirurgie begonnen, auf der Reise mit der Physik, Chemie, Pharmazie, Botanik, zum Theil der Mineralogie fortgesetzt, und kurz vor der Abreise von Rom die Fächer vorgenommen, über die ich lehren soll. Ohne den, durch meinen hiesigen Aufenthalt nothwendigen Aufschub des Antrittes meiner Lehrstelle und ohne die mir hier gewährte Muße hätte ich mein neues Amt gewiß nicht so vorbereitet angetreten, als ich es nun werde; ich habe in vier Wochen hier viel gethan, und werde noch viel thun in drei Wochen und bis zum künftigen November. In dieser Hinsicht dank' ich Gott für diese Schickung.

Um 8 Uhr erheb' ich mich aus dem Bett und trink' mit Rehbenitz auf meinem Zimmer Kaffee . . . . Wir sind gewöhnlich recht fröhlich dabei; ich erzähle ihm öfter von dir, er wünscht dich zu kennen. Wir freuen uns dann der köstlichen Aussicht aus meinem Zimmer . . . .

Das Schloß ist sehr ansehnlich und sehr gut gebaut. Zur ebenen Erde führt ein geräumiger Vorplatz — rechts zur schönen Treppe, links in eine Reihe Zimmer, gerade vorwärts, dem Portal gegenüber in einen großen Saal mit Billard, zu dessen beiden Seiten abermals große Zimmer. Im zweiten Stockwerk reicht ein noch höherer Saal ins dritte, so daß die 12—14 Fuß hohen Zimmer dieses dritten Stockwerks nicht bloß untereinander in Verbindung sind sondern alle noch mit besonderem Ausgang auf die Galerie des Saales münden; Saal und Galerie aber haben wieder jedes seinen eigenen Vorplatz in jedem Stockwerk. Unterirdisch nach Einer Seite, — frei, vermöge des abhängenden Erdreichs, nach der anderen Seite sind Küche, Speise- und Vorrathsgewölbe; alle Räume gewölbt, in allen Stockwerken.“

2. Juni. „Ich bin entschlossen, (dem Kronprinzen) nach Monaten noch einmal dringender und noch ernsthafter Vorstellungen zu machen, so Gott will.“ [1])

11. Juni. „Heut ist die Post von Florenz gekommen, hat aber keinen Brief von Friedel gebracht. Es muß wieder große Verwirrung auf den Postämtern herrschen, denn daß Friedel geschrieben, weiß ich gewiß; schrieb ja so fleißig, selbst wenn ich nicht schrieb, und nun da ich so fleißig bin: [2]) da würde Friedel sich die Fingerlein stumpf schreiben. Es ist gut, daß wir nicht lange mehr nöthig haben, einander zu schreiben . . . .“

12. Morgens. „Soeben komme ich aus dem englischen Garten des Marchese, den ich täglich zwei-, dreimal seines Schattens wegen zu besuchen pflege. Er liegt am nördlichen steilen Abhang des Hügels und besteht zumeist aus Eichen, die sehr schön theils durch Größe und Form, theils weil sie häufig an Stamm und Aesten mit Epheu bedeckt sind. Schmale Wege, die wagerecht am Abhange hinziehen und unter spitzen Winkeln sich mit etwas tieferen verbinden, verlängern und erweitern den eigentlich kleinen Raum, aus dem man, zwischen den Bäumen durch, verschiedene Aussichten erhält auf die Berge ringsum; reich ist dieses Wäldchen an Nachtigallen. Hier auf- und abgehend, denkend, lesend, meiner Friedel mich erinnernd, bekomme ich recht Lust, uns auch einen kleinen Raum auf dem Lande zu erwerben, und ich denke ernstlicher als je an den Kauf des bekannten Gütchens.“

16. Juni. „Gestern und die verflossene Nacht hat es außerordentlich geregnet; heut Früh um 5 Uhr stieg ein gewaltiger Nebel gegen Himmel; die Sonne hat ihn aber niedergeschlagen und es ist jetzt der Himmel so rein, so blau, so milde, die Erde so grün, die Luft so voll Gesang, und mein Herz so davon bewegt, daß ich niederfallen, beten und danken möchte, und ich thue es auch.“

18. . . . „Täglich kommen Kranke zu mir, und wenn ich länger bliebe, würde ich mehr bekommen als mir lieb ist.“

---

[1]) Anm. der Schreib. In der That liegt ein bezügliches Briefkonzept uns vor, offenbar nach der Heimkehr verfaßt, doch ist uns unbekannt, ob der Brief wirklich geschrieben wurde.

[2]) Die Erzählungen im Text des 11. Kap. über Ausflüge, Gebräuche u. s. w. sind großentheils R.'s Briefen an Friederike entnommen.

Beilage 6.

Aufzeichnungen Friederikens auf dem Weg zum Badort, daselbst und auf dem Heimweg.

a) An Ringseis.

„Florenz, 1. Mai 1824.

. . . . Wie schwer die Wolken (bei unserem Abschied in dem einzigen Rom) am Himmel hingen, wie sie sich den ganzen Tag in Strömen herunterließen und die Natur in Dunkelheit und Trauer hüllten, weißt du selbst, und weißt auch, wie eine günstige Tramontana sie am folgenden Tag zerstäubte und die Sonne wieder festlich strahlend im heiteren Blau ihren Lauf vollbrachte und in einem von ihr selbst geschaffenen Meer von Gluth und Gold hinunter sank. In diesem über alle Beschreibung erhabenen Moment stand ich auf der Spitze des Hügels am Wasserfall zu Terni und tauchte den Blick bald in die Feuerwellen, die im Westen schwammen, bald in die stürzenden Wogen des majestätischen Stroms. Die Natur feierte einen ihrer Verklärungsaugenblicke, in denen sie, der Seele eines Betenden ähnlich, ihrem Schöpfer näher kömmt; über das schmale Thal spannte sich vom Wasser empor der siebenfarbige Triumphbogen. Als sollte er auch uns ein Symbol der göttlichen Gnade sein, versenkte ich mich in den Anblick desselben und hatte nur Einen Wunsch: diese Fülle von Empfindung mit dir, du theurer lieber Mann, theilen zu können."

. . . „In Spoleto, wo wir Mittagsrast hielten, besahen wir in Eile in der capella della Delegazione das Bild, das Raphael in seiner frühesten Jugend malte, die Anbetung der drei Könige. Schön ist das Kindlein, Maria so fromm neben ihm, lieblich der Engel, der hinter ihr betend kniet, — das ganze Bild machte auf mich einen sehr lieben Eindruck von Jugendlichkeit, in der die Unbeholfenheit selber zur Grazie wird.

. . . „Je mehr man sich von Rom entfernt, je mehr ist Reinlichkeit in den Städten,[1]) dafür aber nimmt die Schönheit der Menschen ab, der Adel der Gestalten schwindet, die Regelmäßigkeit der Formen, die Grazie der Bewegung, — statt der weißen Tücher, die den Kopfputz der römischen Weiber bilden, allerlei Feder- und andere Hütchen, statt der wollenen Gewänder moderne Stoffe."

[1]) Friederike erzählte öfter, wie sie längere Zeit in Via Condotti, also einer hübschen Straße Rom's Tag für Tag an einer verfaulenden Katze vor-, wo nicht über sie hinüber gemußt.

(Ueber die obere Kirche im Franziskanerkloster von Assisi heißt es:)

„Welch eine Kirche! So hoch und herrlich, so zierlich im Großen wie im Kleinen; wie leicht tragen die schlanken Säulen, deren immer mehrere nebeneinander einen Pfeiler bilden, das schöne Gewölbe, welche Form der Fenster und wie glücklich die Austheilung der Felder in den farbigen Scheiben, welche Farbenpracht und Niedlichkeit der Zeichnung im Zierrath, in den Chorstühlen, und endlich welche Schätze von Malereien, — die Wunder des Heiligen von Giotto und seinen Schülern in Fresko, Oelgemälde von Perugino und Kopien nach Raphael! O wie ich wünschte hier recht lange verweilen zu können! Aber man führte uns weiter . . .“

„Die Nacht brachten wir in einem einsam gelegenen Wirthshaus zu . . . An der römischen Grenze warf ich mit recht dankbarem Herzen einen Abschiedskuß zurück in das Gebiet des Großen und Schönen, in das unvergeßliche Rom.“

„Am 2. Mai sah ich“ (in Florenz) „bald nach dem Aufstehen eine Prozession vorbeiziehen, wo unter vielen Bruderschaftsmännern ein kleines Kind als Engelchen gekleidet, auf einem Esel reitend ein Fäßchen Oel in den Händen hielt, das der Madonna dei Carmini geopfert wird. Es sah recht lieb aus. In Italien wird das Christenthum mitunter etwas heidnisch betrieben, aber poetisch sind viele ihrer Gebräuche, das ist unläugbar. Wie lieblich ist nicht die Idee der neapolitanischen Landmädchen, die am Vorabend eines gewissen Marienfestes ein Glas mit Rosen vor das Fenster ihres Schlafgemaches stellen — weil Nachts Madonna vorüberfliegt, an die Rosen haucht — und dadurch dem Wasser, in dem sie stehen, die Wunderkraft ertheilt, dem Mädchen, das sich damit wäscht, die Schönheit zu erhalten. — An einem anderen Feste der Mutter Gottes versammelt sich Jung und Alt in Arcera, wo der Madonna della Colomba Tauben dargebracht werden. Auf schön geputzten Wagen, mit Blumen geschmückt fahren die Opfernden an.“

(Aus der Tribuna in Florenz:)

„Die Porträte von Raphael interessiren mich überall unaussprechlich; wie charaktervoll, wie ungekünstelt, wie voll Grazie die weiblichen! Nebst der Fornarina, die mir übrigens am wenigsten lieb ist, eine junge Dame im grauen Kleid, halbe Figur, das Gesicht hat einen stillen Ernst, die Stellung ist so ungesucht und angenehm; sie hat die

schönen Hände übereinander liegen; der Zeigefinger der Rechten, in der sie, wenn ich nicht irre, den Handschuh hält, biegt sich auf einen Tisch oder Rahmen gestützt etwas krumm. Wie diese Kleinigkeit dem Ganzen Wahrheit gibt, ist erstaunlich — aber wie muß man auch zeichnen können, um so etwas natürlich und lieblich darzustellen!"

b) Aus Pisa und San Giuliano.

„Eine spaßige Gewohnheit in Florenz und hier" (Pisa) „ist, daß man Katzen, die einem überflüssig sind, in's Kloster schickt; man setzt sie an der Pforte in die Winde hinein, die mitleidigen Frauen getrauen sich nicht sie zu verstoßen."

(An Ringseis. Ueber den acht Stockwerke hohen, schiefen Thurm von Pisa:)

„In alten Stadtarchiven soll gesagt sein, daß als er bis zur Hälfte aufgebaut war, der Grund eingesunken sei, (wofür die Hälfte der an der Basis befindlichen Säulensockel, ganz in der Erde steckend, die Bekräftigung geben;) dennoch habe der Baumeister fortgefahren zu bauen, wohl berechnend, daß der Thurm deßhalb nicht weniger Dauer haben werde. Wenn man die Schönheit der Bauart betrachtet, so wird einem ganz klar, daß Menschen, die solche Werke hervorzubringen im Stande waren, — der kleinlichen Sucht, etwas noch nicht gesehenes Bizarres zu schaffen, unmöglich so gefröhnt haben können, daß sie geflissentlich die Schönheit der Seltenheit geopfert hätten."

(Nachdem Friederike mit weihevollem Entzücken von der unaussprechlichen Herrlichkeit jener Pisaner Bautengruppe gesprochen, deren Architektur noch hervorgehoben werde durch die mit der Zeit warmgelb gewordene Farbe des ursprünglich weißen Bausteines, schließt sie beim Verlassen des Doms:)

„Ueber alle Maßen setzten uns die Bronzethüren in Bewunderung und Entzücken; sie enthalten auf sechs Flügeln Hauptmomente des neuen Bundes, unten die Apostel und Heilige in kleinen Feldern. Höhe und Mangel an Zeit erlaubten uns nicht, alle genau zu betrachten, aber wie vollkommen ist alles an ihnen, und in den kleinsten Figuren und Köpfchen wie viel Charakter. Der Fleiß und Geschmack an den Blumen- und Fruchtgewinden, die überdies mit unzähligen Thierchen ausgeschmückt sind, ist völlig unbeschreiblich, man muß es selbst sehen, um es glauben zu können, daß alle Blätter und Blumen

in ihrer natürlichen Größe so getreu nachgebildet sind, daß nicht nur die Form im Wesentlichen, sondern jedes Aederchen im harten Metall ausgedrückt ist. Man kann nichts Zarteres sehen als die Rosen und Rosenblätter, auf welchen kleine Käferchen naschen, oder die Schoten, wovon eine, halb geöffnet, einem Mäuschen behagt, die Wein- und Eichenblätter gerade als ob sie vom Mutterstamme herabgerissen in Metall verwandelt worden. O sinnvolle Zeit, o Menschen voll Löwenkraft und Taubengeduld!"

An Bruder und Schwägerin.

„San Giuliano, 14. Mai.

Wenn die Glöckchen in Euren Ohren hangen wie sich's gehört, so müßt Ihr seit vierzehn Tagen alle Augenblicke ein Geläute hören, als wäre ein Fest um das andere."

(Bezieht sich auf Friederikens damaligen Verkehr mit der Familie des großherzoglichen Leibchirurgen Boiti, welche zur Würzburgerzeit mit Hartmann in freundschaftlicher Beziehung gestanden.)

Tagbuchstücke.

„San Giuliano, 9. Mai.

Es kamen eine Menge theatralisch gekleidete Bauern, die den Mai besangen."

19. Mai.

„Wir gelangten spazierend weiter als sonst, der Abend war in hohem Grade lieblich, die mit Oelbäumen besetzten Berge im schönsten Licht und Schatten, die kahlen in den wärmsten Farben spielend, die Ebene so frisch und grün. Die Landleute sind alle sehr höflich, jeder grüßt und hält das kleinste Kind zum Grüßen an."

21. Mai.

„Wir dachten und sprachen den ganzen Tag über den Inhalt von R.'s Brief, wie und wann wir nach Deutschland zurückkehren und freuten uns, daß wir nun mit dem herzinnigst lieben Ringsel reisen werden. O wie gut, wie himmlisch gut ist er und wie schön drückt sich dies bei jeder Gelegenheit aus!"

25. Mai.

„An einem schmalen Steinpfad hörte ich hinter mir ein langes St St ziemlich vernehmlich, ich blickte um und sah eine schwarze Schlange in einem Myrthengebüsch verschwinden."

„Fünf todte Schlangen lagen an der Straße."

„Die Vipern seien die gefährlichsten; im Fall eine solche sticht, muß man die Stelle fest unterbinden, eine Wunde machen und schnell gehen, sonst verfällt man in eine Schläfrigkeit und endlich gar in den Todesschlaf. Die Schlangen, die einen peitschen, verursachen große Geschwulst und Schmerz, aber selten den Tod."

28. Mai.

„Die Gebirge gegen Lucca sind gezackt, die Vorgebirge alle von sanfter Form, von rothem Marmor und rother Erde glühend und mit mancherlei Grün geschmückt."

3. Juni.

„Ein Felsen völlig rothbraun und violett, frisches Grün darauf und auf diesem schneeweiße Lämmer weidend. Die zarten Oelbäume in ihren bescheidenen Farben auf dem üppigen Grün der Wiesen, in Terrassen übereinander, andere Stellen kahl und wie vergoldet, Villa an Villa, von Zeit zu Zeit ein Kirchlein, — eins wo der Thurm eigens steht . . . Wie war uns wohl, wie war es schön."

7. Juni.

„Abends am Monte delle Fadde, an den schönen rothen Marmorbrüchen hin, die von der Abendsonne beleuchtet, in einem herrlichen Silberschimmer glänzten; Aqua di profondo besehen, ein Schwefel enthaltendes Schlammbad, — es perlt beständig herauf, soll sehr tief sein, gehört dem Herzog von Massa und ist für Hautkrankheiten gut."

Pfingstdienstag den 8. Juni.

„. . . Nachmittags sahen wir den Baglio, ein Esel-Korso, der sieben Ellen Pers zum Preis einträgt. Phantastisch gekleidete Kerle mit Papierhelmen und Flügeln dran, kommen auf Eseln angeritten; da aber Letztere keine Begierde nach dem Ziele spüren, hängen sich noch fünf Kerle daran, die schreiend den Esel stacheln und reißen; am Ziele angelangt, muß der Reiter auf zeltartig oben zusammenlaufenden Seilen ein Ziel erklimmen und die Hauptfahne holen. Alles dies geschah, aber der Letzte fiel herab. Wie sie sich herumstoßen, schlagen, ist gräßlich, und ich glaubte, sie wollten den Preisträger tödten, so ging's zu. Vielhundert Menschen waren versammelt und ein beständiges Fächeln mit Fächern gab dem Ding ein besonderes Ansehen."

(Am Frohnleichnamstag durchwandert Friederike Pisa's schön geputzte Straßen; allenthalben hangen Teppiche in allen Farben von den Fenstern tief herab, worunter besonders die

gelb und roth gestreiften sich gut ausnehmen; die Straßen alle mit duftenden Kräutern (Josephskräutchen) bestreut, mit Orangenblättern, Buchs und Blumen, auf allen Fahnen sind Sträuße und Körbchen voll Blumen befestigt, an den Fenstern desgleichen, vor den Palästen theils die Wappen der Familien (vor dem Stephansordenshaus das Ordenskreuz mit der Krone), theils schöne Teppichmuster, diese wie jene in der reizendsten Farbenmischung aus Blumenblättern mosaikartig gelegt. Zur Erinnerung zeichnet sie sich ein solches Teppich-Viereck mit Farben-Angabe in's Tagebuch.

18. Juni.

„Der Großherzog ist todtkrank, alle Mittel, worunter auch Oelbäder, scheinen unfruchtbar zu sein. Alles ist bestürzt, Alles beklagt mit Thränen aufrichtigster Liebe dieses Unglück ... Der Großherzog hat den großen Zug edler Menschen, keinem kleinlichen Mißtrauen Gehör zu schenken. Er fühlt sich überall sicher und ist es auch. Allen Verfolgten, welcher Partei sie angehörten, gönnte er in seinem schönen Florenz eine Freistätte, — Schlechten wurde auf höfliche Weise gesagt, daß sie gehen sollen."

(Der Großherzog starb, Friederikens Arzt sagte: „Wir haben unseren Vater verloren!" Sie hatten es auch für vortheilhaft gehalten, den Bruder des Kaisers zum Regenten zu haben.)

24. Juni.

„Hier bindet man Farrenkraut in einen Büschel, besprengt ihn mit Milch, hängt ihn auf, — da drauf setzen sich die Fliegen. Ist er voll, so steckt man ihn in einen Sack und ersäuft oder erschlägt sie."

c) Auf der Weiterreise.

(Ueber den Dom von Mailand.)

„Noch jetzt wird gebaut an diesem, Alles was ich bis jetzt gesehen, übertreffenden Gebäude, das so herrlich ist, daß selbst die Verirrungen späterer Zeiten einem nur wie grobe Druckfehler in einem schönen Gedicht vorkommen, man wünscht sie weg, aber man versteht deßhalb doch den Sinn des Ganzen."

d) Einen kleinen heiteren Nachtrag gestatte man uns als für beide Eheleute charakteristisch. Noch in Rom finden wir zum zweiten Jahrestag ihrer Vermählung am 28. März in Friederikens Tagbuch einen kleinen poetischen Erguß, worin sie mit großer Wärme ihrem Ringseis und dem himmlischen Vater dankt für das, was ihr in R. geworden; diesen fordert sie auf, mit ihr Gott Preis und Dank zu sagen und vertrauensvoll um das zu flehen, was dem Glücke Beider noch mangelt und was sie heiß ersehnen. (Siehe Eingang des 12. Kapitels.) Gleich darauf folgt in Prosa ein Erguß anderer Art:

„Ich kaufte für R. eine geschnittene Muschel mit zwei (ineinandergelegten?) Händen; dies wie die Worte, die doch gewiß aus dem Herzen kamen, nahm er ganz gleichgültig an, und will die Muschel nicht einmal fassen lassen, weil sie ihm nicht kunstgerecht genug erscheint. Heß half mir sie wählen. Noch hat Ringseis mich nie aus eigenem Antriebe bei irgend einem Feste mit einer Aufmerksamkeit erfreut; nimmt er nicht einmal die meinigen freundlich oder vielmehr freudig auf, so muß ein Alltagsleben ohne Festtage eintreten.“

Ja, ja, nicht umsonst nannte sie ihn trotz all seiner Herzlichkeit und Güte ihr „trockenes Männle!“

Der kleine Groll hat schwerlich länger als einen Tag gedauert. Sechs Wochen später schreibt sie dem Herzliebsten aus San Giuliano:

„In sechs Tagen ist dein Geburts- und Namensfest, ich bin betrübt, es nicht an deiner Seite feiern zu können. Empfange meine innigsten Wünsche, du lieber theurer Mann! Gott schenke dir seinen Frieden! Mich habe noch ferner lieb und leite mich mit Geduld, du vermagst Alles über mich, darum lenke mich mit Liebe und lasse dir meines zeitlichen und ewigen Lebens Heil angelegen sein. Ich will dir folgen und treu, liebevoll und geduldig sein. Lebe wohl, mein liebes, goldenes Herz! Lebe recht froh! Sind wir nur wieder in der Heimath, dann wollen wir recht gemeinschaftlich dem Guten nachstreben. Wie freue ich mich!“

Am 16. Splügen.

„Mein lieber guter Ringseis hat mich zwar recht ausgezankt, aber doch engelslieb. (Der Kondukteur hatte Flaschen auf die Imperiale

genommen, eine zersprang, tröpfelte herab und nun ist's wahrscheinlich, daß unsere Sachen Schaden gelitten; das rügte ich.)"

Aber ach, am 18. Juli, an welchem die Reisenden von Ragatz nach Lindau fuhren, heißt es:

„Ringseis erinnert sich keineswegs meines Namenstags, obschon er sich ihn öfters sagen ließ, — warum vergißt er denn jedesmal meine Festtage, während er die seiner Mutter und Schwestern sehr wohl bemerkt?"[1])

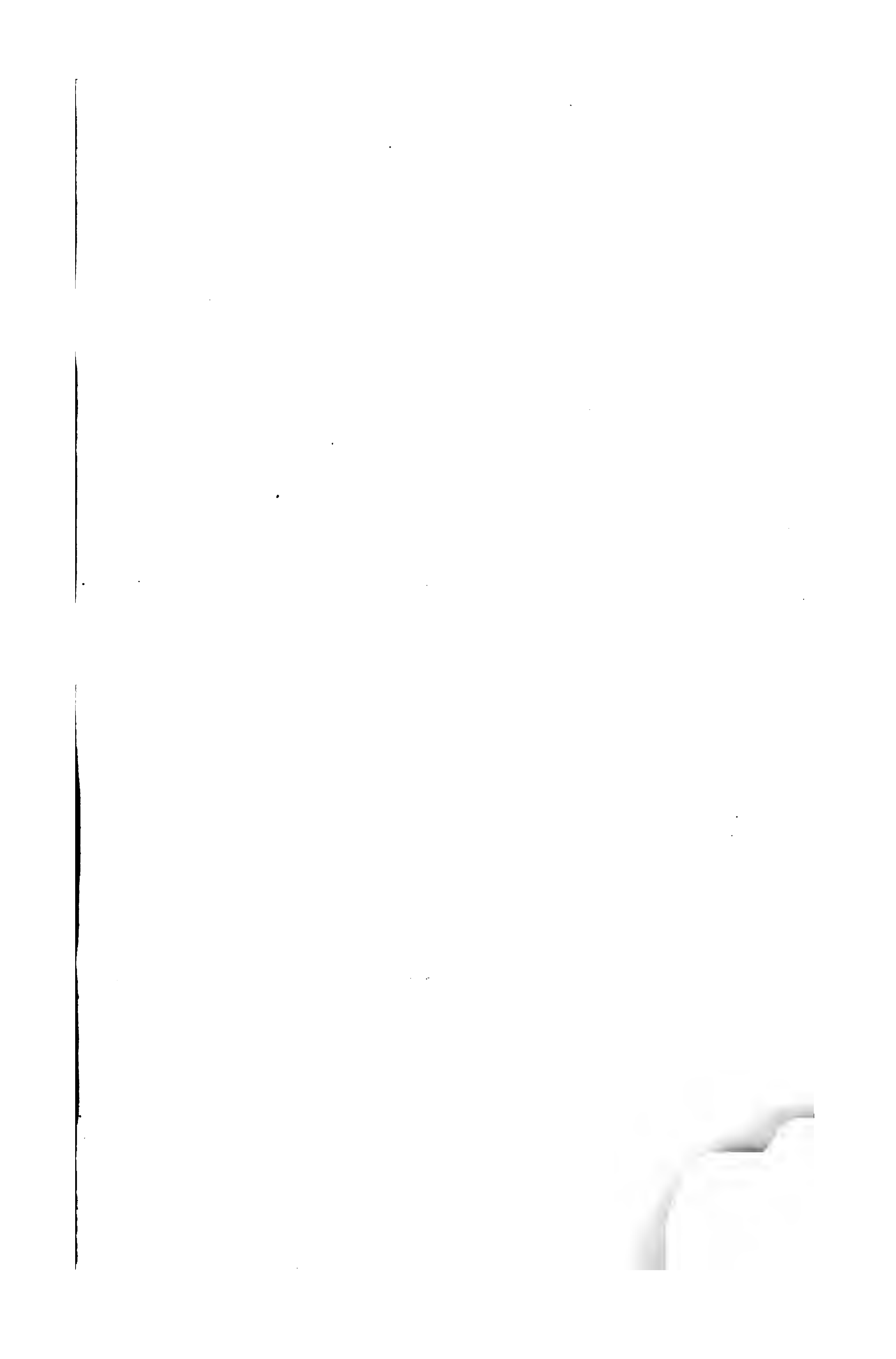
Sie mußte es gewöhnen, die Gute, — gewöhnte es in der That, nahm seine Vergeßlichkeiten lachend hin und ihre Rache war, seine Feste um so schöner zu feiern.

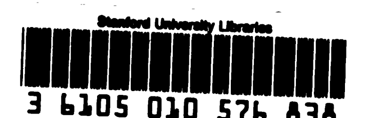
---

[1]) Auch nicht immer, wie wir aus seinen Briefen wissen.

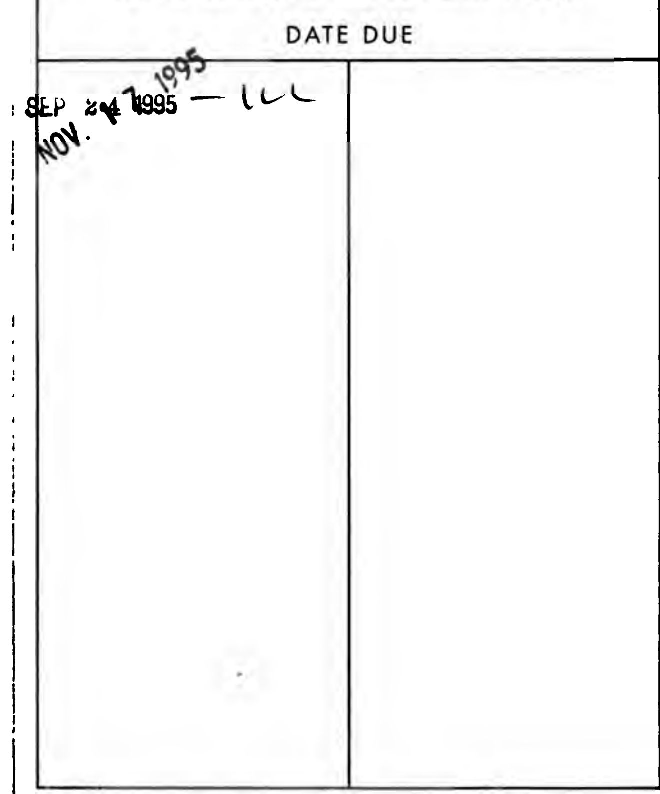


Prov. Germ. Inf. S. J.




Stanford University Libraries
3 6105 010 576 838

R
512
R5A2
v.2


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493
All books may be recalled after 7 days
DATE DUE
SEP 24 1995 — ILL
NOV. 17 1995

